

THEOLOGISCH-PRAKTIISCHE QUARTALSCHRIFT

Ostiarier.

Gedanken zur ersten Weihestufe des neutestamentlichen Priestertums.

Von P. Kasimir Braun O. M. Cap., Würzburg.

Wenn der Ostiarier ordiniert wird, so soll ihm . . . der Bischof vom Altare aus die Schlüssel der Kirche übergeben mit den Worten: „Handle so, daß du Gott einmal Rechenschaft zu geben vermagst über alles, was durch diese Schlüssel verschlossen wird.“ (4. Konzil von Karthago, 398.)

Die erste Weihestufe zum katholischen Priestertum ist das *Ostiarat*, die Weihe zum Amt des Kirchenpförtners, Kirchenwächters, Kirchenverwalters und Kirchenglückners.

In ernster Anrede schreibt der Bischof den in Chorrock, die Kerze in der Rechten, vor ihm knienden Ordinanden die Pflichten als Ostiarier in die Seele: „Geliebteste Söhne, die ihr das Amt der Ostiarier empfangen wollt, vernehmet, was ihr im Hause Gottes tun müsset. Der Ostiarier muß die Cymbel und Glocke läuten, die Kirche und das Sacramentum öffnen . . . Habet darum acht, daß nicht durch eure Nachlässigkeit etwas von dem, was in der Kirche ist, zugrunde gehe, daß ihr zu den bestimmten Stunden den Gläubigen das Haus Gottes öffnet, den Ungläubigen aber immer verschließet. Bestrebet euch auch, daß ihr, gleichwie ihr mit den materiellen Schlüsseln die sichtbare Kirche öffnet und schließt, nicht minder das unsichtbare Haus Gottes, die Herzen der Gläubigen nämlich, durch eure Worte und Beispiele dem Teufel versperret und Gott erschließt, auf daß die Gläubigen die göttlichen Worte, die sie hören, im Herzen bewahren und im Werke vollbringen; solches wolle in

euch der Herr zur Vollendung bringen durch seine Barmherzigkeit.“

Darauf überträgt der Bischof den Ostiariern ihr Amt, indem er sie mit der rechten Hand die Kirchenschlüssel berühren, die Kirchentüre öffnen und schließen und die Kirchenglocke läuten läßt.

Alsdann erhebt sich der Bischof mit den anwesenden Priestern im Flehen „zu dem allmächtigen Vater, damit er die erwählten Ostiarius segne, auf daß sie die treueste Sorge für und im Hause Gottes Tag und Nacht durchdringe . . . durch die Hilfe Jesu Christi“. Dann weiht er sie zu ihrem Amte mit dem Gebet zu Gott, „daß sie ihm unter den Pförtnern der Kirche mit Freude gehorchen und unter seinen Auserwählten Teil an seiner Belohnung zu erhalten verdienen“. Den Ordinanden aber gilt nun das Gebot: „Handle so, daß du Gott einmal Rechenschaft geben kannst über alles, was durch diese Schlüssel verschlossen wird!“

Die Kirche weiht nur den, von dem sie die moralische Sicherheit hat, daß er seinem inneren Sinn und Sein nach auch geistig und moralisch auf jener Stufe steht, die der Weihe- und Amtsstufe entspricht, auf die sie ihn durch die jeweilige Weihe erhebt, von dem sie auch mit gutem Grund annehmen kann, daß er sich in stetem und redlichem Bemühen innerlich immer würdiger seiner äußeren Würde mache. Wie Gott, so will eben auch die Kirche Gottes — muß es wollen — eine möglichst adäquate Übereinstimmung zwischen innerem Sein und äußerem Schein. Sie kennt auch gut die Wahrheit des Axioms: *Agere sequitur esse*. Wie einer innerlich ist, so wird er auch nach außen handeln, gut, wenn er innerlich gut ist, schlecht, wenn er innerlich schlecht ist.

Im gesamten Kosmos herrscht diese Übereinstimmung zwischen äußerem Schein und innerem Sein wie ein Gesetz: Alles, was ist, will auch das innerlich sein und äußerlich scheinen, was es ist. Stein ist Stein und will nur Stein sein und scheinen; Distel ist Distel und will nur Distel sein und scheinen und nie Feigenbaum; Dornhecke ist Dornhecke und will nur Dornhecke sein und scheinen und nie Weinstock; Lämmlein ist Lämmlein und will nur Lämmlein sein und scheinen und nie Wolf. Das ist ja das Herrliche und Entzückende an der Natur, daß sie nie lügt und etwas anderes scheinen will, als sie ist; und wenn einmal wie in der Fabel z. B. der Frosch etwas anderes scheinen will, als er ist, nämlich Ochse, und sich deshalb aufbläht, dann ist diese Lüge sein

Tod; er platzt an dieser großenwahnsinnigen, verlogenen Aufgeblasenheit!

Auch in der Welt über dem Menschen herrscht dieses Gesetz der Übereinstimmung. Engel ist Engel und will nur Engel sein und scheinen und nie Teufel. Teufel ist Teufel und will nur Teufel sein und scheinen und nicht Engel. Und als Luzifer und sein Anhang einmal Gott sein und scheinen wollten, so wurde das ihre Hölle und ihr Absturz in den Diabolismus. Auch wenn Luzifer den Menschen als Lichtengel erscheint, so scheint er es nur vor dem erkenntnisbeschränkten und darum täuschungsfähigen Menschen; vor dem allwissenden, alles durchschauenden und darum täuschungsunfähigen Gott aber steht er auch seiner äußeren Erscheinung nach als der da, der er innerlich ist: nämlich als Vater der Lüge.

Bei den vernunftlosen Geschöpfen und bei den Engeln, die sich in der Prüfungsstunde der Urzeit ein für allemal entschieden haben, ist dieses Sein- und Scheinen-Wollen absolut, unabänderlich, sie *müssen* das wollen. Nicht aber beim Menschen in statu viae. Zwar gilt auch für ihn dieses Gesetz, aber es ist für ihn kein naturnotwendiges *Müssen*, sondern ein von seinem freien Willen abhängiges *Sollen*.

Darum *muß* auch der Ostiarier *nicht* mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes innerlich das nach Sein und Gesinnung sein wollen, was er nach Amt und Stellung äußerlich zu sein scheint, sondern er *soll* es. Und hier liegt unsere *erste* und fundamentale Pflicht als Ostiarier. Das Ehrlichste und Edelste unseres *Ichs* verlangt ihre Erfüllung. Denn wenn schon ein jeder, der noch nicht in selbstgerechtem Pharisäismus sich für vollendet hält, in Stunden der Stille und aufrichtiger Selbstprüfung aufstöhnen und sich mit Hebbel gestehen muß: „Der ich bin, grüßt trauernd den, der ich könnte sein“ (und fügen wir sinngemäß hinzu: „der ich sollte sein“), so wird erst recht der Ostiarier, der schon im Heiligtum steht, diesen Sehnsuchtsgruß aus der Tiefe seines besten Ichs und den darin liegenden kategorischen Imperativ hören: Werde, was du sein könntest und solltest!

Und *Gott* will und erwartet es von uns: Gottes Wohlgefallen leuchtet über denen, die guten Willens sich um den moralischen Stand bemühen, der der Würde, Wichtigkeit und Heiligkeit ihres Amtes entspricht. Gottes Zorn aber lastet über jenen, deren moralischer Stand in schroffem Widerspruch mit ihrem Amte steht.

Und auch die *Kirche Gottes* kann nicht anders als dasselbe wollen und erwarten: Wie freut sie sich, wenn sie sieht, daß das Heilige in heiligen Händen liegt; aber Traurigkeit und Entsetzen erfüllen sie, wenn sie das Heilige Männern anvertraut sehen muß, die das nicht sind, was sie sein sollten und könnten. „Das Volk hat sich gemehrt, aber die Freude ist nicht größer geworden“ (Is 9, 3).

Daher hat jeder vor Gott und der Kirche und seinem eigenen besseren Ich die Verpflichtung, auf jener Stufe der Würdigkeit, Gewissenhaftigkeit und Heiligkeit zu stehen, bezw. mit redlichem Bemühen es zu erstreben, die der jeweiligen Weihestufe entspricht. In der Natur nennt man ein Ding, das äußerlich nicht so ist, wie es seiner Natur nach sein sollte, eine Mißgeburt, ein Monstrum. Es wäre eine Mißgestalt, eine Monstrosität, nach Amt und Würde ein Ostiarier zu sein, nach Würdigkeit und Heiligkeit aber nicht höher oder gar noch tiefer zu stehen als jene, denen er die Tür zum Heiligtum öffnet. *Darum wird der Priester als Ostiarier zuerst bei sich selber anfangen — justus a seipso incipit! — und zuerst den Tempel seines eigenen Ichs —* wisset ihr nicht, daß ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt! — *bewachen, beschützen, betreuen, rein und heilig gestalten und halten.* Er wird den Feinden Gottes, Satan, Welt und eigenen Gelüsten, die Tür zu diesem Gotteshaus verschließen, es mannhaft gegen sie verteidigen und stets auf Wache stehen, daß diese Feinde ihn nicht überlisten, überrumpeln, in die Burg seiner Seele einschleichen oder einfallen und dort die Greuel der Verwüstung treiben. Brüder, seid wachsam, denn der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe und wie eine schleichende Schlange! Weit, weit aber wird er die Türen zu diesem Gotteshaus, Ohr und Herz, öffnen für die Einsprechungen und Gnaden, womit der Heilige Geist ihn, seinen Tempel, immer herrlicher heiligen will. Wenn im Gebälk der Kirche, in Altar und Orgel und dem übrigen Holzwerk der Holzwurm sitzt, dann hat der Pfarrer seine liebe Not mit diesem argen Schädling. Im Gotteshaus unserer Seele aber sitzt von der Erbsünde her der Holzwurm der Leidenschaften und bösen Begierlichkeiten. Den Holzwurm im Holzwerk der Kirchen tötet und erledigt man neuestens erfolgreich und endgültig durch Blaugas. Ach, wenn es nur auch für den Holzwurm in der Seele so eine Art Blaugas gäbe! Aber so! Wenn man glaubt, man hätte ihn getötet, er macht sich doch wieder

bemerkbar. Als die Kirche uns durch den gnadenvollen Akt der Tonsur aus dem Laienstand in den geistlichen Stand versetzte, da hat der Bischof die Haare unseres Hauptes in Kreuzesform beschnitten. Jedoch die Wurzeln der Haare blieben und so wachsen die Haare immer nach und müssen immer wieder beschnitten werden. So werden auch in der Seele, solange wir auf Erden leben, die Giftwurzeln des Bösen nie ganz ausgerissen und ausgerottet werden; hast du eine Neigung überwunden, so zeigt sich bald eine andere, wähnst du sie hier ausgerissen, kommt sie vielleicht dort zum Vorschein. Drum darfst du das Schermesser nicht aus der Hand legen. Und damit du ja sicher weißt, welches das Schermesser ist, darum beschneidet der Bischof bei der Tonsur die Haare in Kreuzesform. Das Schermesser ist die Abtötung, Selbstverleugnung, die Kreuzigung des Fleisches und seiner Wollungen und Wallungen. So bewahrt der Priester als Ostiarier den Tempel seiner Seele davor, daß ihn nicht seine streunenden, zigeunernden und Bolschewismus treibenden Lüste und Leidenschaften zu einer Räuberhöhle machen.

Oft wird er dann auch in diesen Tempel des Heiligen Geistes gehen und dort Visitatio machen beim dulcis hospes animae. Die Visitatio Sanctissimi in der Kirche vor dem eucharistischen Heiland, unserer Seelenspeise, ist zeitlich und örtlich nicht immer möglich; jedoch die Visitatio Spiritus Sancti, unseres süßen Seelengastes im Tempel unserer Seele, ist zeitlich und örtlich immer möglich.

Und oft wird er in diesem Gotteshaus die Glocken zum Hochamt für sein Herz und seine Seele und sein Gemüt und seinen Verstand und seinen Willen und für alle seine Kräfte läuten und in diesem Hochamt das Opferungsglöcklein, das Wandlungsglöcklein und das Kommunionglöcklein, d. h. er wird sich dem Herrn als Opfer darbringen, Ihn bitten, daß Er die Wandlungsworte über ihn spreche, ihn mehr und mehr zu einer hostia pura, hostia sancta, hostia immaculata mache und ihn in stets inniger werdender Kommunion an Sich binde und kette.

Wenn nun das der Priester ist, ein wahrer Ostiarier des Gottestempels seiner eigenen Seele, und in redlich sich anstrengendem Streben es immer mehr wird, dann kann er gar nicht anders, *als auch ein wahrer Ostiarier seiner Gemeinde sein*, die ja ein Abbild der Kirche von Stein ist. Wie ein Cherub mit dem Flammenschwert

wird er vor seiner Gemeinde stehen, allem Bösen und allen Bösen die Tür verschließen und den brüllenden Löwen, den reißenden Wolf und die schleichende Schlange nicht eindringen lassen, auch mit Einsatz seines Lebens. Weit aber wird er die Tore öffnen allem Guten und allen Guten, allen Engeln und Heiligen und Seligen und der lieben Mutter Gottes und vor allem der Quelle alles Guten und dem König aller Engel und Heiligen, dem Gottheiland.

Dann wird er auch ein *wahrer Ostiarier der Kirche aus Stein* in seiner Pfarrei sein und in Wirklichkeit so handeln, daß er einmal getrost Rechenschaft ablegen kann über das, was mit den Kirchenschlüsseln geöffnet und verschlossen wird.

Die Schlüssel sind das Symbol des Rechtes, der Gewalt und der Verwaltung über jene Dinge, die durch die Schlüssel verwahrt werden. Die Schlüsselübergabe ist darum auch das Symbol der Übergabe des Rechtes, der Gewalt und der Verwaltung dieser Dinge. Mit dem ersten Symbol der Schlüsselübergabe und den sie begleitenden Mahnworten und Gebeten übergibt also der Bischof dem Priester zu treuen Händen das Recht, die Macht und die Verwaltung über die Kirche und alles, was zur Kirche gehört, und bindet ihm als *zweite Priesterpflicht auf seine Priesterseele: Priester des Herrn, du übe Recht und Gewalt und Verwaltung in und über das Haus Gottes aus! Du!*

Dem Priester übergibt der Bischof die Schlüssel zum Hause Gottes, nicht hängt er sie an die Kirchentür, daß jedermann sie nehmen und damit aufschließen könne. In geweihte Priesterhände sind sie vom Bischof gelegt, nicht in ungeweihte Laienhände. Darum sind auch Recht, Gewalt und Verwaltung in und über die Kirche nie und nimmer Laien oder sonst einer weltlichen Instanz übergeben. Darum darf auch der Priester die Schlüssel nicht aus seinen Händen in diese Hände geben und ein Laienregiment in der Kirche weder zulassen noch dulden. Laienregiment, weltliches Regiment in der Kirche ist zwar eine immer wiederholte Forderung des großen und kleinen Cäsaropapismus, ist aber ein absolut heilandswidriges Verlangen und Regiment. Geist vom Geiste des Heilands ist nicht der Cäsaropapismus, sondern das kirchliche Hirtenamt, also das Kirchenregiment. Zwar kann man Kirche und Priester vergewaltigen, in den kirchlichen Raum und religiösen Bereich gewaltsam einbrechen, die Kirchenglocken frevelnd und gewaltsam

läuten, Kirchen gewaltsam niederreißen, Kirchengut gewaltsam rauben, wie Rußland und Rotspanien, oder trocken wegsteuern und so enteignen, wie Frankreich vor zirka 30 Jahren mit seinen Kirchen- und Steuergesetzen. Aber wir wollen daran denken, daß das Tribunal der Geschichte, das Gerechtigkeitsgefühl jedes Menschen, auch sogar ihr eigenes, und vor allem der ewige Richter das als Vergewaltigung, Einbruch, Frevel und Raub bewerten und benoten, nie aber als Tugendübung preisen und als Recht legitimieren werden.

Die Kirche aus Stein ist das Abbild der Kirche im Himmel. *Die Schlüssel zur Kirche aus Stein sind darum auch das Symbol der Schlüssel zum Himmel.* „Und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches übergeben!“ Die Schlüssel zum Himmel hat der Gottmensch dem Simon-Petrus übergeben, nicht dem Simon, Sohn des Jonas; dem, zu dem Er sprach: „*Bis jetzt* hießest du Simon, Sohn des Jonas, von jetzt an sollst du Petrus heißen und du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen, und dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches übergeben.“

Simon, der Sohn des Jonas, ist sterblich und wird im Jahre 67 vom Kreuz ins Grab sinken. Simon-Petrus aber, der Felsenmann der Kirche und „Ostiarius“ des Himmels, muß unsterblich sein, weil ja nicht bloß bis zum Jahre 67, dem Todesjahre des Simon-Petrus, Menschen die Sündenbanden gelöst und der Himmel aufgeschlossen werden muß, sondern bis zur letzten Sekunde des letzten Erdenjahres. Der Mensch Petrus stirbt, aber das Amt Petri mit der dreifachen Funktion des obersten Lehramtes, Priesteramtes und Hirtenamtes und damit als unüberwindlicher Fels des Glaubens und der Kirche und als von Gott begründetes Ostiariat des Himmels bleibt lebendig bis zur Endzeit der Erdenzeit. Papsttum heißt dieses unsterbliche Amt, diese selbst von den Pforten der Hölle nicht zu überwindende Institution und Instanz. Der Papst-Mensch, der jeweilige Inhaber des Papstamtes, stirbt, das Papst-Amt, das Papsttum bleibt bis zum Jüngsten Tag.

Der Papst besitzt die Fülle des Lehr-, Priester- und Hirtenamtes. Durch den rechtmäßig geweihten und mit ihm verbundenen Bischof nun überträgt der Papst denen, die durch die Priesterweihe Anteil erhielten an seinem Hohepriestertum, einen Teil seiner Lehr- und Hirtengewalt durch die Verleihung der Jurisdiktionsgewalt. Damit macht er, der summus Ostiarius et Clavicularius, uns

zu seinen Kooperatoren mit der Vollmacht: „Was ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein“, aber auch mit dem ewigkeitsernsten Befehl: „Handelt so, daß ihr einmal Rechenschaft ablegen könnt über das, was ihr löset und bindet, öffnet und verschließt!“

Darum lautet unsere *dritte Priesterpflicht als Ostiarius*: *Du, Priester des Herrn, uns hat der Herr die Schlüssel zum Himmelreich übergeben und nur uns, dem Hohenpriester, dem Papst, souverän und in Fülle, den Bischöfen und Priestern. Die Teilnahme daran durch Verleihung der Jurisdiktionsgewalt von Seite des Papstes und in Abhängigkeit von ihm! Darum erkennen wir unsere Pflicht: Wenn der Herr nur uns die Schlüssel zum Himmelreich übergab, dann erwartet Er auch von uns, daß wir den Menschen auch die Tür zum Himmel öffnen, und wehe uns, wenn durch unsere Schuld Menschen der Himmel verschlossen bleibt: „Von deiner Hand werde ich ihre Seele fordern“ (cfr. Ez 3, 17 ff.). Darum werden wir Priester, nachdem unser Ostiariat durch das sacramentum sacerdotii auch noch die sakramentale Krönung, Weihe, Verpflichtung und Gnade erhalten, voll verantwortungsbewußtem Eifer, voll Treue und Gewissenhaftigkeit unseres Amtes als Kooperatoren des obersten Schlüsselinhabers, des Papstes, walten und den Menschen, die guten Willens sind, die Türe zum Himmel öffnen, indem wir ihnen die Türe zum Glauben, die Türen zur Kirche und ihren göttlichen Reichtümern, die Beichtstuhltüren und die Tabernakeltüren weit, weit öffnen.*

Die vierte Priesterpflicht bindet der Bischof mit dem ernstesten Symbol der Schlüsselübergabe und den sie begleitenden Mahnworten und Gebeten auf die Priesterseele: Sei ein wachsamer Kirchenpförtner, sei ein aufmerksamer Kirchenhüter, sei ein sorgsamer Kirchenverwalter!

Sei ein wachsamer *Kirchenpförtner*, der allen, die guten Willens sind, die Kirche öffnet, allem bösen Willen aber und jeglichem Unfug verschließt.

Sei ein wachsamer *Kirchenpförtner*, der die Zeit und ihre Zeichen nicht verschläft und verduselt, sondern wachen Auges sie sieht und wachen Sinnes erkennt.

Unsere Zeit hat viele Sünden, die trostloseste ist ihre Weltsucht. Unsere Zeit hat aber auch viele Tugenden, eine der trostvollsten ist: sie sucht nach Gott, sie bittet zumal den modernen Priester mit stummen und mit lauten Worten: Zeig' uns doch Gott! Führe uns doch zu

Ihm! Öffne uns doch den Zugang zu Ihm! Und dieses Suchen nach Gott und Bitten um Gott wird — seien wir davon überzeugt und rüsten wir uns darauf — immer mehr ein brennendes Heimweh und Sehnen nach Gott, je mehr die Götzin Welt die Menschen mit Schlangen und die Götzin Technik mit Skorpionen und der Götze Mensch sie mit beiden schlägt. Wer die Hand am Puls der Zeit hat, fühlt jetzt schon in den Schöpfern und Anbetern dieser drei Götter ein Zittern und Beben vor ihren eigenen Göttergebilden. Denn mit erwachendem und wachsendem Entsetzen erkennen diese, daß diese Drei wie der Götze Moloch sind, der die Menschen nicht beglückt, sondern frißt, der nicht ein Gott des Lebens, sondern des Todes ist, nicht der Bringer des Himmels auf Erden, sondern der Hölle auf Erden. Und dieses Entsetzen wird um so größer, je mehr diese Drei die Menschen nach Zahl und Brutalität tyrannisieren; um so bewußter und vollkommener aber dann auch das Sich-abwenden von und das Fliehen vor solchen Göttern und ihrer Hölle und das Fliehen nach dem wahren Gott und seinem Heil, der Brot gibt statt Steine und Fisch statt Schlangen; der vor allem schon vor 1900 Jahren gab und in jeder heiligen Kommunion neu gibt jenen ichthys, der nur deshalb den Inhalt des letzten Buchstabens dieses Arkanwortes ichthys („s“ gleich soter) vollendet verwirklichen konnte, weil Er wahrhaft, wirklich und wesentlich das ist, was die vorausgehenden Buchstaben bedeuten, nämlich der Jesus Christos theou hyios. Die Situation der Menschen muß so hoffnungslos und trostlos, so verzweifelt und voll Entsetzen über ihr Gebilde werden, daß sie sozusagen seelisch das Jahr 1 vor Christi Geburt schreiben und den Sehnsuchtsruf zum Himmel schreien: „Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet Ihn herab!“ Viele schreiben, wie es scheint, erst das Jahr 200 oder 300 vor Christus, aber viele schon das Jahr 1 und die Weisen haben den Stern schon erblickt, folgen ihm und sind auf dem Weg nach Bethlehem.

Rebus sic stantibus wird der Priester als Ostiarier nach dem Herzen Gottes ein wachsamer Pförtner sein, der die Zeichen der Zeit sieht und versteht, und wird sich fähig und bereit halten, den Suchenden und Sehrenden und Rufenden den Weg zur Kirche und damit zum wahren Gott zu zeigen, die Türe zu öffnen und als Boten Gottes — Eilboten Gottes nennt Ignatius Martyr in seiner Bitte an Polykarp die anfangs auch Cursores genannten Ostiarier — ihnen die Frohbotschaft zu bringen: „Fürch-

tet euch nicht! Denn seht, ich verkünde euch eine große Freude: Jesum Christum, unsern Herrn und Gott, den Heiland der Welt, das Heil der Welt, das allem Volk zuteil werden soll!“ So wird er sprechen, sei es in verstehender Aussprache unter vier Augen, sei es durch das Apostolat der guten Presse und des guten Buches, sei es in wohlüberlegter Predigt des Wortes und noch mehr in der wohlgeübten Predigt des guten Beispiels, und so ihnen den Weg zu Gott bereiten und die Türe zu Gott öffnen.

Sei ein aufmerksamer *Kirchenwächter*! Hab' ein gutes Augenmerk auf die Kirche, auf das Sanctissimum, auf die heiligen Gefäße und wache sorgfältig über all das. Sorge, daß es denen, die bösen Willens in die Kirche kommen und deren Eintritt du nicht verhindern kannst, nicht wohl ist in der Kirche und sie entweder heilsam beschämt anderen Sinnes werden und sich reumütig bekehren oder zuschanden geworden abziehen. Hab' ein wachsames Auge auf die Sicherheit des Sanctissimums, auf einen guten baulichen Zustand der Kirche, auf Reinlichkeit und Sauberkeit des Kirchenraumes, der Kirchengefäße, des Baptisteriums, Sacrariums und Tabernakels, der Kelche und Kelchgarnitur, der priesterlichen Gewänder und des Altarlinnens und überhaupt alles dessen, was zum mysterium tremendum der Eucharistie und ihrer Feier in Beziehung steht. Trage Sorge für pünktlichen Beginn des Gottesdienstes, für pünktliches Erscheinen zur Spendung der Taufe oder Trauungsvornahme, für pünktliches Erscheinen und geduldiges Ausharren im Beichtstuhl. Trage Sorge für ehrerbietiges Betragen der Gläubigen in der Kirche, der Kleinen in den Kinderbänken, der Großen im Kirchenschiff, zumal auf der Empore und im Glockenhaus. Trage Sorge für die Heranbildung richtiger Ministranten, für würdige und andächtige Ausübung ihres Ministrantendienstes. Trage Sorge für würdigen Schmuck, würdige Musik und würdige Kunst! Behüte die Kirche vor unwürdigem Schmuck (Papier- und Glasblumen!), halte fern aus ihr unwürdige Musik, die mehr lärmt und tanzt als betet. Sei aber kein Liturgie-Fanatiker, der *nur* Choral singt und Gemeinschaftsmessen hält, der den Schott als das einzig Richtige postuliert und das Beten in der Ichform oder das Beten des Rosenkranzes (er lese doch die herrlichen Rosenkranzenzyklischen Leos XIII. und die herrliche Rosenkranzenzyklika Pius' XI.!) während der heiligen Messe zum abusus degradiert, die polyphonen und Instrumental-

Messen, auch die kirchlich würdigen sowie unsere prächtigen, kraftvollen, gehaltvollen, gemütsinnigen und tief-sinnigen deutschen Meßgesänge und Kirchenlieder perhorresziert. Ein solcher Fanatiker sei nicht! Laß nur auch deine Pfarrkinder einmal, und nicht nur einmal, sondern oft, beten und sich ausbeten, jedes für sich und wie es ihm gerade ums Herz ist, laß sie auch aus ihrem deutschen Herzen heraus in ihrer deutschen Sprache singen, du bist damit in voller Harmonie mit der Theorie und Praxis der Kirche und zumal des jetzigen Papstes, die beide die völkische und psychologische Eigenart der einzelnen Nationen in Liturgie und Kunst gelten lassen, hegen und pflegen. Man soll auch die Kirche beim Dorfe lassen, hier also beim deutschen Dorfe. Unwürdiger Kunst, die unsern Herrgott in der Anatomie und im Körperbau schulmeistern und korrigieren zu müssen glaubt, aus den Heiligen Zerrbilder und aus dem Heiland eine Jammerfigur macht und das dann Kunst heißt, sowie dem Kitsch verschließe die Kirche; wobei jedoch nicht verschwiegen sein soll, daß der Deutsche, dessen Art anscheinend das „ne quid nimis“ und Maßhalten nicht kennt, sondern ein Prinzip, eine Forderung bis auf die Nadelspitze treibt, wieder einmal drauf und dran ist, nicht wenig als Kitsch zu verdonnern und zu verbrennen, was andächtig und fromm ist und das schlichte unverbogene Volk andächtig und fromm gemütet.

Eine heilige Zier deines Gotteshauses sei du selber. Deine Kniebeugungen und Kreuzzeichen, deine Haltung und deine gefalteten Hände, dein Reden und dein Beten, all deine Gebärden, Handlungen und liturgischen Aktionen sollen so voll Ehrfurcht und Andacht sein, daß du ein lebendiger Psalm und Zierde deiner Kirche bist zur Ehre Gottes, zur Freude und Erbauung der Gläubigen.

Sei ein sorgsamer *Kirchenverwalter*! Verwalte gut die geistige Kirche deiner Gemeinde. Drücke nicht die seelischen, religiösen und moralischen Werte, Hoch- und Höchstwerte im Kursstand deiner Pfarrkinder, entwerte sie nicht; wie man beides fertig bringt, sagt die Geschichte manches nach Berufsauffassung und Berufserfüllung abgewirtschafteten Priesters, wenn auch das Wort *omne malum a clero* in dieser apodiktischen Verallgemeinerung nicht den Tatsachen entspricht. Laß auch diese Hoch- und Höchstwerte in deiner Pfarrei im Kurs nicht drücken oder gar völlig entwerten durch religiöse und moralische Inflationisten, Deflationisten und Nihilisten. Verwalte sorgsam und unbeugsam die

geistige Kirche deiner Gemeinde und ihre Güter! Verwalte auch sorgsam und unbeugsam die Kirche aus Stein in deiner Gemeinde und ihre materiellen Güter, die sie rechtmäßig besitzt, weil sie dieselben rechtmäßig erhalten oder erworben hat. Allen Begierlichkeiten und ungerechten Zugriffen gegenüber wirst du unbeugsam sein.

Sorgsamer und unbeugsamer Verwalter der Kirche und des Kirchengutes muß der Priester als Ostiarier sein . . . , jedoch kein Geizhals. Kein Geizhals gegenüber Gott und Gottesdienst; denn für Gott und Gottesdienst ist nur das Beste gut genug. Kein Geizhals gegenüber den Menschen: er wird helfen, wo er kann. Einem Priestergeizhals verzeiht das Volk nur schwer, und es hat recht. Im Wappenschild des Priesters darf nicht der Hamster stehen, sondern das liebliche, vom Heiland, „der Wohltaten spendend durch das Land ging“, auf sich selber angewandte Bild von der Henne, die sich die Körner vom Munde abspart, um sie den hungernden Küchlein zu geben. Der Priester hat beim Ostiariat die Schlüssel nicht dazu erhalten, daß er das, womit er helfen könnte und sollte, schön verschließe, und so seine Hand die „Tote Hand“ würde, sondern daß er es öffne und mit freigebiger Hand den Bedürftigen spende und so seine Hand zur lebendigen, helfenden Hand mache. Im Ganzen geschaut, erfüllt auch der Klerus diese seine Ostiarierpflicht, manchmal sogar in geradezu heroischem Maß, wenn es auch nicht so an die Öffentlichkeit kommt, weil eben Priester und Klöster ihre Wohltaten nicht mit der großen Glocke ausläuten, sondern sie so spenden, daß der Nachbar zur Linken nicht erfährt, was der Nachbar zur Rechten vom Pfarrhaus oder Kloster erhält.

Jedoch sei gewissen Forderungen und Behauptungen gegenüber, die das A b c des Christentums mit dem N oder gar erst mit dem Z beginnen und das Zweit-, Dritt- oder Letztrangige an die erste Stelle setzen, folgende Zurechtweisung gestattet: Der Stifter des Christentums — und als solcher ist er auch der einzig zuständige und kompetente Erklärer, was Christentum ist und was es soll —, der Gottmensch Jesus Christus, hat folgende Rangordnung aufgestellt: Erstes und größtes Gebot ist: Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften, also mit deiner ganzen Totalität. Darnach kommt erst: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Erstes und wichtigstes Gebot

ist also die Gottesliebe aus und mit der ganzen Totalität des Menschen; an zweiter Stelle folgt die wohlgeordnete Selbstliebe und erst an dritter Stelle die Nächstenliebe. Das ist das wahre Christentum und die wahre christliche Rangordnung, wie sie der göttliche Stifter und darum allein zuständige Erklärer des Christentums, Christus, der Gottessohn, statuiert, und nach der er uns einmal richtet. Darum ist auch der Dienst und das Christentum eines Priesters in erster Linie nicht der Dienst eines Wohlfahrtsamtes, sondern zu allererst der Dienst am ersten und größten Gebot, an der Gottesliebe. Gewiß sind wir groß, wenn wir dem Elend und Hunger zu Hilfe kommen, aber größer sind wir, wenn wir den Menschen den wahren Gottesglauben, die wahre Gottesliebe und das göttliche Leben geben, verirrtten Sündern Verzeihung und die heiligmachende Gnade vermitteln und diesen und jenen den Himmel öffnen; freilich am größten ist, wer beides tut in der rechten Rangordnung und in der rechten Absicht.

„Gehet hinaus in alle Welt und predigt das Evangelium und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe, und taufet sie und laßt ihnen die Sünden nach und bringt ihnen die Gnade und bringt sie in den Himmel!“ Das ist unsere erste und Hauptmission, und sie ist auch auf Erden schon des Lohnes wert, denn auch der Arbeiter im Weinberg oder Steinbruch des Herrn ist seines Lohnes und Unterhaltes von Seite der Menschen wert, an deren Seelen und Seelenheil er arbeitet. Unsere Wohltätigkeit kann dann dieser unserer ersten und Hauptmission als Empfehlung und Wegbereiterin dienen, wobei sie jedoch keine mehr oder weniger feine Proselytenmacherei im Schilde führen soll, sondern im Armen und Hilfsbedürftigen, gleich welcher Religion oder Weltanschauung er angehört, zu allererst den Bruder in Christo sehen muß, ja Christus selber, gemäß seinem Wort: „Was ihr dem Geringsten tut, mir habt ihr es getan.“ Denn nur so, nur so wird dann die Wohltätigkeit auch den Mut und die Kraft und die Liebe aufbringen, auch dem häßlichsten, ekelhaftesten, ansteckendsten, für „praktische“ Werte schaffende Arbeit wertlosten und unbrauchbarsten und verworfensten Menschen noch zu helfen, um ihn zu einem Kinde Gottes, Erben und Bürger des Himmelreiches zu machen. Ministri et dispensatores, Diener und Austeiler der Gottesgnaden und der Gottesschatze sind wir, Brüder, laßt es uns sein immer und überall, und immer und überall zuerst und als erhabenste Hauptmission!

Das sind so ein paar zeitnahe, aber auch ewigkeitsernste Gedanken zur ersten Weihestufe des Priesters zum Ostiariat, und zum Thema: Der katholische Priester als Ostiarier.

Es ist eine tiefe und für uns Priester, die wir ein zweiter Christus sein sollen, überaus fruchtbare Auffassung alter Schriftsteller, daß Christus, der Hohepriester, in seinem Leben die Ämter aller Weihen ausgeübt hat; also auch das Amt des Ostiariers. Ostiarier war er, als er den Tempel reinigte, die Käufer und Verkäufer hinaustrieb und die darob ihn zur Rede stellenden Pharisäer zuschanden machte, wie er auch sonst diese ihn und seine Predigt aushorchenden Heuchler beschämte und entlarvte. Das war er, da er die Teufel aus den Menschen trieb und den Tempel ihres Leibes und ihrer Seele wieder herstellte und reinigte. Das war er, da er sprach: „Ich bin die Türe.“ Das war er, da er am blutigen Karfreitag des Jahres 33 mit dem wehereichen Schlüssel seines Kreuzes den Himmel uns erschloß, die Reichtümer seiner Gnade uns verdiente, in den Sakramenten niederlegte und sie da immerfort austeilte. Das war und ist er bis zur Endzeit der Erdenzeit in dem großherrlichen Sinne, in welchem die vierte unter den wunderbaren O-Antiphonen vor Weihnachten ihn sieht und besingt: „O Clavis David, qui aperis, et nemo claudit; claudit, et nemo aperit: Veni, et educ de domo carceris, sedentem in tenebris et umbra mortis.“

Priester des Herrn, ein zweiter Christus, so sei es auch du!

Eigenart und Glaubwürdigkeit der Confessiones des heiligen Augustinus.

Vortrag in der Historischen Sektion der Leogesellschaft in Wien am 23. Februar 1938.

Von DDr Karl Eder, Linz a. D.

I.

Der *Gottesstaat* des Augustinus bildet die geistige Grundlage des Mittelalters, die *Philosophie* und *Theologie* dieses hochragenden Denkers beschäftigt bis heute die Hörsäle der Hochschulen, ihre tiefgehenden und weitausstrahlenden Wirkungen sind in den Annalen der Geistes- und Kirchengeschichte verzeichnet und wurden Jahr für Jahr weiter eingetragen. Mitten unter uns aber steht

Augustinus durch sein persönlichstes Werk, die *Confessiones*. Wenn man müde geworden ist an dem Tausenderlei des jährlichen Buchmarktes, wenn man immer weiter abrückt von den Reihen der eigenen Bücherei, die einem vordem wesentlich schienen für Gesamtbildung, Spezialfach und Menschentum, wenn nur mehr knapp ein Dutzend Bücher bleiben, die man auf einen besonderen Spind stellt, um sie stets an der Hand zu haben, dann befinden sich unter diesen Unabkömmlichen stets die *Confessiones*.¹⁾ Ihre Glut ist nicht erloschen, die frische Unmittelbarkeit vieler Abschnitte nicht verwelkt, die mitreißende Kraft der Gedanken nicht erlahmt.

Man begreift, daß die spätere Kunst den Verfasser dieses Buches als den Heiligen mit dem brennenden Herzen in der Hand dargestellt hat. Woran liegt das? Ohne Zweifel an einem Wesenszug Augustinus', der nur ihm eigen und doch allgemein verständlich ist, in der glühenden Hingabe des ganzen Menschen und Denkers Augustinus an die Gotteserkenntnis. Man könnte die Frage des Paulus an die Korinther: „Wißt ihr nicht, daß die Läufer in der Rennbahn zwar alle laufen, daß aber nur einer den Siegespreis gewinnt?“ (1. Kor 9, 24) auch auf die Gottsucher anwenden und sagen: Viele Denker haben sich im Stadion des Geistes versucht und um den Kranz bemüht. Kennt ihr einen, der leidenschaftlicher, unbedingter, vorbehaltloser, mit Kopf und Herz dem Lichte um das α und ω der Dinge nachgetastet hätte als Augustinus? Keinen. Wenigstens haben wir von keinem Kunde. Über Augustinus berichtet uns sein reiches Schrifttum, vorzüglich aber die Schrift, die im besonderen Sinne seine geistige Handschrift genannt werden darf, die *Confessiones*. Kenner der Geschichte der Autobiographie nennen sie *die bedeutendste Selbstbiographie der ganzen Weltliteratur*. Tatsache ist, daß sie eine neue Epoche in der Selbstdarstellung des großen Geheimnisses Mensch einleiten, daß sie viele Male nachgeahmt und nie erreicht wurden. Damit stehen wir vor der Frage, die uns heute beschäftigt, der *Eigenart* der *Confessiones*. Diese Frage kann nicht ohne eine Untersuchung der *Glaubwürdigkeit* der *Confessiones* beantwortet werden, wie sofort klar sein wird. Die Darstellung zerfällt daher von selbst in die zwei Teile: *Eigenart* und *Glaubwürdigkeit* der *Confessiones*.

¹⁾ Karl Eder, Ernte des Augustinusjahres, Literarischer Handweiser, 67. Bd. (1930/31), S. 145.

II.

Die Confessiones wurden *um das Jahr 400 niedergeschrieben*. Bedenkt man, daß ihr Verfasser 354 geboren wurde und 430 starb, so ergibt sich, daß Augustinus sie als Mann von etwa 45 Jahren verfaßte. Da er noch 30 Jahre nach ihrer Niederschrift lebte, können sie *keine vollständige Lebensbeschreibung* sein. Sie behandeln vielmehr nur die erste, größere Lebenshälfte. Das ist zunächst bemerkenswert, denn eine Biographie oder Memoiren pflegt man gewöhnlich am Abend des Lebens, jedenfalls nach dem Abschluß der äußeren Berufstätigkeit zu schreiben. Durch diese frühe Abfassung allein schon unterscheiden sich die Confessiones von den meisten Selbstdarstellungen.

Das Datum der Abfassung wirkt jedoch auch auf das *Motiv* und auf verschiedene *Voraussetzungen der Niederschrift* einiges Licht. Die sogenannte Bekehrung des Augustinus erfolgte im Jahre 386. Im Herbst dieses Jahres legte er sein Lehramt in Mailand nieder, zog sich auf das Landgut Cassiciacum zurück und empfing am Karfreitag 387 aus der Hand des Bischofes Ambrosius die Taufe. Nach dem Tode seiner Mutter Monika blieb Augustinus noch ein Jahr in Rom, lebte dann in seiner afrikanischen Heimat drei Jahre in klösterlicher Abgeschiedenheit, empfing 391 die Priesterweihe, wurde 395 Mitbischof des Bischofes Valerius von Hippo und nach dem baldigen Tode des greisen Oberhirten selber Bischof dieser Stadt. Augustinus schrieb also die Confessiones *in den ersten Jahren seiner Bischofszeit* nieder. Seit seiner Bekehrung waren ungefähr vierzehn Jahre verflossen. Sie erraten sofort, daß die Kritik diesen Abstand zwischen Bekehrung und Niederschrift aufgreifen wird. Für die Frage der Eigenart der Confessiones ist indes die Feststellung wichtig, daß Augustinus erst nach dem Empfang der Priesterweihe im Jahre 391 mit dem bisher vorherrschenden philosophischen Interesse brach und sich der rein theologischen Weltauffassung zuwandte. Er hatte also ungefähr acht bis neun Jahre als Theologe gelebt, bis er an die Abfassung der Confessiones schritt. Das ist Zeit genug zum Ausreifen der christlichen Persönlichkeit und doch nicht Zeit genug zum Überschichten und Verdecken der grundstürzenden Erlebnisse. Die zwei Klippen einer solchen Psychographie sind Verfrühung und Verspätung.

Der Zusammenhang und die näheren Umstände der Abfassung weisen auf eine *tiefe Zäsur* im Leben des großen Denkers. Diese ist meines Erachtens in der *Bischofs-*

würde zu erblicken. Kaum hatte sich Augustinus in den neuen Aufgabenkreis hineingefunden, da glitt sein Auge nachdenklich auf seinen bewegten Lebensgang zurück, der an sich doch keineswegs zum Altare und noch viel weniger zur cathedra episcopi geführt hätte. Die Wahrnehmung, wie ihn die Gnade Gottes aus verschlungenen philosophischen Irrpfaden zum Lichte der Sicherheit geführt und schließlich mit der Fülle des Weihesakramentes bedacht hatte, konnte dieser rastlos strebende und von der Glut der Gottesliebe erfüllte Geist nicht in sich verschließen. Alles drängte zu einem geistigen Ausbruch. Sein Niederschlag sind die Confessiones. Augustinus schrieb sie für sich, zu seiner Erleichterung, für seine Zeitgenossen, zur Belehrung, und wohl auch zu seiner Rechtfertigung vor Freund und Feind, er schrieb sie für die künftige Menschheit. Wenn Sie wollen, als Codex aureus, dessen Blätter durch sein Leiden purpurgefärbt, dessen Schriftzüge golden sind, weil die Gedanken des Schreibers in das flutende Licht des Seins aus sich hineintauchten, oder als die mit Geist und Blut geschriebene These des Doctor gratiae über die Gnade. Vergewegen Sie sich diese geistige Verfassung, aus der heraus die Confessiones geschrieben sind.

Man kann dieses Buch, behaupte ich, nicht aus Neugierde oder auch nur aus reinem Interesse am Stoff lesen. Man kann es auch nicht in satter Gemächlichkeit und in der Lauheit des Relativismus lesen, noch viel weniger als Dantes „Göttliche Komödie“ oder Goethes „Faust“. Wenn man aber selber leidet oder gelitten hat, selber ringt oder gerungen hat, dann greife man zu. Kennst du, lieber Leser, das Gefühl, das den Menschen am jähen Abgrund durchschauert, die Ahnung, die mit der rosenfingrigen Eos den Himmel durchfliegt, das Erlebnis der Kleinheit angesichts des schweigenden Sternenheers, die Bangigkeit der Einsamkeit unter den Vielen, den Eindruck der Entmaterialisierung in seltenen Augenblicken der Erhebung, die Erregung tiefer, den ganzen Menschen packender Freude, die ganze Bitterkeit der Schuld? Die ungeheuren Spannungen, unter denen ein Menschenleben stehen kann, die Gewitter nach innen, die dunklen Klänge von Selbsterstörung und Nichtmehrsein? Den grauen Alltag, dessen Staub sich gleichmäßig auf Hohes und Heiliges wie auf Triviales und Banales legt, der seine schmutzigen Wellen gleichmäßig über das Land einer Seele dahinsendet, deren Sinn dem Höchsten zugewendet ist? Ihre Angst, zu verkommen, das Ausmessen der dahin-

jagenden Lebensjahre, das Ansteigen der trüben Erfahrungen, das Grab der Hoffnungen? Dann höre Augustinus. Denn es ist beim Lesen, als säße er neben dir, wie unter den Freunden in Cassiciacum, und spräche mit dir. Nur so, wenn du bewegt und ergriffen, geschüttelt und glühend bist, gibt dieses Buch seine Seele. Es erschließt sich wie alle Haupturkunden des Menschengesistes nur dem Ehrfürchtigen.

Mit dem inneren Sinn des Buches und mit der Absicht des Verfassers hängt der *Aufbau* der Confessiones zusammen.²⁾ Ein Blick in das Werk lehrt, daß es aus zwei Teilen besteht. Der erste Teil umfaßt die Bücher I bis X, der zweite Teil die Bücher XI bis XIII. Der erste Teil zerfällt wieder in zwei Unterabteilungen. Die Bücher I bis IX enthalten die Geschichte seines Lebens bis zum Tode der Mutter (387). Das Buch X ist nach der Versicherung des Verfassers zunächst eine Selbstdarstellung des Seelenzustandes, in dem sich Augustinus zur Zeit der Abfassung (400) befand. Diesem Berichte kommt vom kritischen Standpunkte besondere Bedeutung zu. Er enthält u. a. die berühmten Ausführungen über das Gedächtnis. Die Bücher XI bis XIII enthalten einen philosophischen Kommentar zum biblischen Schöpfungsbericht, „Proben ungeheurer Denkleistung“.³⁾ Der Zusammenhang liegt auf der Hand. Augustinus verläßt den Mikrokosmos seines Ich und schwingt sich zur Betrachtung des Makrokosmos, des Weltalls, auf. Seine Absicht ist die gleiche wie beim ersten Teil. Hier Gottes Güte im Kleinen, im Gezirke des eigenen persönlichen Lebens, dort Gottes Herrlichkeit im Großen, die Himmel rühmen des Ewigen Ehre. Gerade diese Komposition legt die *Absicht des Verfassers* bloß. Er will eine grandiose *Katechese* über das Thema: Gottes Güte und Gnade im Kleinen (in der Rettung des sündigen Augustinus) und im Großen (in der Herrlichkeit der Wertschöpfung) geben. Keineswegs liegt ihm nur an einer Selbstbiographie oder am biblischen Schöpfungsbericht an sich. Diese zwei großen Gegenstände sind einem höheren Gesichtspunkt untergeordnet. Die Einzelheiten ihres Inhaltes sind ausgerichtet nach dem Gesichtspunkt der Gottesgröße und des Gotteslobes. Sie blicken nicht auf den Menschen und auf den Kosmos, wollen nicht Psychologie und Kosmogonie sein, sondern zwei Variationen über ein Thema, eben

²⁾ Georg Wunderle, Einführung in Augustins Konfessionen (1930), S. 39 f.

³⁾ Ebenda, S. 40.

über Gott. Sie blicken hinauf und wollen auch so verstanden und gelesen werden. Wer sie anders liest, vergreift sich an der Absicht des Verfassers. Daher auch ihr Name *Confessiones*. *Confessiones* kann man übersetzen mit Bekenntnisse und mit Lobpreisungen. Keine dieser Übersetzungen ist unrichtig, aber jede besagt allein für sich zu wenig. Daher läßt man den Titel am besten unübersetzt und spricht von den *Confessiones*. Augustinus stellt also nicht bloß einen Menschen dar, um Gottes gnädige Führung aufzuzeigen, sondern er singt auf Gott ein Preislied zum Dank für die Herausführung aus den Wirrnissen seiner Entwicklung. „*Die Verbindung dieser beiden Motive ist der gesamten Autobiographie des Altertums und auch allen vorbereitenden Versuchen christlicher Schriftsteller gegenüber das Neue und Eigenartige der augustinischen Konfessionen.*“⁴⁾

Hier drängt sich die Frage auf: Hat Augustinus für seine *Confessiones* Vorbilder gehabt? Die Frage muß bejaht werden. Als Mensch der Spätantike und als Universitätslehrer kennt er das Geistesleben der klassischen griechischen und lateinischen Kulturepoche. Nun war die Autobiographie der Antike nicht fremd.⁵⁾ Es gab philosophische Selbstbetrachtungen, Memoiren, Berichte von Politikern und Generalen, in religiöser Hinsicht die Aretalogien und die Beichtinschriften antiker Heiligtümer. Die *Aretalogie* war ursprünglich eine Erzählung, die Gnadenerweise einer Gottheit pries. Später wurde die Wundererzählung auf Menschen, besonders auf Philosophen übertragen. In der römischen Kaiserzeit erfreute sich diese aus dem Orient stammende Literaturgattung großer Beliebtheit. Die zwei bekanntesten Werke sind das Leben des Pythagoras und das Leben des Apollonius von Tyana von Philostratus. Ob man auch christliche Hymnen, wie z. B. die *Carmina natalicia* des Paulinus von Nola auf den heiligen Felix, dieser Gattung beizählen darf, möchte ich bezweifeln.⁶⁾ Ihr Verfasser war übrigens ein Zeitgenosse des Augustinus († 431). Irgendwie mögen Augustinus diese Werke bei der Abfassung der *Confessiones* beeinflussen haben. Sicherlich aber nicht so, daß die *Confessiones* nur die Vollendung der genannten Literaturgattungen wären, sie sind durchaus eine unvergleichliche Neuschöpfung. Die *innere Gestaltung* haben ohne Zweifel Plotin und Ambrosius mitbewirkt, indem

⁴⁾ Wunderle, a. a. O., S. 12.

⁵⁾ Vgl. Georg Misch, Geschichte der Autobiographie, 1. Bd. (1907).

⁶⁾ So Max Zepf, Augustins Confessiones, S. 78.

sie Augustinus von den äußeren Vorgängen weg auf die seelischen Erlebnisse, auf das Reich der Seele verwiesen.

Es ist einleuchtend, daß dieses „persönlichste Werk der altchristlichen Literatur“ (Wunderle) nicht abgetrennt werden kann von den philosophischen Grundanschauungen seines Verfassers, also vom *Augustinismus*. Dieser beruht auf der *Grundvoraussetzung*, daß die wahre Philosophie mit einem Akt der Zustimmung zur übernatürlichen Ordnung beginnt. Diese Ordnung hat den Willen durch die Gnade vom Fleische, die Offenbarung das Denken vom Zweifel erlöst.⁷⁾ Die natürliche *Methode* des Augustinismus ist das „Eingehen“, die nähere Ausführung des Gesagten. Die Lehre strahlt vom Mittelpunkt der Liebe nach allen Seiten aus.⁸⁾ Nur die Philosophie, die auch die Mittel zum Ziele angibt, ist die wahre. Die *Merkmale* des Augustinismus können in die Sätze zusammengefaßt werden: Die Evidenz, durch die die Seele sich selbst erfaßt, ist die erste aller Evidenzen und das Kriterium der Wahrheit. Die Seele ist besser bekannt als der Leib. Der Weg zu Gott geht notwendig nur allein durch das Denken, deshalb, weil Gott uns bekannter ist als die Körper.⁹⁾ Mit diesen Grundanschauungen hängt es wohl zusammen, daß nichts schwieriger ist, als die Lehren des Augustinismus in ein geschlossenes *System* zu bringen. Gilson sagt, man wisse niemals recht, ob der heilige Augustin als Theologe oder als Philosoph rede, ob er das Dasein Gottes beweise oder eine Erkenntnistheorie entwickle, ob die ewigen Wahrheiten, von denen er spricht, der Wissenschaft oder der Sittlichkeit angehören, ob er eine Lehre von der Wahrnehmung oder ob er die Folgen der Erbsünde darlege. Alles greife so ineinander, daß Augustinus kein Glied dieser Kette fassen könne, ohne die ganze Kette mitzuziehen.¹⁰⁾ Daher das Unvollendete in seinen Aufstellungen, die Methode der Exkurse, der Mangel eines Systems, die Wiederholungen in den Werken unseres Mannes. Und doch hält diese Bruchstücke etwas zusammen, das Problem des Menschenloses. Daher zeigt der Verfasser nur den Weg, weist den Leser auf das Suchen, zeigt ihm die Haltung, die er einnehmen muß, um die Wahrheit zu finden.¹¹⁾ Alle diese

⁷⁾ Stephan Gilson, Der heilige Augustin. Eine Einführung in seine Lehre, S. 390.

⁸⁾ Ebenda, S. 392.

⁹⁾ Gilson, a. a. O., S. 406 f.

¹⁰⁾ Ebenda, S. 390.

¹¹⁾ Ebenda, S. 409.

Merkmale gewahrt man auch in den Confessiones, bei deren nachdenklicher Lesung man sofort sieht, daß man in die Stromrichtung eines mächtigen Gedankenflusses geraten ist. Keineswegs aber findet man eine bis ins Kleinste und Feinste ausgewogene, sauber eingeteilte und gleichmäßig aufgebaute Biographie.

Es bedarf keines Beweises, daß der Satz: Der Stil, das ist der Mensch! für diese Methode im besonderen Sinne gilt. Methode und Thema, das verborgene Wirken Gottes in der Seele, erheischen einen ganz besonderen Stil. Man spricht von einer musikalischen Form,¹²⁾ die sich Augustinus in Anlehnung an die neuplatonische und gnostische Hymnendichtung geschaffen habe. Die Schwierigkeiten, das richtig darzustellen, was er darstellen wollte, waren außerordentlich groß. Augustinus gibt doch im ersten Teile seelische Tatbestände und Analysen feinsten seelischer Regungen, wozu er alle Farben seiner reichen Scheibe benützte. Die Tönungen verschiedener, wesentlich gleichgearteter seelischer Vorgänge, die geheimnisvolle Berührung der Natur und Gnade im Seelenleben, die Grenzzone zwischen Bewußtem und Unbewußtem, die Rückführung anscheinend bedeutungsloser äußerlicher Geschehnisse auf ihre letzten psychischen Wurzeln, alle diese subtilen Dinge setzen, sollen sie annähernd richtig dargestellt werden, Sprachbeherrschung und Sprachmeisterung voraus. Nicht weniger Schwierigkeiten bietet der Gedankenflug im weiteren Teile. Dies um so mehr, als das ganze Werk fast ein einziger Gebetsstrom ist, der tief und glühend dahinfließt.¹³⁾ Tiefe Bewegung, Erregung, Glut der Empfindung, Erschütterung, das Spiel der Affekte beherrschen das Buch. Ein Zittern läuft durch die ganze Darstellung. Man spürt etwas von den Schauern, die den Schreiber durchjagten, und wird in den Bannkreis dieser Bewegung gezogen. Zahlreiche Bibelzitate, Ausrufe und Anrufungen, geistreiche Wortspiele, prägnante Sentenzen und Sprüche, von denen manche in den Sprachschatz der europäischen Völker übernommen wurden, durchsetzen das etwas dunkle Latein der Confessiones.¹⁴⁾ Es liegt in der Natur der Sache, daß Augustinus mit diesem seinem persönlichsten Werk zeitlebens in naher innerer Beziehung blieb.¹⁵⁾ Auch dieser Umstand scheint mir zur

¹²⁾ Misch, a. a. O., S. 416.

¹³⁾ Peter Schäfer, Das Schuldbewußtsein in den Confessiones des heiligen Augustinus, S. 4.

¹⁴⁾ Ebenda, S. 4.

¹⁵⁾ Vgl. Retractationes, II, 6, 1.

Eigenart der Confessiones zu gehören, daß Augustinus nach so vielen Jahren von diesem Werk nicht abrückte oder es nur als Durchgangsphase betrachtete, obwohl er noch dreißig Jahre nach der Niederschrift lebte.

III.

Nun seien, um die Eigenart der Confessiones abschließend zu würdigen, einige berühmte autobiographische Werke der Weltliteratur zum *Vergleiche* herangezogen. Wählen wir je eines aus dem Altertum, aus dem Mittelalter und aus der Neuzeit aus.

Aus der Antike sind das naheliegendste Werk die „Selbstbetrachtungen“ des Kaisers Mark Aurel.¹⁶⁾ Nicht weil das zweite Buch in Carnuntum geschrieben wurde und weil Grillparzer diesen Kaiser einmal „den heidnischen Schutzpatron Wiens“ genannt hat, sondern weil Augustinus selbst sagte, das Leben dieses heidnischen Kaisers, der bekanntlich Christenverfolger aus politischen Gründen war, verdiene die Nachahmung der Christen. Die griechisch geschriebenen „Selbstbetrachtungen“ lassen keinen einheitlichen Plan erkennen, möglich, daß ursprünglich eine Art Entwicklungsroman gedacht war. So, wie sie vorliegen, sind sie das philosophische Tagebuch eines Mannes, dem der Drang der Geschäfte nur selten Muße zur Einkehr läßt, ein Kommentar seines moralischen Lebens, Memoiren eines Philosophen über seinen Weg. Als Gesamterscheinung spiegelt das kostbare Buch bis auf den Titel den Charakter der nacharistotelischen Philosophie wider. Im Vordergrund steht die Behandlung ethischer Probleme im Geiste der Stoa, doch umranken Fragen der Religion und der reinen Philosophie reichlich die Ausführungen über dieses stoische Lebens- und Mannesideal. Die Weisheit, der Edelmut und die Gelassenheit dieses Kaisers werden immer Bewunderung erregen. Manche Gedanken könnten von Kirchenvätern geschrieben sein, so daß Maeterlinck meinte: „Zwei Bücher können uns jedes Leid ertragen lehren, die Bibel und die Selbstbetrachtungen Mark Aurels.“ Dennoch trennt nach Geist, Anlage, Zweck, Art und Sprache eine Welt die Confessiones von den „Selbstbetrachtungen“.

Aus dem Mittelalter kennen wir ein Werk, das man unmittelbar mit den Confessiones verglichen hat, die Selbstbiographie des arabischen Philosophen Ghazali

¹⁶⁾ Karl Eder, Marc Aurels „Selbstbetrachtungen“, Linzer Quartalschrift, 77. Jg. (1924), S. 665—674.

(† 1111), die sich betitelt: „*Der Befreier vom Irrtum*.“¹⁷⁾ In der Einleitung gibt der Verfasser als Zweck der Schrift die Darstellung an, wie er nach mancherlei Irrwegen wieder zur Wahrheit heimfand. Seine Schrift ist die Geschichte eines Menschen, der sich auf der Suche nach dem „Urdatum der Erkenntnistheorie“ immer tiefer in die Nacht der Ungewißheit verliert.¹⁸⁾ Zwei Marksteine kennzeichnen seinen Weg, die Entstehung und Vollendung der Skepsis, und die Befreiung aus seiner Not durch den Sufismus, durch die arabisch-persische Mystik. Beidemale überprüft er nach der psychologischen Schilderung streng logisch die Erlebnisse von der Warte objektiven Nachdenkens. Ghazalis Buch ist also eine *Apologia pro doctrina sua*. Sein Leitstern ist die Gewinnung der Wahrheit, sein Büchlein daher wirklich ein „Befreier vom Irrtum“. Wenn er den Zweifel als Erkenntnisquelle aufstellte, alle Philosophie als Unding erklärte und in der Mystik die wahre Erkenntnis zu finden glaubte, so kam er dennoch nicht zur Einheit der Persönlichkeit. Rationalismus und Mystizismus, unpersönlicher Intellektualismus und persönliche Mystik, theologische Spekulation und religiöse Intuition laufen nebeneinander her. Dieses gesplittete Seelenleben findet sogar in der literarischen Stilmischung der Darstellung seinen Niederschlag. Augustinus und Ghazali reden die gleiche Sprache dort, wo sie von ihren mystischen Erfahrungen sprechen, sonst sind sie gänzlich verschieden. Interessant ist, daß das mystische Element im Islam wie auf christlichem Boden die Geister persönlichen Lebens weckt.¹⁹⁾ Den letzten Unterschied zwischen den beiden Büchern drückt der Satz aus, in dem Frick das Ergebnis seiner Untersuchung zusammenfaßt: „Ghazali hat das Gelobte Land geschaut, Augustinus ist dorthin heimgekehrt.“

Das beste Vergleichsstück aus der Neuzeit sind die „*Bekenntnisse*“ Rousseaus. Rousseaus Grundanschauungen sind allgemein bekannt. Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers kommt, alles degeneriert unter den Händen des Menschen. Darum: zurück zur Natur!²⁰⁾ Mit der Schilderung seines Lebensganges wollte er einen Beitrag zur Kenntnis des menschlichen Seelenlebens liefern und durch aufrichtige Abbildung seines

¹⁷⁾ Heinrich Frick, Ghazalis Selbstbiographie. Ein Vergleich mit Augustins Konfessionen (1919).

¹⁸⁾ Ebenda, S. 57.

¹⁹⁾ Ebenda, S. 74.

²⁰⁾ Heinrich Schmidt, Philosophisches Wörterbuch⁹, S. 565.

inneren und äußeren Lebens die allgemeine Selbstkenntnis fördern.²¹⁾ Der erste Teil der Bekenntnisse will einen Menschen in seiner ganzen Naturwahrheit schildern und dieser Mensch ist Rousseau selbst. Der zweite Teil ist zugleich eine Rechtfertigung gegen die Vorwürfe seiner Gegner und auch eigenen Bedenken gegenüber. Ohne Zweifel ist Rousseau in seine Natürlichkeit förmlich vergafft. Seine literarische Beichte verrät Koketterie mit seinen Fehlern und wirkt, ganz zum Unterschiede von dem sittlichen Ernst eines Augustinus, peinlich. Der Vorwurf der „Schamlosigkeit“ ist auch unter Berücksichtigung der übersteigerten Erotik des Rokoko begründet.

Doch hören Sie selbst seine Einleitung: „Ich beginne ein Unternehmen, das bis heute beispiellos ist, und dessen Ausführung keinen Nachahmer finden wird. Ich will meinen Mitgeschöpfen einen Menschen in seiner ganzen Naturwahrheit zeigen; und dieser Mensch werde ich selber sein. — Ich allein: Ich kenne meine Gefühle und ich kenne die Menschen. Ich gleiche keinem von allen, die ich gesehen habe; ich bin kühn genug, zu glauben, nicht wie ein einziger von denen, welche mit mir leben, geschaffen zu sein. Wenn ich auch nicht besser bin, bin ich doch anders. Und erst wenn man mich gelesen hat, wird man darüber urteilen können, ob die Natur recht hat oder nicht, als sie die Form zerstörte, worin sie mich gegossen. — Möge die Posaune des Jüngsten Gerichts ertönen, wann sie will: ich werde mich mit diesem Buche in der Hand dem Weltenrichter stellen. Ich werde laut sagen: Hier ist, was ich getan, was ich gedacht und was ich gewesen. Ich habe mit derselben Offenheit das Gute und das Schlechte erzählt. Ich habe nichts Schlimmes verschwiegen, nichts Gutes hinzugedichtet, und wo ich eine unwesentliche Ausschmückung anbrachte, war es meine Gedächtnisschwäche, die mich veranlaßte, eine Lücke zu füllen; ich habe als wahr annehmen können das, wovon ich wußte, daß es wahr sein könnte — niemals das, wovon ich wußte, daß es falsch sei. Ich habe mich so gezeigt, wie ich war, verächtlich und niedrig, wann ich war; gut, hochherzig, groß, wann ich es war; ich habe mein Inneres enthüllt, so wie du selbst es gesehen hast. Versammle um mich, du einziges Wesen, die unzählbaren Scharen meiner Mitgeschöpfe; mögen sie meine Bekenntnisse hören, über meine Schwächen seufzen und erröten über das Gemeine in mir. Möge dann

²¹⁾ Bruno Wille, Einleitung zu Rousseaus Bekenntnissen, S. VIII.

jeder von ihnen der Reihe nach zu den Füßen deines Thrones mit demselben Freimut sein Inneres enthüllen, und wer es wagt, mag zu dir sprechen: Ich war besser als dieser Mensch da!“ Dann beginnt der eigentliche Text: „Ich bin 1712 zu Genf von dem Bürger Isaak Rousseau und der Bürgerin Susanne Bernard geboren . . .“

Die *Confessiones* dagegen beginnen: „Groß bist du, o Herr, und überaus preiswürdig; groß ist deine Stärke und deiner Weisheit ist kein Ziel gesetzt. Und dich will loben ein Mensch, ein winziger Teil deiner Schöpfung, ein Mensch, der schwer trägt an der Bürde seiner Sterblichkeit, schwer trägt auch am Zeugnis seiner Sünde und am Zeugnis, daß du den Stolzen widerstehest! Und dennoch will dich loben der Mensch, selbst ein Teil deiner Schöpfung. Du selbst veranlaßt ihn, in deinem Preis seine Wonne zu suchen, denn geschaffen hast du uns im Hinblick auf dich, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir.“

IV.

Nach Klarstellung der Eigenart der *Confessiones* erhebt sich folgerichtig die Frage nach der *Glaubwürdigkeit* dieses Buches. Diese Frage ist zunächst aus *allgemeinen kritischen Vorbehalten jeder Art von Memoiren gegenüber* berechtigt.²²⁾ Die historische Kritik weist zwei Fehlerquellen nach, übersteigerten Subjektivismus (Rücksichten auf das eigene Ich, auf Staat, Nation, Religion, Partei u. s. w.), sodann die Veränderungen, die die Erinnerungsbilder in unserem Gedächtnisse durchmachen, besonders wenn zwischen Erlebnis und Aufzeichnung eine längere Frist verstrichen ist. Vorgänge werden z. B. in einen unrichtigen ursächlichen Zusammenhang gebracht, die Zeitangaben geraten durcheinander, der offene oder geheime Zweck der Niederschrift, etwa eine Rechtfertigung vor der Nachwelt, wählt aus dem Erinnerungsmaterial aus, vergrößert oder verkleinert, ja, nicht nur Umfärbungen, sondern mehr minder unbewußte Erdichtungen verunechten den Sachverhalt, der auch bei bester Wiedergabe stets nur einen Annäherungswert an die Wirklichkeit darstellt. Die geschichtliche Verwertung von Memoiren setzt daher größte Achtsamkeit und Kritik voraus. Doch geht es wohl zu weit, der Autobiographie oder Selbsterinnerungen jeden geschichtlichen Quellenwert ab-

²²⁾ Wilhelm Bauer, Einführung in das Studium der Geschichte (1921), S. 283 f.

zusprechen.²³⁾ Man muß sie eben lesen können. Auch die Confessiones machen von dieser Regel keine Ausnahme.

Bei Augustinus glaubt nun die Kritik einen *offenen Widerspruch entdeckt* zu haben zwischen dem Augustinus, wie ihn die Confessiones nach der Bekehrung zeichnen, und zwischen dem Augustinus, wie er laut seiner eigenen Jugendschriften erscheint. Es handelt sich um folgenden Sachverhalt. Nach den Confessiones hätten wir uns Augustinus nach seiner Bekehrung 386 als einen „erschütterten Konvertiten, eingetaucht in die Stimmung der Bußpsalmen“,²⁴⁾ vorzustellen. Nun haben wir aber aus der Zeit seines Landaufenthaltes in Cassiciacum drei Bücher erhalten („Gegen die Akademiker“, „Über das glückselige Leben“, „Von der Ordnung“), die uns ein ganz anderes Bild vermitteln. Augustinus erscheint als Philosoph, der froh ist, mit seinem Brotheruf gebrochen zu haben,²⁵⁾ der die langersehnte Mußezeit zu philosophischen Gesprächen mit Freunden und Schülern benützt. Täglich nimmt er die heidnischen Klassiker zur Hand, besonders den Hortensius des Cicero.²⁶⁾ Seitdem Harnack und Boissier fast gleichzeitig auf diesen Gegensatz zwischen den Confessiones und den philosophischen Erstlingsschriften des Augustinus aufmerksam gemacht haben, ist der Streit um den Quellenwert der Confessiones nicht mehr zur Ruhe gekommen.²⁷⁾ Sicher ist, daß eine tatsächliche Schwierigkeit vorliegt und daß wir in der Gartenszene nicht den Abschluß der religiösen Entwicklung des Mannes erblicken dürfen. Doch scheint mir das Verhältnis der Jugendschriften zu den Confessiones nicht so zu sein, daß man in den Confessiones nur den Seelenzustand ihres bischöflichen Verfassers zur Zeit ihrer Abfassung, also um 400, nicht aber die geistige Lage Augustins um 386 suchen dürfte. Gegen die Auseinanderreißung der zwei Schriftengruppen spricht meines Erachtens folgender Hauptgrund: *Durch die Bekehrung ist Augustinus willens- und erlebnismäßig auf die Seite des Christentums getreten, aber sein scharfer Verstand schickt sich erst an, von dem neugewonnenen Standplatz aus die großen Fragen der Weltweisheit zu bewältigen. Der Wille ist drüben, der Verstand aber hüben, freilich an*

²³⁾ Alfred Feder, Lehrbuch der historischen Methodik² (1921), S. 59.

²⁴⁾ Peter Schäfer, Das Schuldbewußtsein in den Confessiones, S. 7.

²⁵⁾ Schäfer, a. a. O., S. 7.

²⁶⁾ Wunderle, S. 42 und S. 44.

²⁷⁾ Zahlreiche Stimmen für und wider bei Wunderle, S. 53 ff., und bei Schäfer, S. 8 ff.

der Brücke, die für ihn philosophisch zum Christentum führte, beim Neuplatonismus. Genau das ist die geistige Situation, der seine Erstlingsschriften entsprangen. Und seine Haltung ist die Haltung des geistig selbständigen Mannes, der aus innerer Ehrlichkeit und Sauberkeit seinem Intellekt Rechenschaft gibt von der Tat seines Willens und Gefühls. War das nicht auch die Erlebnisabfolge bei Paulus und Ignatius von Loyola? Wenn Augustinus nach der großen Wende seines Lebens philosophische Schriften verfaßte, so beweist das nur, daß er ganz Philosoph war, daß er Philosophie lebte, nachdem er die Professur aufgegeben hatte, und daß dieser Wesenszug seines Ich vorerst neben dem neueingetragenen religiösen Zug weiter bestand. Unter Philosophie versteht eben Augustinus jetzt Lebensgestaltung aus dem Geiste des Christentums, ähnlich wie in den Schulen der Stoa oder des Epikur eine entsprechende Gesamtformung des Lebens versucht wurde.

Einen zweiten Einwand gegen die Glaubwürdigkeit der *Confessiones* bringt die *empirische Religionspsychologie* vor. Sie geht aus von der Psychologie der Aussage. Es läßt sich experimentell feststellen, daß jeder Eindruck nach dem Erleben sofort ununterbrochen feinen Umwandlungen durch Verarbeitung unterliegt. Bei den *Confessiones* besteht nun ein Zeitunterschied von ungefähr 14 Jahren. Hiezu ist sofort zu sagen, daß Gedächtnisfehler und Aussagemängel im Nebensächlichen die Richtigkeit der Hauptlinie der Entwicklung nicht umstoßen. Erstere sind möglich. Daß aber Augustinus diese Hauptlinie getroffen hat, läßt sich durch folgende Hinweise erhärten.²⁸⁾ Er ist der größte Theoretiker des Gedächtnisses in der Antike. Der Schluß auf Achtsamkeit und Sorgfalt bei der Aufschreibung der eigenen Erinnerungen ist daher berechtigt. Gegen eine wesentliche unbewußte Umdichtung sprechen die große Intensität der Erlebnisse, die sich der Erinnerung förmlich eingegraben hatten, ferner die Meisterschaft des Augustinus in der psychologischen Beobachtung und in der lebensgetreuen Nachföhlung. Gewiß liegt eine Komposition oder Rekonstruktion aus der Erinnerung vor, aber der Abstand zeigt nur, daß Augustinus nicht früher mit dem Erlebnis fertig war. Nicht im Sturme oder unmittelbar nach dem Sturme ist die Nie-

²⁸⁾ Gegen Schäfer, der eine Verzeichnung annimmt (S. 23), vgl. Friedrich Billicsich, Vom „Schuldbewußtsein“ und „Sündengefühl“ in den Konfessionen des Augustinus. Theologie und Glaube, 24. Bd. (1932), S. 629 ff.

derschrift solcher Erlebnisse möglich, sondern erst nach Eintritt einer gewissen Beruhigung.²⁹⁾ Auch für die Geschichte eines einzelnen Menschen gilt die Erfahrung der Weltgeschichte, daß die Reflexion, die Besinnung erst am Ausgang einer bestimmten Periode steht und zur Feder greift. Daher liegt die Abfassung der *Confessiones* zwar am Ausgange der tiefeinschneidendsten Erlebnisepoche, keineswegs aber am Ausgange des Lebens ihres Verfassers. Die *Confessiones* hat ein Mann, der großer Denker und tiefer Psychologe zugleich war, in der geistigen und körperlichen Vollkraft seiner Jahre geschrieben.

So taucht hinter den *Confessiones* wieder der *Mensch Augustinus* auf. Zwiespältig, halb numidisch-punisch, halb römisch-lateinisch war das Antlitz seiner Heimat Africa proconsularis.³⁰⁾ Zwiespältig waren sein Blut und seine Rasse, sein Vater war römischer, seine Mutter numidischer Abkunft. Zwiespältig der Geist seines Elternhauses, der Vater war Heide, die Mutter aus altchristlichem Geschlecht. Zwiespältig seine Veranlagung, heiße Sinnlichkeit und hochfliegender Idealismus rangen in ihm um die Palme. Zwiespältig seine geistigen Interessen, der Philosoph und der Theologe verschmolzen nicht sofort zur Einheit der Persönlichkeit. Gerade aus diesen Gegensätzen erwachsen aber die gewaltigen Spannungen, die sein Leben beherrschten, die es auf die Bühne der Weltgeschichte emporhoben und allen Generationen sein Ringen, Suchen und Finden vorführen. Ihr Niederschlag sind die *Confessiones*. Daher sind sie nicht mit Tinte, sondern mit Feuer, Blut und Tränen geschrieben. Die Gedankensysteme und die Literaturen ganzer Zeitepochen sind versunken, das Lebensgefühl und der Geschmack haben sich gewandelt, aber die *Confessiones* sind jung geblieben wie am ersten Tage. Mit Recht urteilte einer ihrer besten Kenner, Eduard Norden: „Als Ganzes ist das Werk von einsamer Großartigkeit und gehört zu den ewigen Besitztümern der Menschheit.“

²⁹⁾ Wunderle, S. 44 ff.

³⁰⁾ Heinrich Lesaar, Der heilige Augustin, S. 6.

Die Verwerflichkeit der Notlüge.

Von Prof. Dr Otto Schilling, Tübingen.

Seit der Zeit des heiligen Augustinus haben sich die Theologen einmütig zu dem Grundsatz bekannt, daß die Lüge, und zwar jede Lüge, also auch die Notlüge, schlecht-hin verwerflich sei.

Kurz sei der Standpunkt des *heiligen Augustinus* angegeben. *Licet occultare in tempore, quidquid occultandum videtur: mentiri nunquam licet.*¹⁾ *Quamvis omnis, qui mentitur, velit celare, quod verum est, non tamen omnis, qui vult, quod verum est, celare, mentitur.*²⁾ Kurz und klar hat *Thomas v. A.* den Sinn der christlichen Tradition in der Sprache der Wissenschaft zum Ausdruck gebracht. *Illud, quod est secundum se malum ex genere, nullo modo potest esse bonum et licitum, quia ad hoc, quod est bonum, requiritur, quod omnia recte concurrunt. Bonum enim est ex integra causa, malum vero est ex singulis defectibus. Mendacium autem est malum ex genere; est enim actus cadens super indebitam materiam. Cum enim voces naturaliter sint signa intellectuum, innaturale est et indebitum, quod aliquis voce significat id, quod non habet in mente. Licet tamen veritatem occultare prudenter sub aliqua dissimulatione, ut Augustinus dicit.*³⁾

Mit Unrecht wurde angenommen, die Auffassung *Raimunds de Penyafort* bilde eine Ausnahme von der angedeuteten Regel, sofern er die Notlüge oder Dienstlüge für frei von Schuld erklärt haben soll. Diese Annahme beruht auf falscher Deutung einer Äußerung *Raimunds*. Er bespricht nämlich den Fall, daß einer glaubt, den vom Feind Verfolgten durch eine Lüge retten zu müssen, *Raimund* bemerkt: *tunc non dicet contra conscientiam, immo sequetur eam et nullo modo peccabit.*⁴⁾ Er will also nur sagen, *subjektiv* liegt in solchem Falle keine Sünde vor.

Erst in der *Neuzeit* ändert sich, hauptsächlich unter dem Einfluß *Luthers*, das Bild. Blieben auch nicht wenige hervorragende protestantische Theologen, nicht zuletzt unter *Kalvins* Einfluß, dem Standpunkt des heiligen Augustinus treu, so trat doch ein ganz erheblicher Umschwung ein. Auch auf dem Gebiet der modernen *Phi-*

¹⁾ De mendacio, 10.

²⁾ Contra mendacium, 10.

³⁾ S. theol. 2, 2, q. 110, a. 3 und ad 4.

⁴⁾ Summa 1, 10, 4.

losophie ist eine ähnliche Beobachtung zu machen. Nicht alle denken wie Kant und Fichte, die jede Lüge scharf verurteilen. Zumal jene Philosophen und Ethiker, die gleich Paulsen keine unbedingt geltenden sittlichen Normen annehmen, sind naturgemäß zu bedeutenden Konzessionen bereit. So sagt Paulsen von der Notlüge, nur unter den Moralphilosophen gebe es Leute, denen die Sache bedenklich vorkomme. Und Wundt meint, die alte Streitfrage, ob die Notlüge erlaubt sei, werde unzählige Male durch die Praxis im bejahenden Sinn entschieden, hier werde eben das wichtigere Gebot dem geringeren vorgezogen, die Norm: du sollst nicht töten, erleide ja auch Ausnahmen. Auch die neuere protestantische Theologie bietet ein buntes Bild. Häufig wird die Lüge gestattet, falls zwischen den Betreffenden keine Gemeinschaft bestehe.

Anders die *katholische Wissenschaft*. Einmütig wird hier der Satz von der unbedingten Verwerflichkeit der Lüge festgehalten und verteidigt. Dadurch, daß einige wenige jenen Grundsatz preisgeben, wird an der festgestellten Tatsache nichts geändert, denn immer gibt es einige, die anderer Meinung sind und eine *Ausnahme* bilden. Hiezu gehören Bolgeni S. J., der das Prinzip, wonach bei einer Pflichtenkollision die minder wichtige zessiert, auch auf die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, ausdehnt,⁵⁾ und Tanquerey, der in seiner bekannten Moraltheologie im Sinn von Grotius die Falschrede (*falsiloquium*) für erlaubt erklärt. Und nach B. Dieckhoff ist die Lüge einem jeden gegenüber gestattet, der durch unvorsichtiges Fragen den andern in die Lage versetzt, sich oder dem Fragenden oder Dritten durch Aufdeckung der Wahrheit zu schaden. Stets lasse sich hier das *Recht der Notwehr* geltend machen, es liege bei solcher Täuschung eine *species quaedam defensionis necessariae* vor. So in seinem zu Paderborn im Jahre 1864 erschienenen *Compendium Ethicae christianae*.⁶⁾

Auch von der *neuesten Zeit* kann man erfreulicherweise sagen, daß auf katholischer Seite Einmütigkeit in Beurteilung der Lüge besteht, verschwindende Ausnahmen abgerechnet. Nur wenige geben den Satz von der unbedingten Verwerflichkeit der Lüge, also auch der Notlüge, mehr oder weniger preis.

⁵⁾ *Mélanges théologiques de Liège* IV (1850).

⁶⁾ Kern, Die Lüge, 1930, S. 69 ff. Cathrein, Moralphilosophie II (1924⁶⁾, S. 87 ff. Prümmer, Manuale II, n. 169.

So schreibt *Ruland* im 4. Band seines Handbuches der praktischen Seelsorge (1936, S. 116 f.): „Wie im Drange der plötzlichen Not auch die Grenzen der Notwehr ohne Schuld leicht überschritten werden können, so ist das auch bei der geistigen Abwehr unberechtigter Neugierde der Fall. Die Notlüge kann aber ganz wohl in vielen Fällen als Notwehr aufgefaßt werden und es ist mir eine Genugtuung, daß der von mir schon seit 20 Jahren vertretene Standpunkt auch von dem angesehenen Moralisten *Vermeersch* geteilt wird. Eine andere Begründung, nicht der theoretischen Erlaubtheit, wohl aber der praktischen Sündelosigkeit des Notlügen, läßt sich aus der Anwendung des physischen Krankheitsbegriffes auf die seelische Haltung des Aussagenden herleiten. Wenn der Mensch durch den Zwang des Lebens genötigt wird, ganz plötzlich und ohne langes Besinnen in einer recht schwierigen Lage eine Aussage zu machen und ihm dabei auf der einen Seite die furchtbaren Wirkungen der Wahrheit und auf der anderen Seite die Vermeidung aller Schwierigkeiten des Augenblicks durch eine kleine Notlüge vor das Bewußtsein treten, dann befinden sich viele an der Grenze ihrer Anpassungsfähigkeit . . . So kann es geschehen, daß ein Verhalten, das, gesehen aus der Ganzschau einer allseitigen sittlichen Wertung als unerlaubt erscheinen müßte, gesehen in dem eingengten Gesichtsfeld des plötzlich und dranghaft Handelnden sich als unsündhaft darstellt. Unter solchen Gesichtspunkten scheint auch die theoretische Behandlung der Notlüge nicht ganz unbefriedigend und keineswegs ganz unlösbar zu sein.“

Und *Vermeersch* meint in seinem Moralwerk (II, p. 600): „Cessat mendacium, si contra iniustam alterius aggressionem, cum alia copia desit, falsa enuntiatione tuum silentium vel secretum defendas. Etenim, sicuti iniusta alterius aggressio efficit ut actio, quae secus esset homicida (homicidium?), non sit, qua actio, nisi sui defensio, sic etiam causa erit cur verba quae, extra aggressionem prolata, forent mendacia, nunc simul sint defensiva secreti et qua talia tantum intendantur et eligantur. Nec requiritur ut aggrediens conscius sit iniustae suae aggressionis. Nam materialiter iniustus etiam vi repelli potest.“ Kurz zuvor (n. 703) wird festgestellt, die Lüge als falsa significatio contra mentem sei in sich, also schlechthin verwerflich.

Ähnlich wie *Vermeersch* nimmt auch *Ruland* an, daß die Abweichung von der Wahrheit so weit erlaubt sei, als es der Selbstschutz notwendig macht. Jedoch ist die

Begründung eine andere. Nach Ruland ist es nämlich „durchaus logisch, anzunehmen, daß durch einen unrechtmäßigen Zugriff auf unsere geistigen und sozialen Lebensbestandteile auch die soziale Gemeinschaft aufgehoben wird und daher die Abweichung von der Wahrheit so weit erlaubt ist, als es der Selbstschutz notwendig macht“.⁷⁾ Vermeersch dagegen beruft sich einfach auf das Prinzip des doppelten Effektes, wovon der eine beabsichtigt, der andere aus entsprechenden Gründen zugelassen wird. Ruland hebt dann noch eigens, indem er die Analogie weiter auswertet, die leicht eintretende Möglichkeit schuldloser Überschreitung des berechtigten Selbstschutzes hervor. Gemeinsam ist den beiderseitigen Ausführungen, daß sie sich nicht gerade durch Klarheit auszeichnen. Vermeersch bezeichnet gleich eingangs die Lüge als in sich verwerflich, um dann alsbald doch eine Ausnahme zu statuieren. Und Ruland spricht zuerst von Notwehr, dann von einer „anderen Begründung, nicht der theoretischen Erlaubtheit, wohl aber der praktischen Sündelosigkeit des Notlügen“, führt dies unter Verwendung „des physischen Krankheitsbegriffes“, unter Verweisung auf „Ganzschau“ und „eingengektes Gesichtsfeld“ näher aus, um dann am Schluß gleichwohl zu betonen: „Unter solchen Gesichtspunkten scheint auch die theoretische Behandlung der Notlüge nicht ganz unbefriedigend und keineswegs ganz unlösbar zu sein. Nur die alten schulmäßigen Formeln scheinen für eine solche allgemeine Betrachtung nicht ausreichend zu sein.“

Vermeersch und Ruland sind somit der Meinung, daß zur Abwehr unberechtigter Fragen oder eines „Zugriffes auf unsere geistigen und sozialen Lebensbestandteile“ (Ruland) die Abweichung von der Wahrheit so weit erlaubt sei, als es der Selbstschutz erfordert. Sie gehen also von einer *Analogie* aus, und es ist zu untersuchen, ob sie dies mit Recht tun. Beide wie auch Dieckhoff, der dieselbe Meinung vertritt, haben offenbar einen sehr wichtigen Umstand übersehen. Wohl kann der Bedrohte sich gegen einen rechtswidrigen gegenwärtigen Angriff zur Wehr setzen und selbst, wenn nötig, bis zur Tötung gehen, aber er darf das lediglich deshalb tun, weil nur die *ungerechte* Tötung in sich verwerflich ist; wären Verwundung und Tötung in sich, also schlechthin verwerflich, so bestünde kein so weit reichendes Recht der Notwehr. Anders verhält es sich mit der Lüge. Die Lüge

⁷⁾ Vgl. oben, S. 622, die moderne protestantische Auffassung.

ist, wie ja auch Vermeersch feststellt, in sich, also unter allen Umständen verwerflich. Non faciamus mala, ut veniant bona. Der gute Zweck heiligt niemals das in sich verwerfliche Mittel. Die von Vermeersch und Ruland benützte Analogie versagt also vollständig. Nun redet Ruland auch noch vom Fall der *Überschreitung* des schuldlosen Selbstschutzes. Nachdem er zuvor behauptet hatte, die Abweichung von der Wahrheit sei so weit erlaubt, als es der Selbstschutz notwendig mache, scheint er, wenigstens logischerweise, nun sagen zu wollen: leicht kommt es vor, daß man bei Ausübung des Rechtes des Selbstschutzes zu weit geht; das kann dem sich Verteidigenden oft nicht zur Schuld angerechnet werden, aus naheliegenden Gründen, und so analog „bei der geistigen Abwehr unberechtigter Neugierde“. Möglicherweise erblickt Ruland eben hierin das entscheidende Moment seiner Argumentation. Wie dem sein mag: Ruland unterscheidet nicht klar und bestimmt zwischen der *objektiven* und der *subjektiven* Betrachtung und Fragestellung. *Es handelt sich nicht um die Frage*, ob in manchen Fällen die Notlüge *subjektiv* ohne Sünde sein kann, das trifft selbstverständlich zu; wenn der Gefragte in der Übereilung und ohne Überlegung oder bona fide zum Mittel der Notlüge greift, so kann, das leugnet kein Moralthologe, jede Schuld fehlen. Das hat schon Raimund von Penyafort ausdrücklich festgestellt. Um zu dieser Feststellung zu gelangen, bedarf es weder der Anwendung „des physischen Krankheitsbegriffes“ noch des Hinweises auf „Ganzschau“ und „eingengesetztes Gesichtsfeld“. *Es handelt sich vielmehr lediglich um die Frage*, ob die Notlüge *objektiv* jemals gerechtfertigt werden kann. Die von Ruland und Vermeersch verwendete Analogie ist nicht verwendbar und der Hinweis auf die leicht mögliche Überschreitung der Notwehr und des Selbstschutzes setzt in Wahrheit voraus, daß diese Überschreitung objektiv sündhaft und nur subjektiv oft ohne Schuld ist. Unter den von Ruland, teils in Übereinstimmung mit Vermeersch, teils ausschließlich von ihm, geltend gemachten Gesichtspunkten ist somit in Wirklichkeit die theoretische „Behandlung“ der Notlüge im objektiven Sinne „ganz unbefriedigend“ und „ganz unlösbar“.

Nicht überflüssig mag es sein, in diesem Zusammenhang ein warnendes Wort des heiligen Augustinus anzuführen: Ita (sc. wenn die Notlüge einmal erlaubt wird) paulatim minutatimque succrescit hoc malum et brevibus accessibus ad tantum acervum mendaciorum scelerato-

rum subintrando perducitur, ut nunquam possit penitus inveniri, ubi tantae pesti per minima additamenta in immensum convalescenti possit obsisti.⁸⁾ Und das Wort eines der angesehensten neueren Moralthologen: Valde male sonat, si catholicus theologus dicit aliquod mendacium aliquando licitum esse.⁹⁾

Demgemäß kann nicht die Notlüge ein Mittel sein, um lästige Frager abzuwehren oder etwa ein Geheimnis zu wahren. Vielmehr kann, wenn die anderen Mittel: Schweigen, Abweisung, Verweigerung der Antwort, nicht anwendbar sind, als Ausweg nur die *erkennbare Mentalreservation*¹⁰⁾ oder, weniger mißverständlich, die Verschleierung der Wahrheit in Frage kommen (licet veritatem occultare prudenter sub aliqua dissimulatione, s. o.). Sie unterscheidet sich von der eigentlichen Mentalreservation dadurch, daß hier der Antwortende in Gedanken willkürlich etwas hinzufügt, was er nicht ausspricht, so daß der andere, soweit es auf den Antwortenden ankommt, notwendig irregeführt wird, so daß also die Aussage im Widerspruch steht mit dem, was der Betreffende wirklich denkt und daß die Aussage als bewirkende Ursache der Täuschung erscheint, während bei der berechtigten Dissimulation oder Verschleierung der Wahrheit der Antwortende äußert, was er wirklich im Sinne hat, so daß zwischen Denken und Äußerung kein Widerspruch besteht, sondern nur die in den Umständen gegebene nähere Bestimmung in der Äußerung selbst fehlt, so daß die Äußerung nur veranlassende Ursache der Täuschung wird. Natürlich ist vorausgesetzt, daß der Fragende nicht ein Recht auf die Wahrheit hat und daß entsprechende Gründe vorliegen. Insbesondere kann die Dissimulation Anwendung finden, wie bereits angedeutet wurde, um ein Geheimnis, vor allem ein wichtiges Amtsgeheimnis, zu wahren. Im äußersten Fall ist die unberechtigte Frage auf den allein berechtigten Sinn zu reduzieren und ist die Antwort in diesem Sinn zu erteilen. Ein bekanntes Beispiel. Die Königinwitwe Elisabeth, Tante des Kaisers von Österreich und Schwägerin des Königs Wilhelm I. von Preußen, fragte letzteren, ob es wahr sei, daß er mit Italien gegen Österreich ein Bündnis geschlossen habe. Da jedes Zögern oder Ausweichen den Verrat des Geheimnisses bedeutet hätte, erwiderte der König mit

⁸⁾ Contra mendacium, 18.

⁹⁾ Prümmer, Manuale II, n. 169.

¹⁰⁾ Vgl. Schilling, Apologie der katholischen Moral, Paderborn 1936, S. 166 ff.

einem Nein. Man kann die Antwort des Königs als Antwort auf den Sinn der Frage erklären, wie die Frage vernünftiger- und billigerweise allein und ausschließlich gemeint sein konnte. Wer einwendet, das sei nichts als eine Lüge, verkennt die Schwierigkeit des Problems und urteilt nach dem bloßen Schein.

Astrologie und praktische Bewährung.

Von Univ.-Prof. Dr theol. et phil. Anton Seitz, München.

(Schluß.)

2. Macht der Kräfte aus verborgenen Seelentiefen.

Nicht bloß negativ bezeugt der vielerfahrene Sachverständige, daß das Horoskop nichts weniger als eine verlässige, objektive Wahrheitsquelle ist, sondern auch positiv zeigt er auf, welches die eigentliche Wahrheitsquelle ist, wenn „astrologische“ Wahrsagungen wirklich zutreffen. Den unbegrenzten Möglichkeiten *astrologischer* „Voraussagen, Prognosen (38) gegenüber kann immer geltend gemacht werden, daß ihr Eintreffen auf (auto)suggestive Ursachen zurückzuführen“, ja noch einfacher, „daß die richtige Einschätzung kommender Verhältnisse durch geschickte intellektuelle Kombinationen zu bewerkstelligen sei“, d. i. durch natürliche Vorausberechnung von Zuständen, die im Keime bereits in der Gegenwart angelegt sind und organisch in bestimmter Richtung bis zum Endpunkt sich fortentwickeln müssen, und daß „schließlich von Anhängern parapsychischer Gedankengänge *Hellseherei oder etwas ähnliches* angenommen werden könnte“ (195). — Prüfen wir diese fremden, wahren Quellen näher!

Schon von den *heidnischen Orakeln* berichtet uns der „Vater der Kirchengeschichte“, Eusebius,¹⁹⁾ aus unanfechtbaren Zeugnissen ihrer eigenen Anhänger, daß der „Gott“ Apollo in Delphi, d. i. dessen Priester, die durch sein Medium, die Pythia, erteilten Weissagungen *auch auf die fatalistische Astrologie scheinbar gestützt habe. Insgeheim jedoch habe man dort zur Erforschung der Wahrheit auf natürlichem Wege ein weitverzweigtes Spionagesystem unterhalten, indem die Orakeldiener*

¹⁹⁾ Praeparatio Evangelica IV, 1. 6: Migne, P. Gr. 21, 405/8. Näher Ant. Seitz, Die Apologie des Christentums bei den Griechen des 4. und 5. Jahrhunderts. Gekrönte Preisschrift, Würzburg 1895, 53 ff.

„von auswärts viele Helfershelfer ihrer Betrügereien sich beigesellten, die sich interessierten für die Ankömmlinge, sowie für die Anliegen, zu deren Erflehung ein jeder gekommen war“, um sie unvermerkt möglichst auszuforschen. Viel weniger umständlich locken *moderne, psychologisch ausgebildete „Astrologen“*, auch ohne Inanspruchnahme eines eigenen Erkundungsbüros, von den sie befragenden Personen unmittelbar, schon durch die gewandte Art ihrer Fragestellung, wichtige *Anhaltspunkte* für ihre „Wahrsagung“ heraus und lesen vornehmlich *von der lebendigen Persönlichkeit*, die ihnen leibhaftig gegenüber steht, nicht bloß auf Schriftenverkehr aus der Ferne sich beschränkt, ihren Charakter ab aus dessen naturgemäßer Ausprägung, hauptsächlich im Gesichtsausdruck und Mienenspiel, *nötigenfalls* auch aus den Schriftzügen, aus denen die „*Graphologie*“ bestimmte Schlüsse zu ziehen befähigt. Nur nach außen hin gebärden sie sich so, als stünde das Schicksal jedes Menschen in den Sternen, bezw. Karten geschrieben. Sehr richtig bemerkt hiezu der Münchener Privatdozent Aug. Kühl (S. 203): „*Nahezu alle Horoskope sind nach dem Leben korrigiert*. Der Horoskopsteller bringt ein oder mehrere Lebensdaten, die er vom Antragsteller erbittet, mit passenden Planetenaspekten zur Deckung, mit anderen Worten er schiebt die vorhandenen Aspekte in andere Häuser. Es ist ja ein Kinderspiel, das Horoskop so zu drehen, daß ein krasses Ereignis, z. B. ein Mord, aus dem Horoskop ablesbar wird.“ Auch Werner Achelis (Berlin) findet eine befriedigende natürliche Erklärung der astrologischen *Wahrsagekunst* durch die „*Menschenkunde*“ (Physiologie, Graphologie, Psychoanalyse, Individualpsychologie u. a.)“ (S. 180 f.). Ein geübter Psychologe und insbesondere Psychoanalytiker kann aus einem Menschen weit mehr herausbringen, als diesem selbst augenblicklich klar bewußt und von ihm frei gewollt ist. Es läßt sich ihm nicht nur durch einfache *Suggestion*, verstärkt mittels künstlicher Einschläferung = *Hypnose*, eine Denk- und Handlungsweise beibringen, die nicht ohne weiteres im eigenen Sinne des hiemit Bearbeiteten gelegen ist, sondern durch *Konträrsuggestion*, bezw. -Hypnose, sogar die ursprüngliche eigene Ansicht und Absicht systematisch in ihr gerades Gegenteil verkehren. Dann „erfüllt“ sich die „Wahrsagung“ zwangsläufig durch eine ebenso unbewußte wie unwillkürliche, daher unwiderstehlich wirksame innere Naturnotwendigkeit für hiefür empfängliche Subjekte, die der über sie gebietenden Autorität

eines ruhigen, aber festen Willens als gefügte Werkzeuge völlig ausgeliefert sind.

Ähnlich, wie die Graphologie von der äußeren Handschrift, vermeint die Chiromantie oder *Handwahrnehmung* aus der äußeren Gestaltung der Hand weitgehend und zutreffend den inneren Charakter und die daraus sich ergebenden unvermeidlichen Gesetze des Menschen erschließen zu können. Darüber hat z. B. Prof. Julius Nestler ein eigenes „Lehrbuch der Chiromantie“²⁰⁾ herausgegeben. — Freilich ist es eine arge Übertreibung, wenn man annimmt, daß Gemütsbewegungen der Hand ebenso unverkennbar wie dem Angesichte des Menschen, vorzugsweise um Augen, Nase und Mund, bzw. Kinn herum, im Laufe der Zeit einen bleibenden eigentümlichen Ausdruck verleihen, mag auch im großen und ganzen ein noch nicht exakt festgestelltes Wahrheitskörnchen daran vorhanden sein. Jedenfalls ist *ungleich mehr* als aus der Handformation *aus der Physiognomie* des Menschen für dessen Charakter und Lebensschicksal zu *entnehmen*. Tatsächlich bleibt es ja auch dem „Handleser“ unbenommen, verstohlen mehr auf die Gesichtszüge als die Handflächen zu schauen. Was aber die Handwahrnehmung eigentlich *erst* zum törichten und sündhaften *Aberglauben* macht, das ist ihre *Verquickung mit dem Fatalismus* einer unabänderlichen Schicksalsbestimmung gemäß dem magischen Geheimwissen *der Astrologie* oder die *Fiktion, die Finger seien dem Einfluß je eines Sternzeichens unterworfen*; daher bedeute der Mittelfinger, entsprechend dem düsteren Saturn, die unabänderliche Schicksalsbestimmung, der Ringfinger, dem Apollo oder der Sonne zugeteilt, die Rolle in jeglicher Kunst, der kleine Finger, Merkur zugehörig, die Stellung zur Wissenschaft, der dem Jupiter gewidmete Zeigefinger das Verhältnis zur äußeren Ehre, der zur Venus in Beziehung stehende Daumen die Anlage zur geschlechtlichen Liebe; desgleichen stünden die Erhöhungen oder „Handberge“ am Fingeransatz und starken Furchen dazwischen samt ihrer Fortsetzung, den Hauptlinien vom Fingeransatz aus über die Handfläche, unter der Herrschaft je eines Sternzeichens u. s. w. (5 ff.). Diese „Chiromantie“ arbeitet *ebenso schematisch* wie die Astrologie *mit willkürlichen Phantasiekonstruktionen* auf rein äußerlicher, mechanischer Basis (153).

²⁰⁾ 3. Aufl., Leipzig 1922. Vgl. Ant. Seitz, „Moderne Handwahrnehmung“ in „Allgemeine Rundschau“, Jg. 21, H. 36, S. 578 f. (4. September 1924).

Am meisten Beachtung verdient das die Astrologie entwertende Zugeständnis des wissenschaftlich unbefangenen astrologischen Praktikers H. Frh. v. Klöckler, daß die *wahre Ursache wirklich eintreffender „Prophezeiungen“* — „*rein psychologische*“ Begabung unter dem Deckmantel der Astrologie ist, so daß eine astrologische Praxis ohne den Standpunkt der bedingten *Willensfreiheit* sinnlos wird (189). Ebendamt hat aber die Astrologie das Recht verwirkt, sich den Nimbus einer „Geheimwissenschaft“ von ganz fremdartigen Einflüssen aus einer alles vergewaltigenden höheren Sphäre der „Sternenmächte“ beizulegen. — *Woher und wie offenbart und erfüllt sich in Wahrheit das Geschick des Menschen im einzelnen wie in der Gesamtheit?* In keinem Falle durch einen ebenso unverständlichen wie unverständigen Mechanismus blinder Zufallswillkür mit der Notwendigkeit und Gleichförmigkeit alles Naturgeschehens, mag man es Sternenmächte oder kosmische Ausstrahlung oder Weltfatum oder wie immer nennen, vielmehr *kraft einer weltgesetzlichen Ordnung*, die als *allein hinreichende Ursache* voraussetzt ein *allwirksames ordnendes oder gesetzgeberisches Prinzip von höchster, geistiger Selbständigkeit und Vollkommenheit*. Denn nur mit den Grundkräften eines geistigen Wesens: Erkenntnis und Wille, lassen sich geordnete, gesetzmäßige Verknüpfungen ideal und real anbahnen und nur durch *den absoluten*, durch keinerlei Schranken eingeengten *Geist: Gott* hemmungslos durchführen. Zu diesem einzigartigen, alles umspannenden Gottesgeist steht der durchaus bedingte und beschränkte kreatürliche Geist im Verhältnis allseitiger Abhängigkeit. Aus der göttlichen Urfülle und Urquelle der gesamten Wirklichkeitsordnung schöpft daher auch der Menscheng Geist sein ganzes Wissen und Können, alle seine Gestaltungsfähigkeit einschließlich der Ausgestaltung seines Weltbildes in Raum und Zeit.

Übernatürlich, d. i. über die naturgemäße Veranlagung an sich hinausgehend, *offenbart der absolute Geist* den relativen, d. h. geschöpflich beschränkten Geistern im Rahmen ihrer eigenartigen Fassungskraft *sein inneres*, nie völlig begreifliches *Wesen*, wie sein in seinem *unerforschlichen Ratschluß* verborgenes Wirken *nach außen* (Röm 11, 33 f.) *mit Ausnahme* dessen, was er in seiner unendlichen Weisheit und Güte der Menschheit hienieden zu ihrem eigenen Besten verschlossen hält. Das ist das Geheimnis seiner ewigen Vorherbestimmung zu jenseitiger Seligkeit nebst dem unfehlbar hiezu führenden Mit-

tel, der Gnade der Beharrlichkeit bis ans Ende (1 Kor 4, 4 f., Phil 2, 12 f.), auch Tag und Stunde des Weltendes mit dem unmittelbar darauffolgenden Weltgericht (Matth 24, 36), sowie die Sorgen bringenden irdisch-zeitlichen Geschehnisse des kommenden Tages (Matth 6, 25 ff.). Mit dem Glauben der einen wahren Offenbarungsreligion Christi erweist sich demnach als schlechthin unvereinbar der vermessene Aberglaube einer astrologischen Vorausberechnung des Weltunterganges und überhaupt einer aus der Konstellation am Himmelsfirmament durch menschlichen Aberwitz herauszupressenden genauen Schicksalsbestimmung.

Nur zu Gottes eigener größerer Ehre oder Verherrlichung nach außen hin und zum wahren Heile der ihm rückhaltlos ergebenen und vertrauenden Menschheit hat der Weltenschöpfer „die Erde den Menschenkindern anheimgegeben“ (Ps 113 B, 1 ff., 9 ff., 16) zur Durchdringung und Beherrschung mit ihren natürlichen gottverliehenen und gottebenbildlichen Geisteskräften. Zum Unterschied aber vom einzigartigen absoluten Geist, dessen Geistesblick sein eigenstes Schöpfungswerk der Zeit in ihrer gesamten Ausdehnung nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit ihrem vollen Wirklichkeitsinhalt in jedem einzelnen Abschnitt gleichmäßig innerlichst durchdringt und beherrscht²¹⁾ und damit die Zügel der Weltregierung nach allen Seiten hin unerschütterlich in der Hand behält, vermag der relative oder geschöpflich beschränkte Geist, sogar der reine Geist oder Engel den Schleier der Zukunft nicht hinwegzuheben, wofern dieselbe nicht ihre Schatten bereits vorauswirft in die Gegenwart durch keimhafte Grundlegung. Bloß bis zu einem gewissen Grade ist er imstande, die Schranken des Raumes und der Zeit zu überschreiten mittels Aufrüttelung in verborgenen Seelentiefen schlummernder, d. h. „okkulten“ Kräfte und infolgedessen abnorm und enorm gesteigerter Feinfühligkeit der menschlichen Seele.

Der ganze Apparat des Horoskopes und der Sterndeuterei ist ebenso wie Handwahrsagerei und Kartenschlägerei rein äußerliche Aufmachung und ganz nebensächlicher „Hokuspokus“. Im tiefsten Grunde werden wirkliche Erfolge nur erreicht durch zwar außerordentliche, supranormale, deshalb aber noch lange nicht

²¹⁾ Cf. Thom. Aquin., S. th. I, q. 14, a. 13: „Aeternitas tota simul existens ambit totum tempus. Unde omnia . . . sunt Deo praesentia; eius intuitus fertur super omnia, prout sunt in sua praesentialitate“ (= Allvergegenwärtigung im Gottesgeiste).

supranaturale oder wahrhaft übernatürliche, sondern immer noch natürliche, nur selten vollwirksame *Faktoren* aus der rätselhaften, jedoch als Tatbestand nicht hinwegzudisputierenden Welt des „Okkultismus“. Diese aber wurzelt im „*Mikrokosmos*“ des menschlichen *Nervensystems*, nicht im „*Makrokosmos*“ des damit durch das phantastische Hirngespinnst des Monismus willkürlich ineingesetzten Weltganzen und insbesondere des *Sternenhimmels*, wie die Astrologen die von ihnen so leicht sich täuschen lassende große Menge glauben machen wollen.

Mit Hilfe dieser aus Nervenüberreizung hervorgehenden Nervenüberempfindlichkeit, weit über die Tragweite der normalen Sinnesorgane hinaus, wird die menschliche Seelenschau über die gewöhnlichen Schranken des Raumes und der Zeit derart hinausgehoben, daß im „*Fernsehen*“, überhaupt „*Fernwirken*“ die weitesten Entfernungen spielend überwunden, im „*Hellsehen*“ dichte Hüllen durchdrungen werden, im „*Gedankenlesen*“, *genauer* in der *sinnlichen Vorstellungsübertragung* der sinnlich anschauliche Inhalt einer lebhaften Vorstellungskraft durch psychophysischen Kontakt gleichgestimmten sympathischen Interesses aus dem Nervensystem einer beliebig fern und fremden lebendigen Persönlichkeit auf das eigene automatisch überspringt, gegenseitige Empfänglichkeit vorausgesetzt. Dabei funktioniert der lebende menschliche Nervenapparat gleich dem Radio, welches die Wellen, auf die es eingestellt ist, von der Sendungszur Empfangsstation überleitet, ohne daß die Entfernung ein Hindernis bildet, nur mit dem Vorzug vor dem toten Mechanismus, daß er kraft seines Willens selbst die Direktion zu übernehmen und daher planmäßig zu experimentieren imstande ist. Nur rein geistige, abstrakte Ideen, „*Gedanken*“ im eigentlichen Sinne des Wortes, lassen sich beim Menschen nicht übertragen, weil dessen Natur und Wesen nicht einem Engel gleich rein geistig, sondern sinnlich-geistig beschaffen ist, so daß die gesamte Erkenntnis von sinnlicher Grundlage aus emporgeführt werden muß auf ein höheres, geistiges Niveau nach dem von Aristoteles her bereits bekannten Erfahrungssatz: *Omnis intellectus incipit a sensu*. Aber durch sinnenfälliges „*Hell- und Fernsehen*“ vermag der hiezu veranlagte und hierin geübte Okkultist z. B. im Leibesorganismus einer beliebigen Person den Todeskeim zu erspähen, der unaufhaltsam sich weiter entfaltet bis zur vollendeten Katastrophe. Kraft eines instinktiv sicheren Schätzungsgefühles ist er *sogar* imstande, den *Zeitpunkt*

des Sterbefalles im voraus anzugeben, während er dem unkundigen Laien ein Horoskop als Meßinstrument des aus den Sternen ablesbaren Schicksals vorspiegelt.

Der blindgläubige Nachbeter erleichtert übrigens unbewußt und ungewollt dem *Astrologen* das Schwindelgeschäft dadurch, daß er durch *Autosuggestion sich vollends wehrlos selbst ihm ausliefert*. Bei einer Unglücksprophezeiung z. B. bildet er sich ein: Niemand kann seinem Schicksal entinnen, zumal wenn dessen Gewißheit ein berühmter Wahrsager über allen Zweifel erhoben hat. Diese fixe Idee bohrt sich so tief in die Seele ein, daß sie von ihr nicht mehr loszukommen imstande ist, und durch die Seele als gestaltendes Prinzip (*forma*) wirkt sie fort auf den Leibesorganismus, zermürbt und zerrüttet ihn förmlich, langsam aber sicher, *mit unheimlicher Präzision*. Einbildungskraft wie Schrecken wirken tatsächlich tödlich im „Unterbewußtsein“. Dieses Traumbewußtsein arbeitet hiebei noch weit intensiver und exakter als das normale Tages- oder Oberbewußtsein. Das veranschaulicht am besten die *Analogie des „posthypnotischen“ Befehls*: Der Hypnotiseur beauftragt eine von ihm eingeschlafte Person, nach dem Erwachen aus der Hypnose, und zwar genau 4335 Minuten nach dem gegenwärtigen Zeitpunkt, ein Kreuz aufzuzeichnen. Während das klare Bewußtsein es gar nicht fertig bringt, sich von dieser großen Zahl ohne weiteres eine bestimmte Vorstellung zu machen, rechnet sie das dämmerhafte „Unterbewußtsein“ tatkräftig in aller Stille auf die Minute aus und setzt sie in die Wirklichkeit um. Nach Ablauf der Frist befällt die Person, die vielleicht gar nicht mehr ausdrücklich an jene hypnotische Beeinflussung denkt, plötzlich ein Zustand der Benommenheit, ein schwindelndes Gefühl und drängt sie unwiderstehlich zum Vollzug des Auftrages.²²⁾ Ähnlich wirkt die Autosuggestion der „unvermeidlichen Wahrsagungserfüllung“ unfehlbar, mag der davon Betroffene auch äußerlich nicht daran glauben, ja darüber spotten. 1845 rief einer amerikanischen Witwe aus der sie umgebenden Stille auf einmal eine Stimme laut zu: Heute um sechs Uhr wirst du sterben! Obwohl die Frau behauptete, sehr gute Nerven zu haben und noch, als die Uhr sechs zu schlagen begann, triumphierend ausrief: Es ist nichts passiert, schoß ihr ein dicker Blutstrom aus den Nasenlöchern, ehe noch der Glocken-

²²⁾ Vgl. Leop. Löwenfeld, *Hypnotismus und Medizin*, 1922 (J. F. Bergmann), 72 f. Albert Moll, *Der Hypnotismus*, Berlin 1924, 179.

schlag aufgehört hatte: Unbewußt empfundene Vorgänge in den Schleimhäuten der Nase hatten die Halluzination jener Stimme verursacht, die als Autosuggestion auf die Sekunde sich als wirksam erwies²³⁾. — Die *Gemeingefährlichkeit aufdringlicher Wahrsagerei* wird am offensichtlichsten aus einem von einer Dame aus besseren Kreisen persönlich erzählten Selbsterlebnis: Eines Tages stürzte ein unbekanntes Weib unangemeldet in das Zimmer der Dame und auf sie zu mit dem Geschrei: „Hand her!“ und, ehe die Dame noch recht zur Besinnung kam: „Daß Sie es wissen: In einem Jahre müssen Sie sterben!“ — vermutlich ein gemeiner Racheakt, der das unschuldige Opfer unrettbar ins Grab, wenn nicht vorher ins Irrenhaus gebracht hätte, wenn nicht der okkultistisch erfahrene Nervenarzt noch rechtzeitig durch Gegensuggestion die unheilvolle Wirkung hätte aufheben können.

Noch rätselhafter, aber nicht weniger erfahrungsgemäß wie die suggestive ist die „parapsychologische“ Veranlagung zur „*Psychometrie*“ oder seelischen Erfüllung an einem äußeren Maßstab, besser gesagt: Stütz- oder Anhaltspunkt an einem Gegenstand aus dem Besitz einer Person, der, wie die Karten beim *Kartenschlagen*,²⁴⁾ als *Anregungsmittel* dient zur Erweckung innerer, fern- und hellseherischer Anlagen. Durch Ideenassoziation wird die okkulte Fähigkeit von jenem Gegenstand auf dessen Besitzer hinübergeleitet und konzentriert, und so der Träger okkultur Seelenkraft für den inneren Charakter und die damit zusammenhängenden Lebensgeschicke jenes Besitzers des äußeren Gegenstandes scharfsichtig gemacht. — Alle diese überaus verwickelten Probleme lassen sich hier nur kurz andeuten. Zum *eingehenden Studium* muß auf ein *Spezialwerk*²⁵⁾ verwiesen werden, welches auf der Höhe der Zeit stehende Wissenschaftskritik mit korrekter katholischer Weltanschauung harmonisch zu vereinigen bestrebt ist und die Taktik befolgt, den Gegner mit den eigenen Waffen, d. i. den herrschenden Aberglauben durch die von ihm mißbrauchte Tatsachen-

²³⁾ Rich. Baerwald, *Der Okkultismus in Urkunden*, II (1925, Ullsteinverlag), 267.

²⁴⁾ Vgl. Max Kemmerich, *Prophezeiungen*, 1925, 46. Eberhard Buchner, *Von den übersinnlichen Dingen*, 1924 (Fromann), 124.

²⁵⁾ Anton Seitz, *Okkultismus, Wissenschaft und Religion*, Bd. I. *Die Welt des Okkultismus*, 1926. II. *Illusion des Spiritismus*, 1927 (= System). III. *Phänomene des Spiritismus*, 1929 (= Einzeltatsachen) — z. Z. im Selbstverlag: Univ.-Prof. Dr. A. S., München, Schönfeldstraße 10/III, von M. 16.— auf M. 10.50 insgesamt herabgesetzt, portofrei.

welt des Okkultismus auf der ganzen Linie zurückzuschlagen.

Zum Schluß nur noch eine überaus *ernsthafte und zeitgemäße Warnung!* Man könnte den astrologischen und jede Art von *Aberglauben* leichter hingehen lassen, wenn es sich bloß handelte um harmlose Neugier und Modetorheit eines Zeitalters, das nach einem positiven Notersatz für den vom öden Unglauben gescheuten „veralteten Kirchenglauben“ schmachtet. In Wirklichkeit steht jedoch weit mehr auf dem Spiel: *Völlige praktische Verleugnung des Gottesglaubens und Rückfall vom allein wahren christlichen Offenbarungsglauben in die krasseste Finsternis* des von göttlichen Kräften am meisten verlassenen und der gesunden Menschenvernunft wie natürlichen Erfahrung am schändlichsten widerstreitenden *noch unerlösten Heidentums*. Eines denkenden Menschen ganz und gar unwürdig ist die auf eine durch sündhafte Leidenschaft krankhaft erregte Phantasie sich aufbauende Weltanschauung *von einem über dem Weltganzen dumpf brütenden feindseligen Geschick*, das selbst die „Götter“ überwältigt und mit Haß und Neid gegen glückliche Menschen erfüllt, so daß es ein Polykrates umsonst durch das Opfer seines goldenen Ringes zu beschwichtigen sucht, und die Menschheit vergebens krampfhaft sich abmüht, hinter das Geheimnis der Sternenwelt zu kommen, in der das Schicksal der Götter und Menschen wie mit ehernem Griffel unaustilgbar geschrieben steht! Das heißt *vollendetes Antichristentum*, weil *radikaler Gegensatz zur Frohbotschaft Christi* von einem unendlich gütigen und durchaus vollkommenen Vater aller von ihm geschaffenen Wesen im Himmel (Matth 5, 45. 48; 6, 9 ff.), der „nichts haßt von dem, was er gemacht hat“ (Weish 11, 25) und seinen mit den vorzüglichsten Gaben und Gnaden ausgestatteten Geschöpfen, den Menschenkindern, alles, selbst das scheinbar Böse, allweise endgültig zum Besten gereichen läßt, wofern sie nur seine Liebe dankbar erwidern (Röm 8, 28), so daß sie nicht die mindeste Besorgnis zu hegen brauchen, da ihnen ohne seinen vorsorglichen heiligsten Willen nicht einmal ein Haar gekrümmt wird (Matth 6, 25 ff.; 10, 28), und alles durch den Sündenfall „krumm Gewordene wieder gerade gemacht wird“ (Lk 3, 4 ff.) durch den „das Angesicht der Erde erneuernden“, d. h. übernatürlich verklärenden Welterlöser (Offb 21). Wenn freilich der Weg zur ewigen Herrlichkeit durch mannigfaches Leiden und Kreuz dieser irdischen Prüfungszeit führen muß (Lk 24, 26), so werden

doch auch diese trüben Geschehnisse gerade dadurch erleichtert, daß sie bei den gewöhnlichen Menschen nicht, wie beim allwissenden Gottmenschen, ihre Schatten bereits vorauswerfen auf die ganze vorausgehende Lebenszeit, sondern barmherzig verhüllt bleiben, bis die „Stunde der Finsternis“ wirklich „gekommen“ ist (Matth 26, 45; Lk 22, 53).

Was die *größte Wohltat* ist, die *Vorenthaltung widerlicher Zukunftsgeschehnisse* zur Verringerung ihres lähmenden Druckes, hat die törichte und undankbare sündige Menschheit *verkannt und verkehrt* in ein Übel, das sie in gottwidrigem Sinn oder vielmehr Unsinn mit aller Gewalt von sich abzuwenden trachtet. In dieser dumm-dreisten Selbstverblendung versteigt sie sich zu der gottesslästerlichen Vermessenheit, dem allgütigen Himmelvater, der sie in liebevollster Absicht nicht in die Karten seiner geheimnisvollen Weltlenkung hineinschauen läßt, die Karten förmlich aus der Hand schlagen zu wollen *mit dem kindischen, ja luziferianischen Trotz*: „Ich mag nicht dienen“ (Jer 2, 29). „Zum Himmel will ich aufsteigen, über die Gestirne Gottes erhöhen meinen Thron, gleich sein dem Allerhöchsten“ (Is 14, 13 f.). Immer aufs neue läßt sie sich betören von der Lüge der Paradiesesschlange: „Ihr werdet sein wie Götter, wissend Gutes und Böses“ (Gen 3, 5). Allein vom majestätischen Thron des dreifaltigen Gottes, der „seiner nicht spotten läßt“ (Gal 6, 7), hallt es mit furchtbarer Ironie zurück: „Siehe, Adam ist gleich wie Einer aus Uns geworden; — daß er nun nicht etwa lebe in Ewigkeit!“ Und das tragische Ende ist ein für allemal: „Gott der Herr trieb Adam hinaus aus dem Garten der Wonne“ (Gen 3, 22 f.). — Der eitle, selbstherrliche Traum vom Herabzerren des Sternenparadieses auf diese Erde unter des Menschleins astrologisches Teleskop zerrinnt alsbald wie eine schillernde Seifenblase. Aber der Sünde folgt die Strafe nach.

Gerade mit dem wird der gottlose Mensch gestraft, womit er gesündigt hat. Wie der gottmenschliche Erlöser zu dem bei ihm sein wahres zeitliches und ewiges Heil suchenden, gläubigen Menschen gesprochen: „Dir geschehe, wie du geglaubt hast!“ (Matth 8, 13), so, nur in umgekehrter Richtung, spricht er zu dem ungläubig sich ihm widersetzenden Götzendiener gottwidrigen Aberglaubens: Was du *durch* deinen *freventlichen Aberwitz* vorzeitig ertrotzt hast, das soll dir auch vollgerecht widerfahren! Du willst um jeden Preis wissen, was dir zu leiden bestimmt ist, und wann deine Sterbestunde

naht. Nun sollst du deinen verkehrten Eigenwillen haben, aber zu deinem Verderben, weil „vor deinen Augen verborgen ist, was dir zum Frieden dient“ (Lk 19, 42). Ich wollte dir den herben Schmerz deines unbefugten Vorwissens ersparen; jetzt fügst du ihn dir selber zu. Dein ertrotztes Wissen verwandelst du in wirkliches Unheil. Deine *Autosuggestion* ist das *Schmerzensschwert*, in das du dich selber stürzest, dein Aberglaube an die Todeswahrnehmung ist dein *wirklicher Tod*!

„Wirf deine Sorge auf den Herrn, und er wird dich erhalten, wird ewig nicht wanken lassen den Gerechten“ (Ps 54, 23), hat schon im unvollkommenen Alten Bund der heilige Sänger gepredigt. Im vollendeten Neuen Gnadensbund aber ist der lebendige Gott zum Stern und Kern des ihm völlig hingeebenen und vertrauenden Lebens in der Nachfolge Christi geworden. *Das echte Gotteskind weiß genug*, da es weiß: „Komme, was kommen mag, Sonnenschein, Wetterschlag, Ist mir's auch unbekannt, Ich steh' in Gottes Hand.“ — Mehr braucht es nicht zu wissen und will es gar nicht wissen; es *braucht nur zu wollen*: „*In allem geschehe an mir jederzeit Gottes heiligster Wille!*“

Die Wochentage in ihrer liturgischen Bedeutung.

Von P. Beda Danzer O. S. B., St. Ottilien, Oberbayern.

1. Der Montag als Tag der Armen Seelen:

Alkuin, der Reformator der fränkischen Kirche im Reiche Karls des Großen, schickte den Mönchen von St. Vedast und Fulda Meßformulare zu, die mit Ausnahme der Messen zu Ehren des heiligen Bonifatius und des heiligen Vedastus aus einem Missale von Tours stammen, „damit sie so für die einzelnen Wochentage Vorlagen für ihre Gebete hätten“. Darunter befindet sich schon eine Messe „pro fratribus de hoc saeculo recedentibus“, die Vorläuferin unserer Missa quotidiana pro defunctis. Jedoch ist diese Messe noch auf keinen bestimmten Wochentag festgelegt. Dies geschieht im „Liber sacramentorum“, der zu Unrecht Alkuin zugeschrieben wird. Eine Messe für die Verstorbenen findet sich aber nicht. Erst in einem Fritzlarer Missale aus dem 14. Jahrhundert steht für den *Montag die Messe für die Abgestorbenen*. Bei den Benediktinern bestand ja von Anfang an eine rührende Sorge für die Abgeschiedenen. Für den

westlichen Teil des Reiches aber bezeugt die „*Explicatio divini officii*“ des Pariser Theologen Johannes Belet, zwischen 1182 und 1190 geschrieben, daß dort im 12. Jahrhundert schon am Montag die Messe für die Verstorbenen im Gebrauche war. Daneben war auch die Messe zu Ehren der heiligen Engel angegeben mit der merkwürdigen Begründung, damit man ihre Hilfe für die Armen Seelen gewinne. Damit ist praktisch diese Messe auch eine Messe für die Verstorbenen.

Wie kommt nun gerade der Montag zu dieser liturgischen Bedeutung? Der *Vater dieses Gedankens ist der Aberglaube*, ein uralter Volksglaube, der theologisch völlig unhaltbar und unrichtig ist, aber unausrottbar in der Volksseele verwurzelt ist. Der um 410 verstorbene christliche Dichter Prudentius singt in seinem Jubellied auf das neue Licht des Karsamstages (*Cathemerinon* V. v. 125 ss. Migne P. L. 89, 827):

„Sunt et spiritibus saepe nocentibus
Poenarum celebres sub Styge feriae
Illa nocte, sacer qua rediit Deus
Stagnis ad superos ex Acheronticis . . .
Marcent supplicii Tartara mitibus,
Exsultatque sui carceris otio
Umbrarum populus, liber ab ignibus,
Nec fervent solito flumina sulphure.“

Das heißt: Auch die Geister der Unterwelt, die oft (den Menschen) Schaden zufügen, haben fröhliche Ferien von ihren Qualen in der Nacht, in der der heilige Gott aus der Schattenwelt zum Himmel zurückkehrte . . . (153). Schwach wird selbst der Tartarus auf die frommen Bitten hin und aufjubelt über die Ruhe von seiner Kerkerhaft das Volk der Schatten, frei von Feuersqualen; und auch die Flüsse glühen nicht mehr wie sonst vom Schwefel.

Dunkel ist der Rede Sinn wie auch das Offertorium des Requiems. Es läßt sich auch nicht feststellen, ob Prudentius hier seine persönliche, auf jeden Fall irrigte Meinung ausspricht oder ob er aus einer anderen Quelle geschöpft hat. Sicher ist nur, daß diese Stelle vom frühen Mittelalter an bis auf Bellarmin (*De purgatorio* II, 18) bekämpft worden ist, gleichviel ob sie von den Verdammten in der Hölle, für die man im Mittelalter sogar heilige Messen lesen ließ, oder von den Armen Seelen des Fegfeuers verstanden wird. Das Volk hat sich, wie wir aus Kapitel 3 der Rede des späteren Kardinals Petrus

Damiani († 1072) „Über die Niederlegung der bischöflichen Würde“ (Migne P. L. 145, col. 427) erfahren, schon damals die Meinung zurechtgelegt, daß die Armen Seelen vom Vesper- oder Abendläuten des Samstags bis zum Morgenläuten am Montag im Hinblick auf die Auferstehung des Herrn aus dem Fegfeuer auf die Erde entlassen würden. Weil sie nun am Montag wieder dorthin zurückkehren müßten, müßte auch besonders für sie gebetet werden. Das war nicht bloß Volksglaube, sondern auch die Meinung mancher gelehrter Theologen der damaligen Zeit, z. B. des Dominikaners Vinzenz von Beauvais († 1264; vgl. Franz, Die Messe im MA., S. 145 ff.), des Duranti (l. IV. 1., n. 28), der sich auf Petrus Damiani stützt, und anderer. Von solchen Gedanken geleitet, ordnete die Synode von Apt bei Avignon 1365 für jeden Montag die Zelebration einer heiligen Messe für die Verstorbenen an (Hefele, Konziliengeschichte VI, 717). Nach und nach schlich sich hinsichtlich der Votivmessen, auch der Requiemmessen, große Willkür ein, die soweit ging, daß man schon bei Lebzeiten für sich Requiemsmissen, besonders die sogenannten gregorianischen, lesen ließ, ein Mißbrauch, gegen den schon Berthold von Regensburg (I, 137) kraftvoll auftrat.

Schon zweihundert Jahre vor der Synode von Apt bestimmten außer anderen *Mönchsgewohnheiten* die um 1100 für die Benediktinerkongregation der Vallombrosaner von Abt Sturmi verfaßten *Consuetudines*, die sich stark an die Cluniazensergewohnheiten anlehnen, daß jeden Montag nach der Prim im Chore eine heilige Messe für die Verstorbenen zu lesen sei. Um dieselbe Zeit erwähnt Petrus Damiani für Montag eine heilige Messe zu den Engeln für die Armen Seelen. Die Generalrubriken (V. 2) des monastischen Missale gestatten, bezw. schreiben heute noch diese Messe vor, selbst an den Montagen der Advents- und Fastenzeit, in der andere Votivmessen nicht gelesen werden dürfen. Soviel über die Montagsmesse zugunsten der Armen Seelen.

Die Kirche nahm den Brauch auf und stattete ihn sogar mit Ablässen aus. Die Priester, welche den heldenmütigen Liebesakt erwecken, haben ohne weiteres jeden Montag, nach den *Preces et pia opera*, 1938, p. 439, jeden Tag das persönliche Altarprivileg, wenn sie die heilige Messe für einen Verstorbenen lesen. *Ex caritate* sicher, wohl auch *ex iustitia* ist der Priester gehalten, das auch dem betreffenden Verstorbenen, für den er ein Stipendium für eine *Montagsmesse* erhalten hat, zuzu-

wenden. Die Gläubigen, die Montags einer heiligen Messe beiwohnen und sie im heldenmütigen Liebesakt für die Armen Seelen aufopfern, gewinnen einen vollkommenen Ablass für die Verstorbenen (*Preces et pia opera* 1938, p. 438, n. 547).

Mit diesem Glauben an die Sonntagsruhe der Armen Seelen hängt ein im Altbayrischen und wohl auch in anderen Gegenden noch geübter *Brauch* zusammen. Am Montag nach der Frühmesse oder der Leute wegen am Sonntag nach der Weihwasserweihe oder am Samstag nach dem Abendrosenkranz geht der Priester mit schwarzer Stola, Vortragskreuz und Ministranten mit Weihwasser und mit oder ohne Rauchfaß um den Friedhof herum, betet das Miserere und sprengt Weihwasser auf die Gräber. Wo der Friedhof von der Kirche getrennt ist, geht der Geistliche nur ins Beinhaus beim Kirchenportal oder es werden so in der Kirche ein oder mehrere Vater-unser für die Armen Seelen gebetet. In einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert ist dieser Gräberumgang bereits als kirchliche Vorschrift bezeichnet. Für die Bamberger Erzdiözese liegt eine stattliche Anzahl von Zeugnissen und Stiftungen für diesen Montagsfriedhofgang vor, an dem sich die Mitglieder der Armenseelenbruderschaft beteiligten. In einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert wird erzählt, daß bei diesem Umgang am Montag die Verstorbenen die Hände aus den Gräbern herausgestreckt hätten, um einen Tropfen Weihwasser zu empfangen. Als der Priester auf Geheiß des Bischofes an anderen Wochentagen den gleichen Umgang machte, rührte sich nichts.

Nach dem neuesten Ablassverzeichnis (*Preces . . .* kann durch den Friedhofsbesuch mit wenigstens mentalem Gebet für die Verstorbenen ein Ablass von 7 Jahren nur für die Armen Seelen gewonnen werden (p. 438, n. 546), in der Seelenoktav ein vollkommener unter den gewöhnlichen Bedingungen.

Wie weitgehend der *Volks Glaube in den Alltag* eingreift, ergibt sich auch daraus, daß der bekannte „blaue Montag“ ebenfalls mit diesem Armen-Seelen-Ruhetag zusammenhängt. In Süddeutschland meint das Volk nämlich, daß die Armen Seelen am Montag nicht schon beim Morgenläuten, sondern erst dann, wenn der erste Mensch an die Arbeit gehe, wieder ins Fegfeuer zurück müßten. Daraus hat sich dann die Sitte gebildet, daß der Montagvormittag noch als Halbfeiertag gehalten wurde. Die

Steiermärker sind noch frömmere und halten gleich den ganzen Montag arbeitsfrei (Zeitschr. f. Volkskunde VIII, 1898, 471). Nach wirklich katholischer Auffassung wäre aber den Armen Seelen durch Aufopferung des Tagewerkes besser geholfen. In den Klöstern hat man bis in unsere Zeit herein am Montag zu den anderen Gebeten noch das Totenoffizium gebetet, besonders in den Orden mit Benediktinerregel (Bulletin de l'oeuvre expiatoire. La Chapelle-Montligeon. 1921, S. 50, 98, 145, 218 ff.).

Noch ein anderer kirchlicher Brauch, das *Armen-seelenläuten nach dem Abendave*, muß erwähnt werden. Heute findet es täglich statt. Das war aber nicht von Anfang so. Ursprünglich wurden die Gläubigen durch Geläute in der Montagsnacht zum Gebete für die Armen Seelen aufgefordert, deren Leiden nun wieder beginne. In Frankreich ging noch zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts der „Clocheteur des trépassés“, der Armenseelenlöffner, durch die Städte, indem er mit einer Handschelle läutete und rief: „Wachet auf, ihr Leute, die ihr schlafet, und betet zu Gott für die Verstorbenen.“ Der 1826 verstorbene Schriftsteller Le Marchangy erzählt, daß in manchen Provinzen eigens Gelder gesammelt wurden für diesen Zweck. Später wurde es auf den Montagmorgen verlegt (Kobler Andr., Katholisches Leben im Mittelalter. Innsbruck 1887, I, 742). Unser Abendläuten für die Armen Seelen wurde in Rom erstmals 1609, in Deutschland 1619 eingeführt.

Aus dem hier Gesagten erhellt wieder, wie wichtig es wäre, daß gerade von unserer Seite unser *uraltet katholisches Brauchtum* noch mehr erforscht und, soweit möglich, wieder belebt werde. Für Zusammenhänge, wie sie im Vorgehenden ausgeführt wurden, hat auch das Volk noch williges Gehör, ganz abgesehen davon, daß das Ganze guten Stoff zur Armenseelenpredigt, noch mehr aber zur Brauchtumpredigt bietet, die sich doch bald ein Bürgerrecht in der Homiletik erobern wird.

2. Der Dienstag.

Der Anfang der sogenannten *Votivmessen* ist in dem aus dem Ende des 5. Jahrhunderts stammenden „Leonianum“ zu sehen, sofern man unter *Votivmessen* nicht vollständige Meßformulare versteht, wie sie unsere heutigen Missalien enthalten, sondern Privatgebete, die einem Meßformular in einer bestimmten Intention eingefügt wurden. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts kamen dann *Wochenvotivmeßformulare* auf, die erstmals im

„Liber sacramentorum“ (Migne, P. L. 101, 445) aus dem 10. Jahrhundert auf bestimmte Tage festgelegt wurden. Für den Dienstag lesen wir dort: *ad postulandum angelica suffragia*, also die auch heute noch mit dem einfacheren „*De angelis*“ bezeichnete *Votivmesse* für den Dienstag. Aber erst Pius V. bestimmte endgültig diese Messe für den Dienstag; vor ihm herrschte in der Zuteilung der einzelnen Formulare keine Einheit. So hat der „*Micrologus de ecclesiasticis observationibus*“ (c. 60), der dem Blasianer Mönche Bernold von Konstanz († 1100) zugeschrieben wird, für den Dienstag „*De Spiritu sancto*“ und „*De angelis*“ für den Donnerstag. Durandus (IV, 1, n. 28) schließt sich ihm an. Der Grund dieser Zuteilung ist ein rein äußerlicher. Man hatte vielfach bisher am Sonntag, auch als dieser schon eigene Formulare besaß, „*De Trinitate*“ gelesen. Das stieß die Liturgiker des 11. und 12. Jahrhunderts. So wurde denn am Sonntag das eigene Formular gelesen und die Messe „*De Trinitate*“ auf den Montag verschoben. Nun wurden aber am Montag schon seit alter Zeit die heiligen Engel besonders verehrt, weil sie nach ihrer Erschaffung am Sonntag am Montag in der Gnade befestigt worden seien. So mußte diese Messe auf den Dienstag verschoben werden. (Vgl. die gediegene Dissertation von Dr P. Adalbert Klaus O. F. M., *Ursprung und Verbreitung der Dreifaltigkeitsmesse*. Werl, Westfal. Franziskusdruckerei. 1938. S. 148 ff.)

Mit dem Aufkommen der *Votivmessen zu bestimmten Heiligen* mußten sich die heiligen Engel seit dem 14. Jahrhundert mit der heiligen Anna, dem heiligen Antonius, Benedikt und Dominikus in den Dienstag teilen. Der Kult der *heiligen Anna* kam zunächst in Deutschland im 13. Jahrhundert in der Form von Bruderschaften zum Ausdruck. 1378 gestattete ihn Papst Urban VI. Der gelehrte Benediktinerabt Trithemius (vgl. Kleinschmidt, *Die heilige Anna*, 1930, S. 150) und andere förderten ihn kräftig, und so finden sich seit dem 15. Jahrhundert Meßformularien zu Ehren dieser Heiligen, wobei meist noch die ganze „heilige Verwandtschaft“ miteinbezogen wurde. Trithemius berichtet uns auch, warum der Dienstag besonders der Verehrung der heiligen Anna geweiht sei; sie sei an einem Dienstag geboren und gestorben. Er kennt auch schon die Sitte, an diesem Tage ihr zu Ehren Ämter zu singen. Von Deutschland breitete sich diese Andacht nach den Niederlanden aus, wo sie sich an manchen Orten sehr glänzend ge-

staltet, dann nach Frankreich und Italien. In Rom setzte man zu Ehren der heiligen Anna jeden ersten Dienstag im Monat das Allerheiligste aus. Die neun Dienstagsmessen wurden nicht so sehr wegen der Vorliebe der Kirche für ungerade Zahlen (noch dazu das Quadrat von 3), sondern wegen der neun Monate, die sie die Gottesgebärerin in ihrem Schoße trug, gewählt. Das Barock hatte, wie die Frühgeschichte, für solche Intimitäten Sinn. Seit 1912 ist die Andacht der neun Dienststage vor dem Feste der Heiligen (26. Juli) mit Ablässen bereichert (Preces . . . p. 347, n. 455).

Der *heilige Antonius* wird am Dienstag aus demselben Grunde besonders verehrt wie die heilige Anna. Sein Kult setzte schon etliche Jahrzehnte nach seinem Hinscheiden ein; seinen Höhepunkt erreichte er im 14. und 15. Jahrhundert. Die Andacht der neun Dienststage, deren Zahl ebenfalls durch das Verweilen des Heiligen im Mutterschoß begründet ist, war im 17. Jahrhundert weit verbreitet. In einem Gebetbuch von 1675 heißt es, eine Frau aus Bologna, deren Ehe 22 Jahre lang kinderlos geblieben sei, habe vom Heiligen die Verheißung erhalten, daß ihr Herzenswunsch nach Abhaltung der Andacht der neun Dienststage erfüllt würde. Die Andacht verbreitete sich sehr rasch und wurde 1751 von Papst Benedikt XIV. mit einem vollkommenen Ablass ausgezeichnet. — Daneben gibt es eine vielleicht noch weiter verbreitete Andacht der dreizehn Dienststage. Die Veranlassung dazu habe das bekannte Responsorium gegeben: „Si quaeris miracula“, in dem dreizehn Nöte aufgezählt werden, in denen der Heilige vorzugsweise hilft. Das Responsorium wurde dem heiligen Bonaventura zugeschrieben, findet sich aber schon in einem 15 Jahre älteren Brevier. Es erfreute sich großer Beliebtheit und ist mit Ablässen bedacht worden. Die Andacht der dreizehn Dienststage oder Sonntage erhielt von Papst Leo XIII. im Jahre 1898 einen vollkommenen Ablass bewilligt (Preces . . . p. 382, n. 490).

Die *Benediktiner* lesen an freien Dienstagen gerne die Votivmesse zu ihrem *heiligen Ordensstifter*, der an einem Dienstag gestorben sein soll, und beten das Votivoffizium. Obwohl schon das Gelasianum und das von Mabillon entdeckte, etwas ältere Missale von Bobbio und das von Karl dem Großen für das ganze Frankenreich vorgeschriebene Gregorianum den heiligen Benedikt zusammen mit dem heiligen Hieronymus im Communicantes nennen, so stammen die einzelnen Teile der

Festmesse doch erst aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die Präfation gar erst aus dem 18. So ist auch die Votivmesse des Heiligen jungen Datums. Immerhin wird im Kapitel 30 der aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammenden „*Consuetudines Sublacenses*“ für den *Mittwoch* eine heilige Messe zu Ehren des heiligen Benedikt vorgeschrieben, nachdem der Dienstag den heiligen Engeln und der Montag der heiligen Scholastika vorbehalten ist. Der erste Druck des Votivoffiziums zum heiligen Benedikt am Dienstag erschien 1621 bei Juntas in Venedig. Nachdem die Ritenkongregation durch Dekret vom 12. November 1636 das Offizium gutgeheißen hatte, kamen Sonderdrucke desselben heraus, u. zw. 1637 in Wien (32^e, 54 S.), 1640 und 1648 in Salzburg (8^o, 53 S.) und endlich 1655 noch in Köln. Von da an ist es dann in die Brevierausgaben eingegangen.

Die Dominikaner verehrten ihren heiligen Ordensstifter besonders an den fünfzehn, seinem Feste vorausgehenden Dienstagen, die aber seit 1915 das ganze Jahr hindurch gehalten werden können. Die Beziehung zu den Rosenkranzgesetzchen liegt auf der Hand. Seit 1915 ist auf diese Übung ebenfalls ein vollkommener Ablass gewährt (Preces p. 393, n. 501).

3. Der Mittwoch.

Als der „*Liber sacramentorum*“ gegen Ende des 10. Jahrhunderts den einzelnen Wochentagen bestimmte Votivmessen zuwies, bekam der Mittwoch das Formular „*De sancta sapientia*“ und „*Ad postulandam humilitatem*“. Der ein Jahrhundert später entstandene „*Micrologus*“ nennt für Mittwoch das Formular „*De caritate*“. Belet, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts eine „*Explicatio divini officii*“ geschrieben hat, und italienische Missalien führen die gleiche Messe an, während andere „*De Spiritu sancto*“ oder „*De peccatis*“ haben. Seit dem 13. Jahrhundert begegnen wir auf diesem Gebiete großer Willkür seitens der einzelnen Priester. Ein eigenes Meßformular zu *Ehren des heiligen Joseph contra infamiam malorum hominum* begegnet uns in einem Passauer Missale aus dem 14. Jahrhundert, aber es war nicht an den Mittwoch gebunden. Das Stift St. Florian, die Diözesen Augsburg und Freising nahmen im 15. Jahrhundert ebenfalls das Fest des Heiligen in ihre Missalien auf, während andere bis ins 17. Jahrhundert damit warteten. Erst das Missale Benedikts XV. legte im Jahre 1920 neben der Votivmesse zu den beiden

Apostelfürsten auch die zu Ehren des heiligen Joseph für den Mittwoch fest, wobei es einem in der neueren Zeit aufgekommenen Brauch folgte, am Mittwoch den heiligen Joseph besonders zu verehren. Neuestens wurde ein vollkommener Ablass für beliebige Gebete unter den gewöhnlichen Bedingungen für diesen Tag gewährt (Preces p. 323).

4. Der Donnerstag.

Da haben wir ganz bedenklich unsere Häupter geschüttelt, als wir erstmals vernahmen, daß der Donnerstag *in der Kirche der ersten sieben Jahrhunderte liturgielos* war. Der Donnerstag, der schon in der germanischen Vorzeit bei den Skandinaviern dem Donar, bei den Germanen dem Wodan geheiligt war; ja, der den Namen von Donar hat und mit einem reichen heidnischen Brauchtum umgeben ist; der Donnerstag, der uns schon als Kindern als Tag des heiligsten Sakramentes und als Tag der Todesangst des Herrn teuer war, dieser Donnerstag sollte gerade in den Zeiten, die diesen Ereignissen noch verhältnismäßig nahe standen, ohne gottesdienstliche Feier gewesen sein? Und doch war dem so, wie das Missale heute noch ausweist. Alle Tage der Fastenzeit haben eigene Meßformulare, nur an den Donnerstagen wurden durch Papst Gregor II. († 731) die heutigen Formulare aus Stücken anderer Messen zusammengesetzt.

Als dann in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts auf fränkischem Boden die Wochenvotivmessen aufkamen, hatte selbstverständlich auch der Donnerstag ein ihm eigenes Formular. Alkuin, an dessen Namen sich diese Neuerung knüpft, schickte um das Jahr 801 oder 802 unter Bezugnahme auf das Missale der Kirche von Tours den Mönchen von Fulda eine Liste von sieben Votivmessen, die zwar nicht für die einzelnen Wochentage festgelegt waren, aber doch eine gewisse Fixierung in ihrer Reihenfolge nahelegen. Demgemäß fiel auf den Donnerstag *„De suffragio angelico postulando“*. Um dieselbe Zeit, spätestens 804, schrieb Alkuin an die Mönche von St. Vedast in Arras in derselben Angelegenheit. In diesem Briefe trafe unsere Votivmesse, wie sie der Reihenfolge nach aufgeführt sind, am Dienstag, während am Donnerstag jene zu Ehren des Patronen gelesen werden sollte. Der Liber sacramentorum aus dem 10. Jahrhundert, der erstmals die Votivmessen auf bestimmte Tage festlegte, gab ebenfalls die Messe um den Schutz

der Engel als Votivmesse des Dienstags an, während für den Donnerstag die beiden Formulare „*De caritate*“ und „*Contra tentationes carnis*“ zur Auswahl gestellt waren. Mit der fast alleinigen Ausnahme des „*Micrologus*“, der in den letzten Jahren des 11. Jahrhunderts entstanden ist, haben alle Sakramentarien und Missalien bis ins 14. Jahrhundert hinein am Donnerstag die Messe „*De caritate*“. Es wäre aber verfehlt, darunter die Liebe Gottes zu uns zu verstehen, sondern es ist eine Bitte um eine vollkommene Liebe zu Gott unsererseits. Nach den Untersuchungen von Ad. Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter (Freiburg 1902, S. 141) lockerte sich seit dem 13. Jahrhundert das feste Gefüge der Wochenvotivmessen in den einzelnen Diözesen. Und jetzt taucht, wohl unter dem Einfluß der 1264 erfolgten Einsetzung des Fronleichnamsfestes, in Nord- und Mitteldeutschland die Messe „*De corpore Christi*“ auf, die im 15. Jahrhundert die „*De caritate*“ ganz verdrängt hat. Als dann im 14. Jahrhundert die sogenannten Aussetzungsmessen aufkamen, eroberten diese Votivmessen an den Donnerstagen Ende des Jahrhunderts auch Süddeutschland.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts — in Süddeutschland ein paar Jahrzehnte später — schloß sich an diese Donnerstagsaussetzungsvotivmessen in mehr oder minder gelungener Nachahmung der Fronleichnamsprozession eine *theophorische Prozession* an. Zu deren Ermöglichung bildeten sich eigene Sakramentsbruderschaften, die sich mancherorts noch bis heute erhalten haben und auch an der Donnerstagprozession noch festhalten. Die älteste Sakramentsbruderschaft wurde zu Ende des 12. Jahrhunderts in Morken in der Erzdiözese Köln errichtet. (Vgl. hierzu die ausgezeichnete Arbeit von Peter Browe S. J., Die Verehrung der Eucharistie im Mittelalter, München 1933, Max Hueber. Derselbe in „Jahrbuch für Liturgiewissenschaft“, Münster 1927, W. Aschendorff: „Die Entstehung der Sakramentsandachten“.)

Alle diese Formen der Verehrung des allerheiligsten Sakramentes erfreuten sich in allen Schichten des Volkes größter Beliebtheit. Von der Donnerstagsvotivmesse schrieb Papst Calixt III. an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, sie sei „eine deutsche Sitte“. Das geht auch daraus hervor, daß diese Aussetzungsmessen in England und Skandinavien überhaupt nicht und in Spanien und Italien nicht vor dem 16. Jahrhundert bekannt waren. Die Reaktion setzte im 15. Jahrhundert ein und ging

merkwürdigerweise von einem hochstehenden wirklich frommen Manne, dem Kardinal Nikolaus von Kues (an der Mosel, † 1464), aus. In der Meinung, die unverhüllte Aussetzung, das Mittragen und das oftmalige Zeigen des Hochwürdigsten Gutes sei in keiner Weise der Andacht zu Christus förderlich, trat er als päpstlicher Legat für Deutschland in der schärfsten Weise und natürlich mit Erfolg dagegen auf. Die Reformation suchte das Übriggebliebene noch vollends zu vernichten. Aber die furchtbaren Nöten des Dreißigjährigen Krieges und vor allem der französischen Revolution und ihrer Ausläufer bis in unsere Zeit herein führten die Völker immer mehr wieder zur heiligen Eucharistie zurück.

Erheblich später als die Sakramentsandachten am Donnerstag tritt die *Verehrung der Todesangst des Herrn* auf. Ihre ersten Wurzeln sind in den Darstellungen des „Schmerzensmannes“ der Hochgotik (vgl. Kuhn Al., Kunstgeschichte, Plastik II. 625 ff.) zu suchen. Die ältesten Ölbergsgenzen sind jene von S. Apollinare nuova in Ravenna und von S. Marco in Venedig. Man nannte diese Darstellungen „Not Gottes“ oder „des Herrn Not“, Ausdrücke, die im 16. Jahrhundert erstmals auftauchen. Älter als der Name ist naturgemäß die Sache. Solche Not-Gottes-Kapellen finden sich schon im 14. Jahrhundert, z. B. bei Bensheim an der Bergstraße, eine bei Rüdesheim, die 1390 geweiht wurde, aber bestimmt älter ist, wenn sie nicht überhaupt die älteste ist. Auch im Münster von Straßburg (1493) und jenem von Freiburg i. Br. (1558) befinden sich solche künstlerisch wertvolle Darstellungen. Von den Hunderten von Ölbergsbildern und -gruppen, die über das ganze deutsche Sprachgebiet zerstreut sind, seien wegen ihrer hervorragend künstlerischen Wirkung vor allem genannt die von St. Stephan in Wien (1502), im Benediktinerstift Melk an der Donau (1503) und eine Reihe von Darstellungen in den Rheinlanden (vgl. Franz Falk, Die Not-Gottes-Gnadenstätten, in „Geschichtsblätter für die mittelhheinischen Bistümer“ 1883, S. 63 ff.). Seitdem dann das Barock das Ölbergsleiden des Herrn in Beziehung zu den Armen Seelen brachte, ist die Zahl dieser Darstellungen in Friedhofskapellen, Beinhäusern, über Familien- oder Konventgräbern Legion geworden (vgl. Keppler, Die Darstellung des Heilands am Ölberg, in „Archiv für christliche Kunst“ II [1884], S. 13 ff.; „Kunstfreund“ XVII [1901], S. 9 ff.). Seit dem 14. Jahrhundert erscheint das Ölbergsleiden regelmäßig in den Passionsdarstellungen und seit dem 15. Jahrhundert ist es auch

außerhalb der Passion das verbreitetste Andachtsbild (vgl. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie, 5. Aufl., 1. Bd., S. 369).

Über das *Donnerstagläuten*, in Altbayern auch „Angstläuten“ genannt, schrieb eine Autorität auf diesem Gebiete wie Universitätsprofessor Dr Andreas Schmid von München im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (I, S. 855): „Es läßt sich nirgends etwas darüber finden.“ Wenigstens für Bayern hat Dr Mitterwieser in der „Literarischen Beilage zum Klerusblatt“ VI (1930), S. 28, einen Gegenbeweis gebracht. Er kann für Moosburg an der Isar für 1512, für Wasserburg am Inn für 1518 nachweisen, daß Ablässe genehmigt wurden für das Gebet während dieses Läutens. Für Mindelheim hat der Abt Johann von St. Ulrich und Afra in Augsburg, ein geborener Mindelheimer, 1604 eine Stiftung für dieses Läuten gemacht. In Ingolstadt ist 1656 eine solche Stiftung nachzuweisen. Aus einer Jahrtagsstiftung von Tittmoning aus dem Jahre 1611 erfahren wir, daß jeden Donnerstag nach dem Gebetläuten mit der großen Glocke allein eine Viertelstunde lang Angstläuten war. So ist es auch heute noch, wenn auch die Zeit gekürzt wurde. Warum mit der großen Glocke? Weil es ein Scheidungsläuten ist, und zwar für den Herrn. Da wäre das kleine Sterbeglöcklein schlecht angebracht. Entstanden ist dieses Läuten wahrscheinlich aus dem Läuten zu einer Ölbergsandacht, wie sie heute noch in der Fastenzeit vielerorts üblich ist. Weniger überzeugend ist der Versuch, es als ein „Einläuten“ des Todestages des Herrn zu deuten.

Eine in der Neuzeit wieder in Aufnahme gekommene Übung des Donnerstags ist die sogenannte „*Heilige Stunde*“, die in nicht wenigen Pfarreien und besonders Klöstern am Spätabend oder um Mitternacht des ersten Donnerstages im Monat gefeiert wird. Der Heiland selbst hatte sie in einer Erscheinung vom Jahre 1673 der heiligen Maria Margareta Alacoque aufgetragen zur Erinnerung an das Ölbergsleiden. 1829 errichtete der Jesuit Debrosse im Kloster der heiligen Margareta Alacoque eine Bruderschaft, deren Mitglieder sich zur allwöchentlichen Übung der „*Heiligen Stunde*“ verpflichteten. Papst Leo XIII. hat noch besondere Erleichterungen gewährt. Jetzt ist diese Andacht auf dem besten Wege, eine beliebte Volksandacht zu werden. Sie ist mit einem vollkommenen Ablass ausgestattet (Preces p. 83, n. 139).

5. Der Freitag.

Das Geschehen des ersten Karfreitags hatte sich den Jüngern so unauslöschlich in die Seele gegraben, daß wir es gerne auch ohne ausdrückliche Bezeugung glauben, daß sie und ihre Christen zu Jerusalem mit Vorliebe am Freitag die Stätten besuchten, die durch das kostbare Blut des Erlösers geheiligt worden waren (Epiphanius, Tertullian, Papst Innozenz I. Ep. 25 ad Decent. u. a.). In der ganzen christlichen Kirche aber war der Freitag seit den ersten Zeiten ein *ernster Buß- und Fasttag*, der so streng gehalten wurde, daß selbst die Märtyrer in den Kerkern keinen Tropfen Wasser an diesem Tage zu sich nahmen. Eine Wolke von Zeugnissen läßt sich hierfür beibringen, z. B. Clemens von Alexandrien (Stromata VII, 12), Origenes (Hom. 10. in Levit. und Contra Celsum VIII, 21), Tertullian (De jejuniis II, 10, 13 und 14), Epiphanius (Expositio fidei, n. 22), Augustinus (Ep. 36 ad Casulum), die Apostolischen Kanones (69), die Apostolischen Konstitutionen (VI, 13; VII, 237 u. s. w.). Der Stationsgottesdienst, Abtötungen verschiedener Art und Almosen vollendeten den Bußcharakter dieses Tages (Marzohl, Liturgia sacra, Luzern 1840, IV, 44 ff.).

In den Klöstern wurde, soweit möglich, die *Votivmesse „De s. Cruce“* gelesen, wie wir dies in den Consuetudines Vallombrosanae (c. 2), die um 1100 entstanden sind, und den Consuet. Sublacenses (13. bis 14. Jahrh., c. 29) erfahren. Im Liber sacramentorum (Migne CI. 445) aus dem 10. Jahrhundert ist diese Messe auch dem Weltklerus anempfohlen und nach dem Micrologus, als dessen Verfasser der 1100 verstorbene Bernold von Konstanz gilt, war diese Messe damals allgemein am Freitag in Gebrauch (c. 60. — Migne P. L. LI. 1020). Daran änderte sich nichts mehr bis zum heutigen Tage.

Ähnlich wie am Donnerstag an die heilige Messe vielerorts eine Prozession angefügt wurde, so hielt man am Freitag seit dem 15. Jahrhundert *eigene Trauerandachten*, die sogenannten „Tenebrae“. Der Name ist von dem Anfangswort des Responsoriums genommen, das dabei gebetet oder gesungen wurde und das nichts anderes als unser heute noch übliches Freitagsgebet ist. Während dieses Responsoriums wurde, wofür uns aus Mellrichstadt vom Jahre 1494 ein Zeugnis zur Verfügung steht, mit allen Glocken geläutet. Sowohl für das Läuten wie für die Andacht sind fromme Stiftungen gemacht worden, so 1475 in Wasserburg am Inn, 1486 im benachbar-

ten Trostberg, 1488 in St. Peter in München, 1503 im Dom zu Augsburg u. s. w. (vgl. Literarische Beilage zum Kleusblatt, Eichstätt 1930, VI, 729 f.).

Das *Scheidungs- oder Schiedungsläuten* am Freitag um die neunte Stunde oder mittags in Verbindung mit dem Abbeten des Responsoriums und fünf Vaterunser zu Ehren des Leidens des Herrn ist durch Synodalbeschlüsse von Prag (1386), Olmütz (1413), Salzburg (1418), Mainz und Köln (1423), Basel (1503), Mailand (1569), Würzburg (1589), Luzern (1614), Bamberg (1623) reichlich bezeugt. Es gab den Anstoß zum Mittag-Ave-Läuten, das erst durch Papst Calixt III. 1456 für die ganze Kirche vorgeschrieben und auf alle Tage ausgedehnt wurde. Das Freitagsläuten ordnete erst Papst Benedikt XIV. unterm 13. Dezember 1740 für die ganze Kirche an. Heute gewinnt man einen Ablass von 10 Jahren, wenn man während des Läutens fünf Vaterunser betet und einen vollkommenen, wenn man diese Übung an allen Freitagen eines Monats verrichtet hat (Preces p. 106, n. 167). Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser altehrwürdige Väterbrauch wieder zu Ehren käme (vgl. Historisches Jahrbuch XXIII, 1902, S. 255 ff. und 781 ff. — Beiszel Stephan, Geschichte der Verehrung Mariens, 1910, S. 10 f.).

An manchen Orten waren, besonders in Zeiten großer Not, am Freitag auch *öffentliche Bußprozessionen* üblich, die dann infolge eines Gelübdes dauernd oder Jahre hindurch abgehalten wurden. Der englische König Ethelred (992—1011) verordnete beim Däneneinfall und Papst Gregor IX. 1238 für den in den Heiligen Krieg ziehenden Ungarnkönig Bela für jeden Freitag des Jahres eine solche Prozession. Bei den Cluniazensern fand um das Jahr 1000 während der Fastenzeit (Bruno Albers, Consuetudines antiqu., c. 19), in der Mailänder Kirche seit dem 12. Jahrhundert, im Bamberger Dom vom 13. bis 15. Jahrhundert eine solche Prozession als besondere Fastenübung statt. Auch St. Sebald in Nürnberg kannte sie. In Ingolstadt wurde sie sogar an allen Freitagen des Jahres abgehalten (Martène, De ritibus ecclesiast. III, 63, und Haimerl, Prozessionswesen im Bistum Bamberg, 1937, S. 142 ff.).

Die für den Freitag spezifische Andacht ist der im 15. Jahrhundert unter dem besonderen Einfluß der Franziskaner aufgekommene *Kreuzweg*, der sich aber erst im Laufe der Jahrhunderte zu der heutigen Form mit 14 „Stationen“ ausbildete. Da aber diese Andacht nicht auf den Freitag allein beschränkt ist, sondern von Laien und

besonders Ordensleuten vielfach, vorab in der Fastenzeit, täglich gebetet wird, wollen wir uns hier nicht weiter darüber auslassen (vgl. Keppler, Die 14 Stationen des heiligen Kreuzweges. — Paulus, Zur Geschichte der Kreuzwegandacht im „Katholik“, 1895, S. 328 ff. — Knelser, Geschichte der Kreuzwegandacht. — Gg. Schreiber, Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben, 1934, S. 49 ff. u. a.).

6. Der Samstag als Tag Mariens.

Wie in manch anderen Dingen war Rom auch in der *Marienverehrung* zurückhaltender als die Ostkirche. Erst zu Beginn des 5. Jahrhunderts hören wir von den ersten Kirchen der Ewigen Stadt, die der seligsten Jungfrau geweiht wurden, S. Maria Maggiore und S. Maria in Trastevere und ungefähr um dieselbe Zeit hat Sedulius den ersten Hymnus auf die Braut des Heiligen Geistes gedichtet, der später in die *Votivmesse de B. M. V.* als *Introitus* teilweise eingegangen ist. Um so mehr darf es uns freuen, daß gerade auf deutschem Boden und bei Deutschstämmigen die Verehrung Mariens sehr früh feste Wurzeln gefaßt hat. Vom heiligen Beda († 732) ist die erste Homilie auf Maria geschrieben worden und fast alle Missionäre Deutschlands haben Denkmale ihrer innigen Marienverehrung hinterlassen, da gerade der Benediktinerorden die Pflege der Liebe zu Maria auf seine Fahne geschrieben zu haben schien, wenn auch in der Regel des heiligen Ordensstifters und in dem von Gregor dem Großen geschriebenen Leben desselben sich nicht die leiseste Andeutung davon findet. Der heilige Augustin, der erste Benediktinermisionär, weihte eines seiner ersten Klöster, Ely, der Gottesmutter (Reyner Clem., *Apostolatus Benedictinorum in Anglia*. Duaci. 1626. tract. II. p. 14). Wilfried, der heilige Erzbischof von York, ist der erste Zeuge eines auf Mariens Fürbitte geschehenen Wunders, als er auf der Rückreise von Rom in Meaux auf den Tod krank darniederlag (Mabillon, *Acta SS. O. S. B.* III. 199). So ist es auch verständlich, daß sein Schüler Willibrord 698 Echternach, das erste auf deutschem Boden gegründete Benediktinerkloster, der seligsten Jungfrau als Mitpatronin weihte. Dessen Koadjutor und Nachfolger, der heilige Bonifatius, war unter jenen, die in Rom beantragten, daß der Samstag in besonderer Weise der Himmelskönigin geweiht werden möge. Sein Kloster Fulda weihte er Maria als Mitpatronin und die von ihm gegründete Kathedralkirche zu Erfurt als erster Patronin. So mußten

wir in langer Reihe die Gründungen Suitberts in Werden, Willibalds in Eichstätt, Burkhardts in Würzburg, Ruperts in Salzburg, Korbinians in Freising u. s. w. anführen (vgl. *Revista Montserratina* VII, 1912, — XI).

Warum gerade der *Samstag der Gottesmutter geweiht* sein sollte, begründet Durandus, unsere beste liturgische Quelle für das frühe Mittelalter, unter Berufung auf ältere Quellen damit, daß Maria nach dem schaurigen Erlebnis auf Kalvaria allein über den Samstag hinüber an der Hoffnung auf die Auferstehung ihres Sohnes festgehalten habe, während die Apostel geflohen seien. Wie Maria gleichsam der Zugang zum Heiland ist, so sollte auch ihr Tag die Vorhalle zum Tage des Herrn werden (*Rationale officiorum*. IV. c. 1. n. 29—36). Im 9. Jahrhundert hatte sich dieser Brauch schon allgemein eingebürgert, so daß man den Tag nicht einfach *Sabbatum*, sondern *Sabbatum Mariae* nannte. Man enthielt sich an diesem Tage seit dem 11. Jahrhundert bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts des Genusses von Fleischspeisen, was in den Klöstern heute noch größtenteils der Fall ist (Rhabanus Maurus, *De institutione cler.* c. 23). — In den zum Bistum Konstanz gehörigen Schweizer Kantonen wurde noch 1815 und 1816 das Samstagsfasten im Auftrag des Papstes eingeschärft, auch hielt man besondere Andachten und machte zahlreiche Stiftungen religiöser Natur (vgl. Marzohl, *Liturgia sacra*, 1840, IV, 43—54).

So war es nur selbstverständlich, daß beim Aufkommen der Wochenvotivmessen um die Wende zum 10. Jahrhundert jene *zur seligsten Jungfrau* die erste war und von Anfang an den Samstag unbestritten als festen Tag hatte. Der „*Liber sacramentorum*“ aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts enthält sogar zwei Formulare solcher Samstagsvotivmessen. Als im Laufe des 11. Jahrhunderts sich hinsichtlich dieser Wochenvotivmessen besondere Diözesangebräuche bildeten, blieb unsere Samstagsmesse ebenso wie die „*de cruce*“ für den Freitag „*non tam ex auctoritate quam ex devotione*“, wie der *Micrologus* in Kapitel 60 (Migne, P. L. LI. 1020) bemerkt, unangetastet. Unter den Orden waren die Zisterzienser und Kamaldulenser hier wie bei der Einführung des *Officium parvum* B. M. V. bahnbrechend vorangegangen. Die *Consuetudines Sublacenses* vom Ausgang des 13. Jahrhunderts (ed. Bruno Albers, *Consuetudines monasticae*. II. 186. c. 31) wollten diese Votivmesse besonders feierlich gestaltet wissen durch Läuten mit der großen Glocke und zwei Akolythen (Levitens) und Cantores, während die

Freitagsvotivmesse „de cruce“ ritu simplici begangen wurde.

Im 10. Jahrhundert kam zunächst in den Klöstern das *Officium parvum B. M. V.* auf, das meist dem pflichtmäßigen Breviergebet angehängt wurde. Diese Übung ist im Leben des heiligen Ulrich, Bischofs von Augsburg († 973), sowie in jenem Berengers von Verdun († 962) bezeugt. Papst Urban II. schrieb es, nachdem es nach dem Zeugnis des heiligen Petrus Damiani († 1072) in Italien unter dem Klerus fast allgemein verbreitet war, auf dem Konzil von Clermont an den Samstagen für die ganze Kirche vor. Diese Bestimmung blieb bis Pius V. in Kraft, der dem Offizium auch seine heutige Gestalt gab. Papst Pius X. schaffte das Marianum als Zusatzoffizium auch für den Ordensklerus ab.

Die sogenannten *Salveandachten* am Samstag abends gehören zu den ältesten marianischen Stiftungen, waren aber ebenso wie das *Officium parvum* nicht von Anfang an für den Samstag bestimmt. Das *Salve Regina* ist wohl von dem Benediktiner Hermann Contractus († 1054) auf der Reichenau gedichtet und in Musik gesetzt worden. Die Zisterzienser beteten es seit 1218, die Dominikaner seit 1230, die Birgittinnen seit ihrer Stiftung täglich, die Klarissen zu Zofingen am Bodensee sangen es jeden Samstag und an den Vortagen von Marienfesten. Diese Übung wurde im 15. Jahrhundert, nachdem man das *Salve Regina* von der Vesper oder Komplet abgetrennt hatte, allgemein üblich, so daß man in Frankreich um diese Zeit jede Abendandacht mit sakramentalem Segen einfach *Salut* hieß. Ja, es wurden für solche Andachten sogar eigene Glocken gestiftet, z. B. in der Liebfrauenkirche zu München. Gegen Ende des Mittelalters bereicherten Bischöfe und Päpste diese Andachten mit Ablässen, z. B. Riga 1440, Konstanz, Mainz 1468, Schongau 1483 u. s. w. (vgl. Mitterwieser in „Literarische Beilage zum Klerusblatt“, Eichstätt 1930 (VI), S. 25: „Alte Andachtsstiftungen für die drei letzten Wochentage“).

Das *Läuten* am Samstag nachmittags ist wohl in den wenigsten Fällen ein Überrest des Salveläutens; in der Mehrzahl der Fälle ist es das Feierabendläuten. Jedenfalls verleiht es schon dem Samstagnachmittag ein Stück Sonntagsfreude. Als Einleitung zum Sonntag, dem Gebets-tag, ist auch der *Samstagrosenkranz* zu betrachten, der bald nur mehr eine Erinnerung sein wird. In der Form der 15 Samstage als Vorbereitung auf das Rosenkranzfest oder der 12 ersten Monatssamstage oder der 12

Samstage vor dem Feste der Unbefleckten Empfängnis oder der 7 Samstage vor dem Feste B. M. V., also fast für alle Samstage, sind reiche Ablässe gewährt worden (Preces n. 333, 334, 335, 362, 386), ganz abgesehen davon, daß Maria selbst bei allen Erscheinungen des letzten Jahrhunderts den Rosenkranz als das große Rettungsmittel der letzten Zeiten bezeichnet hat.

Verirrteseelsorge und zeitnahe Volksmission.

Von P. Clemens M. Henze C. Ss. R., Rom.

Mancherorts beschränkt sich die Seelsorge, die ordentliche wie die außerordentliche, fast ganz auf das Gotteshaus. Wer *aus sich* zur Kirche kommt, findet dort vielleicht in Hülle und Fülle Gottesdienste, Feierlichkeiten, Predigtvorträge und Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente; aber von einem Aufsuchen der Verirrten ist keine Rede.

Niemand wird behaupten, daß solche Seelsorge ein Ideal darstellt, es sei denn, daß der Strom kirchlichen Lebens noch von selbst alle Pfarrangehörigen erfaßt. Als bald nach der Parabel vom großen Gastmahl läßt der heilige Lukas den Heiland ein anderes Gleichnis vortragen, und zwar damals, als sich die Pharisäer und Schriftgelehrten an dem Umgange Jesu mit Zöllnern und ähnlichen öffentlichen Sündern stießen. Jesus, das hehre Vorbild aller Seelsorger, führt zu seiner eigenen Rechtfertigung ein jedem Bewohner Palästinas wohlvertrautes Bild vor Augen: Der Besitzer einer Herde von hundert Schafen verliert eines davon. Was tut er? Er läßt die neunundneunzig am sicheren Weideorte „in der Wüste“ zurück und geht auf die Suche nach dem verlorenen Schafe. Und hat er es endlich gefunden, so trägt er es freudig auf seinen Schultern heim und will, daß auch seine Freunde und Nachbarn sich mit ihm freuen (Lk 15, 1—7).

Diese Parabel ist die Magna Charta jener „zeitnahen“ Seelsorge, der diese Ausführungen gewidmet sind. Solche Seelsorge wartet eben nicht, bis die Verirrten aus sich zur Herde zurückkehren, sondern sie geht ihnen in echter Hirtenliebe nach. Sie weiß zu gut, wie namen- und grenzenlos das Unglück derer ist, die fern von dem guten Hirten Jesus Christus leben und sterben und verderben. Auch will sie dem Himmel möglichst oft

jene ganz einzige Freude bereiten, die eben nur die Bekehrung eines Sünders, die Rückkehr eines Verirrten, hervorruft.

Wie wirkt sich nun solch zeitnahe Seelsorge im einzelnen aus? Das erste wird sein, daß der ordentliche Seelsorger, der Pfarrer, seine Schafe, auch seine verirrten Schafe, kennt. Daraus ergibt sich die doppelte Forderung: nur mäßig große Pfarreien und eine wahrheitsgetreue, auch schriftlich durch Pfarrkartothek oder ähnliches fixierte Kenntnis der Pfarrei in seelsorglicher Hinsicht. Über die Wichtigkeit dieser zwei Forderungen brauchen wir hier weiter kein Wort zu verlieren.

Wenden wir uns nun *der wichtigsten Form außerordentlicher Seelsorge, der Volksmission*, zu, die Kanon 1349 wenigstens alle zehn Jahre in den einzelnen Pfarreien gehalten wissen will. Falls es genügt (wie in so vielen Pfarreien Irlands und auch in anderen Gegenden), die Mission innerhalb und außerhalb des Gotteshauses anzukündigen, um eine hundertprozentige Beteiligung zu erzielen, dann wäre es unnütze Kraftverschwendung, wollte man noch mehr tun. Leider werden diese idealen Pfarreien immer seltener.

An manchen Orten, wie in England und Schottland, hat sich längst bei den Missionären, wenigstens bei uns Redemptoristen, die Gepflogenheit eingebürgert, vor der Mission die Erwachsenen der einzelnen katholischen Familien zu besuchen und freundlich zur Mission einzuladen. Zum Glück sind dort die Pfarreien meist nicht übermäßig groß. Bei einer Missionsdauer von drei Wochen wird die erste Woche den Kindern und den Hausbesuchen gewidmet; die zwei folgenden Wochen sind dann echte Gemeinschaftsmission für beide Geschlechter.

Auf den Philippinen sind irische und australische Redemptoristen die einzigen Volksmissionäre. Seit Jahrhunderten ist das Inselreich bekanntlich katholisch. Die Diözesen und Pfarreien sind längst errichtet. An dem Pfarrort haben die spanischen Mönche, die größten Wohltäter des Landes, geräumige Gotteshäuser gebaut. Aber diese Kirchen würden auch während einer Mission sicher nicht gefüllt werden, wenn die Missionäre nicht vorher von Barrio (kleine Ortschaft) zu Barrio zögen und die armen Filipinos mit dem Zweck ihres Kommens bekannt machten. Auch bei diesem ersten Besuche wird nicht immer das Ziel erreicht. In einer Pfarrei von etwa 10.000 Seelen sind in der ersten Woche vielleicht nur 100

oder 200 in der Predigt. Aber diese werden wieder Apostel für ihre Umgebung. Der eifrige Missionär, der am Anfang im Beichtstuhl noch nicht viel zu tun hat, benutzt seine Freizeit zu weiteren Besuchen bei den Säumigen. Das heilige Feuer des Eifers breitet sich so mehr und mehr in der ganzen Pfarrei aus, und in der dritten Missionswoche herrscht in der großen Kirche ein fast beängstigendes Gedränge, bei der Schlußprozession aber eine unbeschreibliche Freude und Begeisterung. Im Jahre 1936 predigten die Patres zweier Klöster, Cebu und Iloilo, 49 Missionen; von dem segensreichen Erfolge geben folgende Zahlen Kunde: 108.333 Beichten, Wiederaufnahme von 154 Apostaten, 613 Taufen, teilweise schon recht erwachsener Menschenkinder, und Beseitigung von nicht weniger als 3206 Konkubinatinnen.

In dieser Zeitschrift (Jahrg. 1932, S. 56—58) berichtete P. Roeb M. S. F. über eine erfolgreiche größere Mission in Deutschland, bei welcher der vierzehntägigen Gemeinschaftsmission in der Kirche eine gleich lange Zeit vorherging, die mit Hausbesuchen durch die Missionäre ausgefüllt wurde.

Einen neuen kühnen Weg zur Rettung der Verirrten schlugen die holländischen Redemptoristen im Jahre 1917 ein mit ihren „Volksexerzitien“ (*volksretraiten*) oder „Pfarrexerzitien“ (*parochie-retraiten*). Der Erfinder des neuen Systems ist kein Berufsmissionär, sondern der auch als Schriftsteller weitbekannte P. Johannes Kronenburg, der als 85jähriger Greis noch im Kloster zu Nymwegen lebt. P. Anton Rottier war der erste, der Kronenburgs Ideen in die Tat umsetzte.

Die Grundgedanken des neuen, im Laufe der Zeit noch immer vervollkommenen Systems sind diese drei: 1. *Divide et impera*. Die Pfarrei wird in viele kleine Gruppen zerlegt unter Berücksichtigung der natürlichen Ständeordnung. So entstehen Gruppen von 80 bis 150 Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen. Nur ausnahmsweise geht man bis zu 300 Teilnehmern. — 2. Jeder Katholik, der für die betreffende Gruppe in Frage kommt, wird vorher vom Missionär persönlich aufgesucht und erhält eine Teilnehmerkarte, die bei den Exerzitienübungen immer vorzuzeigen ist; sie hat den Zweck, die Säumigen ausfindig zu machen, und diese werden dann ein zweites und vielleicht ein drittes Mal aufgesucht. — 3. Die Übungen haben mehr vertraulichen Charakter, entsprechend der Teilnehmerzahl. Sie

finden nicht in der Pfarrkirche, sondern in einem Kapellenraum statt. Wo ein solcher nicht schon vorhanden ist und sich auch nicht leicht in einem größeren Saal schnell einrichten läßt, wird eine Kapellenbaracke aus schon vorhandenen Bestandteilen rasch zusammengestellt.

Das holländische System stellt weder an die Missionäre noch an die Gläubigen übermenschliche Anforderungen. Die Jünglinge und Männer werden bloß an sechs Abenden, vom Montag bis Samstag, zum Vortrag bestellt und haben Sonntags ihre Generalkommunion. Die Frauen und Jungfrauen kommen zweimal am Tage, aber nur eine halbe Woche lang.

Es mag Monate dauern, bis eine ganze Pfarrei nach dieser Methode „durchgeackert“ ist. An herrlichen Erfolgen fehlt es nicht, und so ist es nicht zu verwundern, daß sich dieses System schon zwei Jahrzehnte hindurch als lebenskräftig erwiesen hat. Noch im Jahre 1936 hielten die holländischen Redemptoristen nicht weniger als 171 Parochie-Retraiten mit 35.488 Teilnehmern.

Aber unverändert ist dieses System unseres Wissens bisher nicht vom kleinen Holland in andere Länder verpflanzt worden. P. Anton Otten C. Ss. R., der es selber nach dem Kriege in der deutschsprechenden Pfarrei Vaals (Holl. Limburg) aus eigener Erfahrung kennenlernte, formte es nachher um zur sog. *Haus- und Kapellenmission* (HKM), kürzer *Hausmission* (HM), deren erste 1924 in der St. Marien-Pfarre in Hannover stattfand. Wie schon der Name andeutet, will diese Veranstaltung mehr sein als „Pfarrexerzitien“, die auf viele kleine Gruppen verteilt sind; sie will vielmehr den Charakter einer wahren *Volksmission* von Anfang an gewahrt wissen. Wohl wird die Pfarrei in mehrere Bezirke geteilt, die alle ihre gesonderte Mission von acht Tagen haben; aber diese Bezirke sind von beträchtlicher Größe, bis zu 1000 Seelen, und die Predigten finden daher meist in der Pfarrkirche statt. Die Einleitungs- und Schlußwoche sind für alle gemeinsam. Während der Einleitungswoche werden die Katholiken des ersten Bezirks besucht und erhalten ihre Teilnehmerkarte. In der folgenden Woche hat dieser erste Bezirk Mission und wird der zweite Bezirk besucht. Vierzehn Tage vor Schluß sind mithin alle Pfarrkinder einmal vom Missionär besucht. So bleiben noch zwei Wochen für die wichtigen Nachbesuche, die regelmäßig noch manche „Beute“ heimbringen. Unterdessen finden die letzte Bezirksmission und die große Schluß- und Feierwoche für alle statt.

Auf weitere Einzelheiten brauchen wir hier nicht einzugehen, da schon mehr als einmal auf diesen Blättern von der Methode der HM die Rede war. Besonders lehrreich ist der Bericht des Pfarrektors Baers über die HM seines äußerst schwierigen Seelsorgebezirks Wehofen (Jahrg. 1932, S. 47—56).

So groß auch die Erfolge dieser Methode waren, so zeigten sich doch, wie bei allen menschlichen Dingen, gewisse Schattenseiten. Eine „verbesserte Auflage“ der HM zeigte nun folgendes Bild: Zuerst Kindermission. Sonntagabend feierliche Eröffnung der Mission für die Erwachsenen. In der folgenden Woche bis Samstag noch keine Predigten; dafür um so mehr Hausbesuche, nämlich bei der größeren Hälfte der Pfarrei. Samstagabend feierliche Proklamierung der Mutter von der immerwährenden Hilfe als Patronin der Mission. Dann für die genannte erste Hälfte nicht nur acht-, sondern vierzehntägige regelrechte Mission. Unterdessen wird die zweite Hälfte der Pfarrei besucht, die nachher ebenso durch eine Mission von zwei Wochen bearbeitet wird. Die Schlußwoche fällt aus, und so ist, falls die Größe der Riesenpfarrei nicht drei Bezirke nötig macht, die Mission in fünf Wochen zu Ende.

Über diese „verkürzte“ HM urteilt der auf diesem Gebiete hochangesehene P. Max Kassiepe O. M. I.: „Ich glaube, daß diese Form, wenn sie auch noch in einigen Punkten verbesserungsfähig ist, am meisten Zukunft hat und auch als *wirkliche Volksmission großen Stils* angesprochen werden muß.“¹⁾

Erst recht trifft dieses Urteil zu bei der *neuesten Form der HM*, wie sie kürzlich P. Simon Scherzl C. Ss. R. in einem ausgezeichneten Buche ausführlich dargelegt hat.²⁾ In zweifacher Hinsicht weist diese „neueste Methode“ einen bedeutenden Fortschritt auf: *die Arbeitslast der Missionäre wird wesentlich verringert, und die Mission ist von Anfang bis zu Ende eine wahre Gemeinschaftsmission.*

Auch in der lauesten Pfarrei gibt es eifrige Katholiken, die von Anfang an bereit sind, die Gnade einer hei-

¹⁾ M. Kassiepe, Die katholische Volksmission in der neuen Zeit (Paderborn 1934), S. 25 f.

²⁾ Compelle intrare. Grundsätzliches und Praktisches über zeitnahe Volksmission von P. Simon Scherzl C. Ss. R. (Heft 2 der Schriftenreihe „Neue Seelsorge.“) München 1937, Kösel-Pustet, 252 Seiten in 8°. Preis RM. 3.20.

ligen Mission gut zu benützen, die also den vorherigen Besuch des Missionärs gar nicht benötigen. Um sie ausfindig zu machen, wird ein kleiner Block von fünfzehn Predigtkarten nebst einer Beichtkarte vor Beginn der Mission durch *Laien Helfer* den einzelnen erwachsenen Pfarrangehörigen zugestellt. Auf diesen Karten ist aber die Orientierungsnummer unten abtrennbar. Wer nun vor der Abendpredigt die Karte nebst Orientierungsnummer abgibt, der erklärt damit, daß er dem Missionär die Mühe des Besuches ersparen will. Wenn hingegen einer die Nummer abtrennt, so weiß der Missionär Bescheid; dasselbe ist der Fall, wenn gar keine Karte abgegeben wird. Nur bei solchen wird sich der außerordentliche Seelsorger, der Missionär, später persönlich einfinden und durch eine Aussprache von Mensch zu Mensch das Ziel zu erreichen suchen. Das Ziel solcher „Hausseelsorge“ ist aber kein anderes als der Besuch der Missionspredigten und die Teilnahme an den Sakramenten der Buße und des Altars.

Die Eintragung der Karten in die entsprechenden Register, die Vorbedingung für die Besuche, besorgt eine eigens hierfür vorgeschulte Pfarrschwester. Auch das ist eine große Entlastung des Missionärs.

Auf die genannte Weise besorgen die Pfarrangehörigen selber eine Art „*Photographie*“ des derzeitigen Zustandes der Pfarrei. Auch die nach den vier Ständen verschiedene Farbe der Karten hilft dazu mit. Die erste HM nach diesem neuesten Typ fand Herbst 1933 in Dachau bei München statt. P. Scherzl schreibt darüber (S. 48): „Die Mission war ein voller Erfolg. Die Scheidung in solche, die besucht werden wollten, und solche, die auf den Besuch verzichteten, ging vollkommen ungestört vor sich. Nur wenige trennten die Meldekarte ab. Die meisten wetteiferten geradezu untereinander, den Missionären unnötige Gänge zu ersparen . . . Schon die erste Woche, wo die Missionäre nur auf der Kanzel und im Beichtstuhl tätig waren, ohne auch nur *einen* Hausbesuch zu machen, führte rund 65% aller Frauen und Mädchen an die Kommunionbank. Die zweite Woche, wo erst die schwache Hälfte der Ausgebliebenen besucht wurde, bereits 45% der Männer, so daß die Zahl der Hausbesuche sich ganz bedeutend verminderte. Zudem waren die Besuche von allem Kartenkram befreit, man konnte sofort in medias res gehen.“

Ein anderer erfahrener Hausmissionär findet es allerdings noch besser, wenn die Besuche früher begin-

nen, nicht erst nach der ersten vollen Woche; die „Photographie“ der Pfarrei wird ja schon durch die Kartenabgabe an den ersten Abenden hergestellt. Ferner möchte er die Beichten der Frauen und Jungfrauen mehr auf die zweite Woche verschoben wissen, damit sie noch besser disponiert seien.

Die zweite einschneidende Änderung des früheren Systems stellt das gänzliche Fallenlassen der Bezirkseinteilung dar. Diese neue HM ist, wie schon gesagt, von Anfang bis zu Ende — abgesehen von den *Standeslehren* und sogenannten *Wechselpredigten*, einmal bloß für das weibliche, das andere Mal bloß für das männliche Geschlecht — eine wahre *Gemeinschaftsmision* und eben deshalb, wenn überhaupt irgend eine, „eine wirkliche Volksmission großen Stils“. Wo eine solche Mission gut durchgeführt wird, sei es drei oder vier oder fünf Wochen lang, je nach der Größe der Pfarrei und der Zahl der Missionäre, wird man gewiß nicht von einem „Schlag ins Wasser“ reden können. Die *Morgenpredigten*, die immer ohne Karten zugänglich sind, berücksichtigen in besonderer Weise die Bedürfnisse jener eifrigen Christen (durchaus nicht ganz identisch mit den sogenannten „frommen Seelen“), die auch schon vor der Mission fast jeden Morgen der heiligen Messe beiwohnten und vielleicht täglich die heilige Kommunion empfangen, die mithin eine gewöhnliche, fast ganz auf Bekehrung der Sünder abgestimmte Mission gar nicht nötig haben. Wie dankbar sind sie für Predigten über das neue Leben in Christus, über das heilige Meßopfer und ähnliches! Aber auch die *Abendpredigten* können bei der langen Dauer der Mission, zumal in der zweiten Hälfte ihrer Dauer, wertvolle *positive Aufbauarbeit* leisten. Die räumlichen Verhältnisse werden allerdings an manchen Orten für den Nachmittag und Abend sogenannte *Parallelpredigten* nötig machen, die sich auch bei gewöhnlichen Missionen schon vortrefflich bewährt haben.

Es ist hier wahrlich nicht der Ort, alles das zu wiederholen, was mein verehrter Mitbruder P. Scherzl in seinem genannten Buche über die neueste Form der HM schreibt. So ausführlich und gründlich (von S. 25 bis S. 170) ist dies Missionssystem noch nie dargestellt worden. Es ist nun Sache unserer Volksmissionäre aus den verschiedenen Orden, sich zu diesen konkreten Vorschlägen zu äußern und gegebenenfalls mit Hand anzulegen. Und auch unsere Pfarrgeistlichkeit muß mithelfen. P. Scherzl schreibt so schön im Vorwort: „Der Verlas-

senen und Vergessenen sind es heute so viele, daß die congregatio minima (der Redemptoristen) — wie sie ihr Stifter so gerne nannte — nicht dafür ausreicht. Darum möchte sie, wie einst Simon und Andreas, den Jakobus und Johannes herbeirufen, damit diese sie beim Fischfang unterstützen oder den Ertrag wenigstens bergen helfen (vgl. Lk 5, 7 ff.). Letzteres verstehen wir von der ordentlichen Seelsorge, die ja stets das Erbe einer Mission antritt.“

Ein integrierender Bestandteil der genannten Schrift sind auch die drei letzten Abschnitte: „Die traditionelle Volksmission in der Zeit“, „Das Problem der Nacharbeit und der Nachmission“ und „Die Seelsorge im Spiegel der Hausbesuche“. Hausmissionen im eigentlichen Sinne mit ihrer besonderen Technik werden wohl immer Ausnahmen bleiben, für besonders schwierige Pfarreien. Aber auch die traditionelle Volksmission muß etwas von dem Geiste und der Dynamik der HM haben; sie muß sich nicht bloß um die Stärkung der Guten und der bereits Gefährdeten, sondern auch um die *Rückgewinnung der Verirrten* bemühen. Welches ist nun für diese gewöhnlichen Missionen das beste System?

In der Löwener *Nouvelle Revue Théologique* (Jahrgang 1937, S. 59—62) sang unlängst P. L. Arts S. J. ein Loblied auf die nach Geschlechtern getrennte Mission. Sein Artikel „Mission populaire en ville“ geht aus von der Mission in St. Willibrord, Berchem, einem Vorort Antwerpens. Zuerst hatten vom 18. bis 22. November 1936 die Kinder ihre eigene Mission, dann je eine Woche die Frauen und Männer. Sonntag, den 6. Dezember, war feierlicher Schluß. Die Pfarrei zählt 12.000 Seelen. Am Sonntagabend, dem 29. November, begann die Männermission, und gleich waren 800 von ihnen zur Stelle. Ihre Zahl stieg an den folgenden Abenden auf 1000 bis 1100, so daß die Zahl der weiblichen Teilnehmer der Vorwoche erreicht wurde. Schon diese Zahlen scheinen anzudeuten, daß längst nicht alle Verirrten wiedergewonnen wurden.

Selbstverständlich ist eine solche nach Geschlechtern getrennte Mission (mission dédoublée) von vierzehn Tagen wirksamer als eine Gemeinschaftsmission von acht Tagen, aber ein Ideal ist sie nicht. Es handelt sich doch auch hier im Grunde bloß um eine Mission von acht Tagen. Sehr viele Missionsteilnehmer können nur den Abendpredigten beiwohnen, und auch diesen vielleicht durchaus nicht regelmäßig, oder wollen es nicht. Das einwandfreie statistische Material der HM zerstört da so

manche Illusionen. P. Scherzl schreibt die wohlüberlegten Sätze: „Eine achttägige (auch zehntägige) Mission, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, sei sie gemeinsam oder getrennt, die nicht von vorneherein die Gewähr bietet, daß die Pfarrangehörigen, soweit sie überhaupt einen Missionswillen haben, am Morgen, bzw. am Nachmittag ebenso oder wenigstens nahezu so geschlossen kommen wie am Abend, ist ihrer Anlage nach unzweckmäßig. Denn sie wird für viele zum Torso, für nicht wenige geradezu zur Karikatur einer Mission“ (S. 186).

Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn, wie die englischen Redemptoristen es öfters tun, zuerst eine bis zwei Wochen lang den Kindern gepredigt wird und gleichzeitig die einzelnen Familien besucht werden, dann je zwei volle Wochen jedem der beiden Geschlechter eine regelrechte Mission gehalten wird. Nach dieser Art predigten z. B. die Redemptoristen eine sechswöchentliche Mission in der großen Pfarrei der Franziskaner in Glasgow.

Aber wie P. Emanuel Regenold O. M. Cap. (in dieser Zeitschrift, 1931, 509—528) und Pfarrer Clemens (ebendort, 1933, 41—46), so gibt auch P. Scherzl der Gemeinschaftsmission entschieden den Vorzug; doch meint er eine solche, die bei ihrer langen Dauer dann und wann durchsetzt ist mit Wechselpredigten und eventuell mit Standeslehren, und er berichtet, Kardinal Faulhaber habe in einer Priesterkonferenz des Jahres 1936 diese Form im Anschluß an eine kurz vorher durchgeführte Dreiwochenmission als „die Mission der Zukunft“ bezeichnet (S. 202).

Es sei mir hier ein neuer Vorschlag gestattet. Falls aus einem wichtigen Grunde die Mission wirklich nur acht oder zehn Tage dauern kann und die Pfarrkinder meist bloß die Abendpredigt besuchen, könnten dann nicht ebenso bei uns, wie in Italien und anderwärts, abends zwei verschiedene Prediger auftreten? Einer hält eine katechetische Unterweisung über die Gebote, die Beicht und ähnliches. Es folgt zur Abspannung ein frommes Lied, und dann tritt ein anderer Missionär auf und hält die große Abendpredigt, vor allem über die ewigen Wahrheiten.

Die neapolitanischen Redemptoristen widmen noch immer, wie zur Zeit ihres heiligen Stifters, in solcher Art der abendlichen „Istruzione“ fast eine ganze Stunde und ebensoviel der „Predica grande“. Die Patres der römischen Provinz begnügen sich mit einer halbstündigen

Unterweisung und einer Predigt von etwa 45 Minuten. Die Söhne des unbefleckten Herzens Mariä, vom seligen Antonius Maria Claret gestiftet, überschreiten bei der Unterweisung vor der Hauptpredigt nicht 20 Minuten.

Vielleicht haben viele Pfarrkinder einen weiten Weg zur Kirche; wenn sie aber nur einmal den Weg zu machen brauchen, werden sie sich unschwer damit abfinden, daß sie etwa eine und eine halbe Stunde im Gotteshause festgehalten werden und zwei verschiedene Predigten hören. So braucht auch bei kürzerer Missionsdauer kein wichtiges Thema überschlagen zu werden.

Jede, auch die erfolgreichste Mission, stellt die Seelsorge nachher vor ein schwieriges Problem: Wie können die Früchte erhalten und vor allem die Neueroberungen dauerhaft gemacht werden? Die ordentliche Seelsorge hat ohne Zweifel hierbei die Hauptnacharbeit zu leisten, aber sie muß dabei durch die Organe der Katholischen Aktion (P. Scherzl nennt sie „Lebendige Kirche“) wirksam unterstützt werden. Die außerordentliche Seelsorge kann ausgezeichnet mithelfen durch eine sogenannte *Missionserneuerung*; nur sollte diese, wie der heilige Alfons es will, schon nach Verlauf einiger Monate stattfinden, wenn die Missionseindrücke noch lebendig sind.

Der göttliche Heiland, das Vorbild aller Seelsorger, hat einst den Zweck seiner Sendung in die Worte zusammengefaßt: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, *was verloren war*“ (Lk 19, 10). Dieses Ziel kann und darf die Volksmission nicht außer acht lassen. Wohl stellt sie ein recht mühevolleres Apostolat dar, zumal wenn sie mit Hausbesuchen verbunden ist oder gar als HM auftritt; aber ist es dem Schüler nicht genug, wenn er ist wie sein Meister (vgl. Mt 10, 25)? Und sagen wir dem Meister nicht so oft: „*Quaerens me sedisti lassus*“? So wird denn auch der Jünger Jesu sich gern abmühen auf der Suche nach dem verlorenen Schafe. Er wird nicht so leicht verzweifeln, eingedenk der Worte des englischen Lehrers: „Niemanden ist, so lange er lebt, die Wohltat der Zurechtweisung zu entziehen, weil wir hienieden die Auserwählten von den Verworfenen nicht unterscheiden können“ (2a 2ae q. 83 a. 7 ad 3). Kanonikus Arthur Chapman von Watford (England), der frühere Geheimsekretär des Kardinals Bourne, sagte unlängst in einer auch im Druck erschienenen Ansprache vor Mitgliedern der Vinzenzkonferenz: „*Liebe ist das beste und vielleicht das einzige Mittel, das die Kirche*

noch hat, um Eroberungen zu machen. Aber es muß eine Liebe sein, die handelt und etwas tut.“ Daß solche Hirtenliebe auch Kommunisten imponiert, haben unsere wackeren „Hausmissionäre“ oft genug erfahren.

Die religiösen Strömungen und Bestrebungen in der russischen Emigration.

Von Dr. jur. Fürsten Nikolaus Massalsky, Wien.

Nachdem in dem Aufsätze „Werdegang der Russisch-Orthodoxen Kirche seit der Revolution des Jahres 1917“ die Schicksale und äußeren Erlebnisse der Orthodoxen Diasporakirche in großen Zügen umrissen worden sind, dürften auch die ideologischen Vorgänge, die Wandlungen in den geistigen Strömungen und die von den einzelnen bestehenden Richtungen verfolgten Ziele von Interesse sein. Diese stehen in einem unlösbaren Zusammenhange mit dem Schicksale der russischen Emigration als solcher, weshalb ein kurzer Überblick über diese den weiteren Ausführungen vorausgeschickt werden muß.

Die Revolution vom 2./15. März 1917, die den Sturz des Zarenthrones mit sich führte, hat noch keine Emigration verursacht; selbst die „Soziale Revolution“ vom Oktober/November desselben Jahres hat nach dieser Richtung noch keine nennenswerten Folgen gezeitigt. Die Folgen der Februarrevolution hatten sich auf das rein politische Gebiet beschränkt und das private Leben der Bevölkerung als solches wenig berührt; auch die Oktoberrevolution hat zunächst keinen Wandel in dem Leben des Einzelmannes gezeitigt, da die Räte-Regierung („Sowjet“ heißt soviel wie „Rat“) mit der Festigung ihrer Lage und den außenpolitischen Angelegenheiten so stark in Anspruch genommen war, daß sie weder Zeit noch Lust hatte, sich mit innerpolitischen Problemen zu befassen. Am 15. Juli 1918 erfolgte das Attentat auf den bolschewistischen Volkskommissar des Äußeren Uritzky; am 16. geschah noch nichts; am 17. begannen die Verhaftungen der „Feinde des Volkes“, der „Bourgeoisie“, und gleichzeitig eine wilde Flucht der Verfolgten zur Grenze. Die Emigration hatte begonnen.

Die eine Welle der Emigration bewegte sich in südwestlicher Richtung und ging über die Ukraine, die vorübergehend selbständig geworden, den Emigranten da-

mals ein sicheres Asyl bot, nach Polen und West-Europa; eine andere nahm ihren Weg nördlich, über Finnland oder über die „Baltischen Provinzen“, die jetzigen Staaten Estland, Lettland und Litauen, eine weitere bewegte sich über Sibirien zur chinesischen Grenze, und überhaupt nach dem Osten und alle bewegten sich in erster Linie aus dem bedrohten Gebiete der beiden Hauptstädte weg. Ein erheblicher Teil der in südwestlicher Richtung sich bewegenden Welle bildete später die „Freiwilligen-Armee“ im Süden Rußlands (unter Denikin und dann Baron Wrangel) und gründete dort die „Weiße“ Regierung, unter welcher die in dem vorherigen Aufsätze vielfach erwähnte „Oberste Kirchenverwaltung“ in Stawropol entstand.

Bemerkenswert und für das weitere von ausschlaggebender Bedeutung ist der Umstand, durch den die russische Emigration sich von der französischen scharf unterscheidet, daß es sich bei der russischen nicht um eine handelt, an der ausschließlich die höheren Stände beteiligt waren, und nicht etwa um eine derjenigen Personen, die durch den Umsturz sich um ihre Privilegien beraubt sahen, sondern eine, an der sich alle Bevölkerungsschichten ausnahmslos beteiligten, zumal es sich um eine Bewegung des Selbstschutzes derjenigen handelte, die sich nicht zum bolschewistischen Massenmenschen umarbeiten lassen wollten, die die Erhaltung ihres eigenen „Ichs“ anstrebten.

Die Folge war, daß alle Volksschichten, alle Berufe und alle ideologischen Gedankengänge sich in der Emigration vertreten finden. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß die Emigration bei der bescheidensten Schätzung mindestens zweieinhalb Millionen Personen beträgt, wodurch die französische restlos in den Schatten gestellt wird. Diese Emigranten haben sich im Laufe der Jahre über den ganzen Erdball verteilt und in den verschiedenen Ländern jeweils eine für sich besondere Entwicklung durchgemacht. Sie sind zu verschiedenen Einstellungen sowohl auf religiösem, wie auf sonst kulturellem Gebiete gelangt. Hierbei übten die Emigranten und ihre Gaststaaten einen gewissermaßen wechselseitigen Einfluß aufeinander aus. Zwar wurde von den meisten Emigranten dasjenige Land zum ständigen Aufenthalte ausgesucht, dessen politische Einstellung dem Betreffenden am besten zusagte, jedoch kann nicht bestritten werden, daß die in jedem Lande vorhandenen einheimischen Strömungen auch auf die in diesem Lande wohnhaften Emigranten

abfärbten, so daß die Einstellungen der Emigranten durch die sie umgebenden heterogenen Strömungen beeinflusst wurden.

Diese beiden Erscheinungen haben in ihrer Gesamtwirkung dazu geführt, daß die einzelnen Emigrantenkolonien im wesentlichen die politische Färbung des Gastlandes übernommen haben, was alsbald auch einen Einfluß auf ihre gesamte Einstellung auszuüben begonnen hat.

Nachdem die russische Emigration, als eine durch politische Ursachen hervorgerufene Erscheinung, eine im wesentlichen politische Angelegenheit ist, werden sämtliche Erscheinungen des öffentlichen Lebens und die geistigen Strömungen und Bestrebungen durch die politische Einstellung der einzelnen Vertreter der Emigration maßgeblich beeinflusst und dadurch bestimmt, ob der Betreffende politisch rechts oder links orientiert ist.

Berücksichtigt man nun, daß seit der Einführung des Christentums in Rußland, also seit 988, das religiöse Leben den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung gebildet hat und die sich auf religiöse Dinge beziehenden Fragen den Nerv der geistigen Entwicklung darstellten, so wird man die außerordentliche Wichtigkeit, die allen mit der Religion zusammenhängenden Fragen in der russischen Emigration zukommt, leicht verstehen und die manchmal in Tätlichkeiten ausartenden Meinungsverschiedenheiten (die in einer Form ausgetragen werden, die seit dem Mittelalter im Westen unbekannt war), von denen noch die Rede sein wird, leicht begreifen. Der Einfluß der Religion selbst in alltäglichen Dingen wird am besten durch den russischen Wortschatz bewiesen, in welchem viele der gebräuchlichsten Worte aus dem Kirchenleben entnommen sind; so heißt z. B. Bauer auf Russisch „Krestjanin“, was eine Verstümmelung des Wortes „Christ“ darstellt; der Sonntag heißt „Woskresenje“, was wörtlich „Auferstehung“ bedeutet u. s. w.

Diese unmittelbare wechselseitige Einwirkung von Religion und Politik auf das öffentliche Leben auch im vorrevolutionären Rußland hat dazu geführt, daß in der Emigration in den einzelnen Kolonien diejenigen religiösen Strömungen sich zu behaupten gewußt haben, die auch der politischen Einstellung der betreffenden Emigranten am besten entsprachen.

Hinsichtlich ihrer politischen Einstellung läßt sich die russische Emigration in zwei Hauptgruppen teilen: in die Anhänger einer konservativen und die einer liberalen Weltanschauung. Räumlich sind diese zwei Gruppen

den Gebieten derjenigen Staaten angepaßt, in denen auch entsprechende einheimische Strömungen bestehen. Hierdurch erklärt es sich, daß die konservativen Emigranten sich hauptsächlich in Zentral-Europa, auf dem Balkan und im Fernen Osten (Mandschukuo und Japan) niedergelassen haben, wogegen die liberalen in der Hauptsache in Frankreich, der Tschechoslowakei und anderen politisch linksorientierten Staaten wohnen.

Im Laufe der Zeit hat jede dieser beiden Gruppen eine selbständige innere Entwicklung durchgemacht und ist zu einer besonderen Lebensauffassung gekommen, durch welche sowohl ihr politisches wie auch religiöses Programm bestimmt wird.

Die konservative Strömung verfolgt in politischer Hinsicht die Wiederaufrichtung der Monarchie in Rußland, wobei allerdings die Meinungen über die zu wählende Form weit auseinandergehen. Zwar sind alle Exponenten dieser Gruppe (wie auch überhaupt alle Emigranten aller Strömungen) überzeugte Gegner des Bolschewismus, jedoch stellen sie sich dasjenige, wodurch dieser ersetzt werden soll, verschieden vor. So haben wir Vertreter der extremen Monarchisten, die die Aufrichtung einer absoluten Monarchie ohne jede Volksvertretung oder beratenden Behörde anstreben und in welcher die gesamte gesetzgeberische Tätigkeit von dem Souverän allein ausgeübt werden soll; dann Anhänger einer konstitutionellen Monarchie nach englischem Muster und schließlich sogar eine Strömung (die Mladorossen, was soviel wie „Jungrussen“ heißt), die die Schaffung einer Monarchie mit einem Zaren an der Spitze, jedoch unter Beibehaltung des Räte-Systems anstrebt.

In denjenigen Gegenden, in denen sich monarchistisch eingestellte Emigranten niedergelassen haben, herrscht auch in religiöser Hinsicht eine konservative Strömung, und zwar wird gerade in diesen Kolonien an den Sitten und Gebräuchen der vorrevolutionären Staatskirche gehalten.

Es ist bereits in dem wiederholt erwähnten früheren Aufsatz dargetan worden, daß die Russisch-Orthodoxe Diasporakirche seit 1926 in zwei Teile zerfällt, von denen der eine von der „Obersten Kirchenverwaltung“ in Sremsky-Karlowatz in Jugoslawien verwaltet wird, der andere dem in Paris residierenden Metropoliten Eulogius untersteht. An der Spitze des ersten Teiles, der sogenannten „Konzilkirche“, stand bis zu seinem im Herbst 1936 erfolgten Ableben der greise Metropolit Antonius. In sei-

ner Jugend links eingestellt, hat er in späteren Jahren diese Verirrungen zu überwinden gewußt und galt bereits als Bischof für einen eifrigen Verfechter der absoluten Monarchie von Gottes Gnaden. Nach der Revolution wurde er zu einem begeisterten Verfechter der Restauration der Autokratie. Auch die übrigen Mitglieder der Obersten Kirchenverwaltung teilten und teilen noch heute diese Einstellung. Das offizielle politische Credo der Obersten Kirchenverwaltung ist die monarchistisch-autokratische Tendenz.

Diese Einstellung wird auch zum Ausgangspunkt bei der Beurteilung der Einzelfragen des täglichen Kirchenlebens gemacht und durch diese Doktrin wird auch die Entscheidung von theoretischen Fragen bestimmt. So tauchte beispielsweise gleich zu Beginn des Bestehens der Obersten Kirchenverwaltung in Sremsky-Karlowatz die Frage auf, ob in den dieser unterstehenden Kirchen bei dem Gottesdienste Gebete für die kaiserliche Familie zu verlesen seien. Diese Frage war nicht ohne weiteres zu lösen, nachdem der Zar am 2./15. März 1917 nicht etwa für die ganze Dynastie, sondern ausdrücklich nur für sich und seinen Sohn und zugunsten seines Bruders, des Großfürsten Michael, auf den Thron verzichtet hatte und dieser wiederum keinen Verzicht erklärt hatte, sondern in seinem Manifeste vom 3./16. März 1917 erklärte, die Übernahme der Regierungsgeschäfte solange abzulehnen, bis eine durch allgemeine, geheime, gleiche und unmittelbare Wahl einberufene konstituierende Versammlung ihm den Willen des russischen Volkes, daß er über dasselbe regiere, bestätigt haben würde. Da er somit nicht etwa abdankte, sondern nur bedingt die Regierungsgeschäfte nicht übernahm, so bestand für ihn auch keine Veranlassung, seine Untertanen von dem Treueid zu entbinden, da zunächst noch keine Abdankung der Dynastie vorlag. Auf diesem Umstand fußend und unter Hinweis darauf, daß die konstituierende Versammlung, mit Rücksicht auf die inzwischen erfolgte Machtübernahme durch die Räte-Regierung niemals tätig geworden war, erklärte die Oberste Kirchenverwaltung den dem Hause Romanoff gegebenen Eid auch heute noch für gültig und schlug vor, in den Gottesdiensten, wie dies vor der Revolution zu geschehen pflegte, für den Zaren, die Kaiserin und den Thronfolger im einzelnen namentlich und für die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie unter der Sammelbezeichnung „für das ganze regierende Haus“ zu beten. Diese Gebete waren nach der Revolution fallen gelassen

worden. Als nunmehr einzelne der Bischöfe hiergegen Bedenken äußerten, wurde eine Kompromißlösung gefunden, und zwar dahin, daß, falls ein Mitglied des Hauses Romanoff einem Gottesdienste beiwohnt, für dieses Mitglied unter seinem Namen und ferner für das „Ganze Herrscherhaus“ (nicht „regierendes Haus“) gebetet werde.

Der politischen Ideologie der Obersten Kirchenverwaltung entsprechend, erstreckt sich der Machtbereich dieser im wesentlichen über solche Länder, in denen die Einstellung der Emigration eine ausgesprochen monarchistische ist. Hierdurch erklärt sich, daß Zentral-Europa, der Ferne Osten, in letzter Zeit auch Amerika zu der Konzilkirche gehören, die in den anderen Staaten nur schwach vertreten ist.

Die religiösen Strömungen in der Konzilkirche und den dieser unterstehenden Diözesen und Gemeinden ist von dem Wunsche nach einer Wiederherstellung der alten vorrevolutionären Staatskirche und der Beibehaltung des Zusammenschlusses zwischen Staat und Kirche (als Gegensatz zu der Lehre der Trennung der beiden) beseelt und sieht in der an den Cäsaropapismus leicht erinnernden Struktur dieser Staatskirche, in welcher der Zar der Ehrenvorsitzende des an der Spitze der Kirche stehenden Synods war, die beste Lösung des Problems der Kirchenverwaltung.

Dem Grundsatz der Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche folgend und in Ermangelung eines russischen Staates, der für die Kirche als Stütze dienen könnte, suchte die Oberste Kirchenverwaltung nach einer solchen Stütze an anderer Stelle und fand sie zunächst bei dem Patriarchen von Serbien, Varnava. Seit seinem Ableben ist die Frage, wer in Zukunft als weltliche Stütze dienen solle, noch nicht restlos geklärt. Möglicherweise wird es der neue Patriarch sein. Es ist aber zu berücksichtigen, daß gerade die Konzilkirche, infolge ihres stark ausgeprägten monarchistischen Charakters, dem „Vorkämpfer des kirchlichen Monarchismus“, dem Katholizismus, entschieden freundlicher gegenübersteht als der Eulogiatische Zweig, von dem noch die Rede sein wird, und daß gerade infolge dieses Dranges nach einer staatlich anerkannten Stütze das Interesse für eine Annäherung an die Katholische Kirche möglicherweise noch mehr wachgerufen werden könnte, als dieses bereits der Fall ist.

Der der Konzilkirche unterstehende Teil der Diasporakirche ist, seiner ganzen Einstellung entsprechend, strengstens konservativ und jeder Neuerung in dogmati-

schen, kanonischen und rituellen Fragen abhold. Er hat sich als ganz besonders unversöhnlich den Neuerungen, die in der dem Metropoliten Eulogius unterstehenden Kirche vorgekommen sind, und von denen noch die Rede sein wird, gegenüber gezeigt.

Eine völlig andere politische Richtung wird von dem dem Metropoliten Eulogius unterstehenden Teile der Diasporakirche, der sogenannten „*Eulogianischen*“ Kirche, vertreten. Ihre Vertreter sind vorwiegend liberal eingestellt und huldigen einem konstitutionell-monarchistischen und zum Teile sogar republikanischen Programme. Auch in der Vorstellung von den richtigen Beziehungen zwischen Kirche und Staat gehen sie einen anderen Weg als die Oberste Kirchenverwaltung. Sie erblicken den Grund des im Laufe der Zeit, nach ihrer Meinung, erfolgten Rückganges der Bedeutung der Kirche auf der ganzen Welt in der zur Zeit des Kaisers Konstantin des Großen erfolgten Bindung von Staat und Kirche, was zu einem „Christlichen Staate“ und einer „Staatskirche“ führte. Sie predigen die Rückkehr zur vorkonstantinischen Vorstellung und zur Loslösung der Kirche vom Staate, mit welchem sie selbst eine Zusammenarbeit für die Kirche nicht für zulässig halten. Den Grundsatz „dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist“, fassen sie als eine Weisung auf, die weltlichen und geistlichen Gewalten streng voneinander zu halten und keine Bindung der beiden zu dulden. Sie widersetzen sich jeder Einmischung des Staates in die kirchlichen Angelegenheiten und verzichten selbst auf eine wirtschaftliche Unterstützung seitens des Staates; lehnen aber ebenfalls jede Beeinflussung des staatlichen Lebens durch die Kirche ab.

Von dieser Einstellung und der Überzeugung von der Notwendigkeit, die Kirche auf den ihr gebührenden und durch die Konstantinische „Reform“ ihr genommenen Platz zurückzubringen, ausgehend, verlangen die Eulogianer eine gründliche Reform des Kirchenwesens und eine Wiederherstellung der innerkirchlichen vorkonstantinischen Verhältnisse, sowie die Anpassung der Kirchenstruktur an dieselben. Auch betrachten sie die vorrevolutionäre russische Staatskirche als ein unmögliches Gebilde und verurteilen aufs schärfste die „cäsaropapistischen“ Tendenzen, die dort bestanden haben sollen.

Durch die Einstellung zur staatlichen Gewalt wird auch das Verhältnis zu der Katholischen Kirche und der Möglichkeit der Annäherung der beiden Kirchen bestimmt. Die Katholische Kirche erscheint den Eulogia-

nern als eine Art Synthesis von Kirche und Staat, die ihnen noch weniger als die frühere russische Staatskirche zusagt, weshalb jeder Versuch der Annäherung von ihnen schärfstens abgelehnt wird.

Selbstredend betrachtet die Eulogianische Kirche die Abdankung der Romanoffs als eine unbedingt vollendete Tatsache und die Untertanen als von dem Treueide entbunden, weshalb in den Eulogianischen Kirchen auch keine Gebete für die kaiserliche Familie verlesen werden.

Trotz ihrer ablehnenden Einstellung zu der Gewalt des Staates hat die Eulogianische (wie auch die Konzilskirche) die Notwendigkeit des Schutzes durch eine staatlich anerkannte Stelle einsehen müssen. Im Gegensatz zu der Konzilskirche hat sie aber diesen Schutz nicht bei einer anderen Orthodoxen Kirche, die zugleich in einem anderen Lande Staatskirche wäre, gesucht (wie die Konzilskirche in der Person des Patriarchen Varnava gefunden hatte), sondern wandte sich an den Ökumenischen Patriarchen, der keiner „Staatskirche“ vorsteht, da man die in der Türkei nur eben geduldete Orthodoxe Kirche nicht gut als eine „Staatskirche“ bezeichnen kann. In den Augen der Eulogianischen Kirche war dies die ideale Stellung einer Kirche, worauf es zurückzuführen ist, daß die Unterstellung gerade unter den Ökumenischen Patriarchen der ideologischen Einstellung des Metropoliten Eulogius am meisten entsprach.

Hierbei entwickelte sich eine höchst interessante Polemik zwischen der Obersten Kirchenverwaltung und dem Metropoliten Eulogius hinsichtlich der Zulässigkeit seiner Unterstellung unter den Patriarchen. Die Oberste Kirchenverwaltung wies nämlich darauf hin, daß es für einen Geistlichen unzulässig sei, zwei autokephalen Kirchen gleichzeitig anzugehören, „zwei Herren zu dienen“, und daß, wenn Eulogius sich dem Patriarchen von Konstantinopel unterstelle, er hiermit aus der russischen Kirche ausscheide, was wiederum den Verlust des ihm von dem Patriarchen Tychon übertragenen Exarchates ipso facto nach sich ziehe, in welchem Falle Eulogius keinen Anspruch mehr darauf habe, die russischen Kirchen, wo es auch sei, zu verwalten. Der Metropolit Eulogius antwortete, eine doppelte Jurisdiktion sei durchaus zulässig und bedeute nur in seinem Falle seine gleichzeitige Zugehörigkeit sowohl zu der russischen wie der Konstantinopeler Kirche. Zum Beweise der Zulässigkeit berief er sich auf das Beispiel des Vorsitzenden der Obersten Kirchenverwaltung, des bereits erwähnten Metropoliten

ten Antonius, der bereits vor der Revolution sowohl dem Heiligen Synode in Rußland, wie dem Ökumenischen Patriarchen unterstanden habe. Was Eulogius hierbei meinte, war, daß in Friedenszeiten die Orthodoxe Diözese von Galizien zu dem Patriarchate von Konstantinopel gehört hatte, welches, da die Verwaltung dieser Diözese unmittelbar von Konstantinopel aus auf rein technische Schwierigkeiten stieß, mit der russischen Kirche ein Übereinkommen dahin getroffen hatte, daß der jeweilige russische Metropolit von Kiew auch als Metropolit von Galizien fungieren solle mit dem Amtstitel „Metropolit von Kiew und Galizien“. (Das ist übrigens ein selten vorkommender Fall, in welchem die Grenzen einer Orthodoxen Diözese sich über die Landesgrenzen des Staates, in welchem der betreffende Bischof seinen Sitz hat, erstrecken.) Der Metropolit von Kiew verwaltete die Diözese von Galizien als Exarch des Patriarchen von Konstantinopel und unterstand tatsächlich insofern diesem. Nun erklärte Eulogius, daß, wenn der Metropolit Antonius vor der Revolution zwei autokephalen Kirchen unterstehen konnte, so könne auch er jetzt zweien angehören, ohne sich einer unkanonischen Handlung schuldig zu machen. Die Oberste Kirchenverwaltung erwiderte, der Vergleich sei schief, da im Falle des Metropoliten Antonius dieser in erster Linie russischer Metropolit von Kiew gewesen sei und nur noch an zweiter Stelle auch die benachbarte Diözese im Auftrage des zuständigen Patriarchen verwaltet habe, der Metropolit Eulogius habe sich dagegen in vollem Umfange dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt. Durch den inzwischen erfolgten endgültigen Bruch zwischen der Obersten Kirchenverwaltung und der Eulogianischen Kirche ist die Austragung dieses interessanten Streites verhindert worden.

Die Kontroverse zwischen der Obersten Kirchenverwaltung und dem Metropoliten Eulogius hat erheblich weitere Kreise als die eines Meinungs austausches zwischen den beiden Stellen gezogen und ist in das tägliche Leben der beteiligten Emigranten hinausgetragen worden, wo die Parteinahme für die eine oder andere Seite manchmal einen sehr heftigen Charakter annahm. So ist es beispielsweise in Nizza und in Wiesbaden zu Zusammenstößen und tätlichen Angriffen gekommen, die zum Teile einen sehr stürmischen Verlauf nahmen.

Entschieden die interessanteste religiöse Strömung in der Diasporakirche ist die Lehre des Protophijerei Bulgakoff über die „*Heilige Sophia, die Weisheit Gottes*“, die

bekanntlich den eigentlichen Anlaß zu dem Bruche zwischen der Obersten Kirchenverwaltung und dem Metropoliten Eulogius bildete. Nach dieser auf dem Bischöflichen Konzil (der Obersten Kirchenverwaltung) als Häresie angesehenen und verurteilten Lehre, die ihre Wurzeln im frühen Gnostizismus, und eine gewisse Verbreitung auch durch die Rosenkreuzer erfahren hat, gibt es neben der Gottheit ein geheimnisvolles „Etwas“, nämlich die heilige Sophia, die Weisheit Gottes, die mit und in Gott ist, ihn liebt und von ihm geliebt wird. Dieses große Etwas in Gott gibt sich selbst wieder in der Schöpfung, wodurch die Schöpfung nicht nur zum Bilde der Gottheit wird, sondern auch Gott zu gebären imstande war. Auch im Menschen gebe es etwas Geheimnisvolles, etwas Drittes, etwas Göttliches, das mit Gott und in Gott ist.

Diese hier kurz zusammengefaßte Lehre ist zu dem Ausgangspunkte einer interessanten Polemik geworden, in deren Verlauf eine Anzahl Bücher geschrieben worden ist.

Seine Auffassung, es gebe in Gott ein besonderes Lebewesen, die heilige Sophia, versucht Bulgakoff durch Berufung auf Genesis 1, 1; Johannes Ev. 1, 1, und vor allem auf das Buch der Sprüche 8, 22—23 und 25—30 zu begründen, wobei er meint, daß gerade in der angegebenen Stelle der Sprüche ein ausdrücklicher Hinweis auf die heilige Sophia enthalten sei. Auch beruft er sich auf den heiligen Athanasius den Großen, der angeblich von der Existenz einer vierten Hypostasis, durch welche die Schöpfung vollzogen worden sei und die sich von der zweiten Hypostasis unterscheide, gesprochen haben soll. Diese vierte Hypostasis soll in der zitierten Stelle des Buches der Sprüche von sich selbst sagen: „Gott hat mich erschaffen.“

Hierauf erwidert das Bischöfliche Konzil, die kanonische Auslegung der betreffenden Stelle lasse diese Deutung nicht zu, insbesondere sage auch der heilige Athanasius in seinem Rundschreiben an die Bischöfe von Ägypten und Lybien, in welchem er gegen die Arianer Stellung nimmt, daß sie (also die Arianer) „von einer besonderen Weisheit von Gott dem Vater lehren, die sich von der zweiten Person der Heiligsten Dreifaltigkeit unterscheide“, und behandle also diese Lehre als arianisch und somit als irrig.

Zu einer weiteren Auseinandersetzung führte der gegen Bulgakoff erhobene Vorwurf, er habe sich bei der

Auslegung von Genesis 1, 1 durch die Kabbala beeinflussen lassen, was Bulgakoff bestritt. An der Richtigkeit dieses Vorwurfes kann allerdings kaum gezweifelt werden, wenn man berücksichtigt, daß die Kabbala zu den Worten „Im Anfang (bereschit) schuf Gott“ bemerkt, daß „Bereschit“ soviel bedeute wie „Chòkhma“ oder „Weisheit“, und daß somit Gott durch diese die Schöpfung vornahm, also durch die Sophia. Dem Konzil ist nur beizupflichten, wenn es hervorhebt, daß die Anwendung einer kabbalistischen Auslegung auf ein christliches Dogma nicht unbedenklich erscheine.

Interessant ist übrigens die Ausführung von Seiffert über die Lehre der Sophia, wie sie bei Weigel und Boehme, die beide zweifellos ideologisch mit Bulgakoff verwandt sind, vorkommt. In „Die Weltrevolutionäre, von Bogomil über Huß zu Lenin“, Kap. V., und insbesondere in „Die Spiritualreformer“, Wien 1931, Seite 109 bis 113, heißt es wörtlich: „Uralte Ideen leben bei ihm (Weigel) wieder auf, wenn er die göttliche Weisheit oder Sophia als einen Faktor der Gottheit betrachtet, welche von Ewigkeit her den Sohn in der Trinität gebiert, die Mutter alles Lebendigen ist und als Jungfrau, leiblich geworden, Christus zur Welt gebracht hat“ und weiter: „Auch Boehme nimmt die Sophia in die Trinität auf und muß sich gegen den Vorwurf, eine Vierfältigkeit zu lehren, verteidigen.“ Seiffert fällt ein vernichtendes Urteil über die von Bulgakoff gepredigte Lehre, wobei er auf Seite 225 von „Die Weltrevolutionäre“ ausdrücklich hervorhebt, daß die Lehre von Boehme über die Sophia einen großen Einfluß auf den Philosophen Wladimir Solovjeff, den Lehrer von Bulgakoff, ausgeübt hat.

Die hier nur gestreifte Lehre des Bulgakoff ist zum Gegenstande von Beratungen auch bei anderen kirchlichen Stellen, so zum Beispiel auch bei dem Metropoliten Sergius, dem Oberhaupte der Kirche innerhalb der Sowjet-Union, gemacht worden. Auch der Metropolit Sergius hat, unter Mitwirkung namhafter Gelehrter, diese Lehre als Häresie verurteilt. Trotzdem hat Bulgakoff immer noch einen Lehrstuhl an der dem Metropoliten Eulogius unterstehenden Geistlichen Akademie in Paris inne und predigt unangefochten seine Irrlehre.

Eine Sonderstellung nehmen die Strömungen in der *Diasporakirche in Deutschland* ein, wo es sowohl Vertreter der Konzilkirche wie der Eulogianischen gibt. Die Konzilkirche ist bekanntlich staatlich anerkannt, die Eulogianische in die Form mehrerer Vereine gekleidet.

Treu ihrer konservativen Einstellung, ist die Konzilkirche bestrebt, erträgliche Beziehungen mit der Staatsgewalt, mit der sie eine Zusammenarbeit anstrebt, zu unterhalten. Zur Unterstreichung dieses Gedankenganges ist bereits vor der staatlichen Anerkennung von der Obersten Verwaltung verfügt worden, daß bei den Gottesdiensten für den „Christlichen Führer des deutschen Volkes, seine Regierung und sein Heer“ gebetet werden müsse, was auch geschieht. Da bei der russischen Emigration in Deutschland an Stelle des monarchistischen Gedankens das Führerprinzip getreten ist, spiegelt sich diese Einstellung auch in dem kirchlichen Leben wider und äußert sich in einer alle dogmatischen Neuerungen ablehnenden Haltung, die aber eine zeitgemäße Elastizität in den äußeren Formen duldet. Die Eulogianer mit ihrer liberalistischen Einstellung und den kirchlichen Neuerungen spielen dort verhältnismäßig eine untergeordnete Rolle. Die staatlich anerkannte Orthodoxe Kirche in Deutschland, die der Obersten Kirchenverwaltung untersteht, ist in ihrer Einstellung zu der Katholischen Kirche erheblich freundlicher als die Eulogianische, jedoch hindern zahlreiche Umstände, diese Einstellung deutlicher hervortreten zu lassen.

Die *Diasporakirche in Amerika*, die bis zu dem vor kurzem erfolgten Zusammenschlusse der beiden Strömungen sowohl aus Anhängern der Konzilkirche wie der Eulogianischen bestand, ist insofern von ideologischen Stürmen verschont geblieben, als selbst vor dem Zusammenschlusse die Gemüter bei weitem nicht so erhitzt waren, wie in Europa und die Irrlehre des Bulgakoff, sowie überhaupt die Eulogianischen Neuerungen unbekannt blieben. Es herrscht dort eine mäßig konservative kirchliche Strömung, die im allgemeinen der Einstellung der Obersten Kirchenverwaltung entspricht.

Von allen Gegenden, in denen die russische Emigration sich niedergelassen hat und somit die Diasporakirche vertreten ist, ist es der *Ferne Osten*, in welchem die Kirche in dem Leben der Gemeinden und ihrer Mitglieder die größte Rolle spielt. Der Bischof Victor, der den Amtstitel „Orthodoxer Bischof von Peking und China“ führt, ist zugleich der Vertreter der russischen Emigranten vor der chinesischen Regierung und der Mittelpunkt des Lebens der Emigrantenkolonie. Er ist ein überzeugter Monarchist, wie auch alle seine Gemeinden es sind, und zwar auch in kirchlichen Fragen, weshalb er die für die russische Kirche nach der Revolution

eingeführten Gemeindewahlen und gewählten Gemeindeorgane eigenmächtig abgeschafft hat und seine Diözese völlig selbstherrlich leitet. Er beruft sich gern auf die Katholische Kirche als Beispiel, wie man eine Kirche und die Diözesen verwalten soll, und gilt als ein überzeugter Freund des Annäherungsgedankens der beiden Kirchen, ein Gedankengang, der auch von seinen Untergebenen vertreten wird.

Dieses bringt uns zu der letzten, möglicherweise aber auch der interessantesten religiösen Strömung in der Emigration: zu der der *Anhänger einer Annäherung an die Katholische Kirche*. Infolge der bereits erwähnten Unterschiede in der Frage der Auffassung der Beziehungen von Kirche und Staat, sowie überhaupt der weltanschaulichen Probleme, sind die Anhänger dieser Annäherung fast ausschließlich in den Reihen der Mitglieder der Konzilkirche und nicht bei den Eulogianern zu suchen. Dabei wird darauf hingewiesen, daß der Mangel eines gemeinsamen Kirchenoberhauptes sich gerade in der Emigration und insbesondere anläßlich des Eulogianischen Schismas am deutlichsten geoffenbart habe und Abhilfe auf diesem Gebiete dringendst erheische. Hinsichtlich der Form, in welche eine solche Annäherung zu kleiden wäre, gehen zwar die Meinungen auseinander und schwanken zwischen einer ausgesprochenen Union auf der Basis des Florentinums und einer abstrakten Collaboratio in Divinis der beiden Kirchen. Die weitestverbreitete und an sich aussichtsreichste Strömung macht geltend, daß die Konzilkirche von Anfang an auf eine staatliche Stütze angewiesen gewesen sei und diese auch gesucht und in der Person des Patriarchen Varnawa von Serbien seinerzeit auch gefunden habe. Dieser habe auch die Rolle eines Schirmherrn und eines Ehrenvorsitzenden des Bischöflichen Konzils gespielt und habe beispielsweise das schicksalsschwangere Konzil von 1935 mit einer Rede eröffnet, in welcher er die versammelten Kirchenfürsten zum Frieden zu bestimmen suchte; auch habe er bei der Erhebung des jetzigen Vorsitzenden der Obersten Kirchenverwaltung Anastasius vom Erzbischof zum Metropoliten diesem eigenhändig den Epanokalimafkion (das weiße Kopftuch mit Kreuz) auf den Kopf gesetzt und hierdurch seine Stellung als Protektor betont. Seit seinem Ableben sei die Lage immer noch ungeklärt, da sein Nachfolger, der Patriarch Gavriilo, keine persönlichen Bindungen mit Rußland und der russischen Kirche besitze und deshalb auch wenig Ver-

anlassung habe, die Tätigkeit seines Vorgängers fortzusetzen; selbst wenn er aber dies aus einer gewissen Pietät heraus machen würde, so würden sich die Beziehungen zu ihm, was ihre Herzhaftigkeit anbelangt, mit denen zu dem verstorbenen Patriarchen auch nicht annähernd vergleichen lassen. Andererseits wird betont, daß es an freundschaftlichen Bekundungen seitens des Vatikans nicht fehle, die darauf schließen ließen, daß man dort einer Annäherung nicht ablehnend gegenüber stehe; so habe Papst Pius IX. durch die Enzyklika „*Arcano Divinae Providentiae*“ im Jahre 1868 auch die Orthodoxen Bischöfe zu dem Vatikanum eingeladen und somit ihre Stimmberechtigung anerkannt, so daß es keine Bedenken gegen die Einladung der Katholischen Kirche zur Teilnahme an einem Konzil der Orthodoxen Kirche geben könnte.¹⁾ Es müsse somit die Einberufung eines Konzils der Diasporakirche erfolgen, zu dem auch die Katholische Kirche einzuladen wäre; den Ehrenvorsitz könnte dann ein päpstlicher Legat führen, dem dieselbe Tätigkeit, wie sie der Patriarch Varnava ausübte, zufallen würde. Es müßte dann die formelle Übernahme eines „wohlwollenden Protektorates“ über die Diasporakirche durch den Papst erfolgen, was den ersten Schritt zur Annäherung und zur Anbahnung der gegenseitigen Sympathien bedeuten würde. Hierdurch wäre einerseits die Bindung der Kirchen wiederhergestellt, andererseits aber die äußerliche Unabhängigkeit der Diasporakirche, auf die vielfach besonderes Gewicht gelegt wird, gewährleistet. Die diesen Plan entfaltende Strömung setzt sich über die Filioque-Frage als gegenwärtig unerheblich hinweg und läßt die übrigen dogmatischen Verschiedenheiten zunächst unberührt, in der Erwägung, daß nach einer Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen auf dem vorgeschlagenen Wege sich diese mit der Zeit erheblich leichter würden überbrücken lassen.

¹⁾ Umgekehrt habe auch die Orthodoxe Kirche ihre Friedfertigkeit der Katholischen Kirche gegenüber unterstrichen, indem zum Beispiel in der Ostermesse, die bekanntlich gleich nach Mitternacht am Ostersonntagmorgen zelebriert zu werden pflegt, und bei der zur Bezeugung der Einheit der Kirche die ersten 17 Verse des Johannes-evangeliums nach Möglichkeit in zwölf Sprachen verlesen werden, und für die Oberhäupter der autokephalen Kirchen (also zum Beispiel alle Orthodoxen Patriarchen) namentlich gebetet wird, auch ein Gebet für den Papst als das Haupt der Römischen Kirche, dem auch der Vorrang (allerdings zunächst als *Primus inter pares*) gebühre, zur Verlesung kommt. Auch wird hervorgehoben, daß der Zusammenschluß jetzt notwendiger sei als je, angesichts des gemeinsamen Feindes, der Gottlosenbewegung.

Protestantisches aus dem Norden Europas.

Von Dr Karl Fruhstorfer, Linz.

*Dänemark.*¹⁾ Der dänische Reichstag hat im Jahre 1937 nicht weniger als 113 Gesetze angenommen, aber kein einziges kirchliches, obschon der seit zehn Jahren tagende kirchenpolitische Ausschuß Kirchengesetze vorbereitet hatte. Seit zehn Jahren ruht die kirchliche Gesetzgebung. Wahrlich, die protestantische Kirche Dänemarks führt ein beharrliches Still-Leben! Das neue Schulgesetz hat das Band zwischen Kirche und Schule noch mehr als bisher gelockert, wenngleich daran festgehalten wurde, daß der Religionsunterricht in Übereinstimmung mit der evangelisch-lutherischen Lehre erteilt werden soll. Hinsichtlich Erziehung aber wurde die Schule des christlichen Charakters entkleidet, die Aufsicht der Kirche über den Unterricht wurde geschwächt und in der Hauptstadt des Reiches ganz abgeschafft. Was den Gottesdienst anlangt, wird von manchen protestantischen Geistlichen darüber geklagt, daß bei den dänischen Pastoren so wenig liturgisches Interesse zu finden ist. Sie sind nicht dafür zu haben, daß die Eucharistie den Höhepunkt des Kultes bilde. Sie wollen bloß Diener des Wortes sein. Man hat einst die Tabernakel beraubt, zerschlagen und damit den Gottesdienst verödet. Möge der eucharistische Heiland wiederkehren!

*Island.*²⁾ Auf Island hat unter den Protestanten eine Bewegung eingesetzt, „Messe“ und Abendmahlsempfang wieder aufleben zu lassen. Derart ist in der isländischen protestantischen Kirche das Sakramentsleben eingefroren, daß es noch vor einiger Zeit ganze Gemeinden gab, in denen sich das ganze Jahr niemand am Tisch des Herrn einfand. Island zählt 100.000 Protestanten, die von einem Bischof, zwei Weihbischöfen und 90 Pfarrern betreut werden. Die Zahl der Kirchen beträgt 230. Eine kirchliche Monatsschrift erscheint in einer Auflage von 2000 Exemplaren. Der isländische Protestantismus ist überaus stark beeinflusst vom Spiritismus. Doch gründen die Spiritisten keine eigenen Gemeinden, sondern bleiben innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft, um desto mehr auf die Kirchengläubigen einwirken zu können. — Im

¹⁾ Bruun, Die dänische Kirche (in der Zeitschrift „Eine heilige Kirche“ 1938, Heft 5—7, S. 143—147).

²⁾ Auduns, Die isländische Kirche, in der genannten Zeitschrift, S. 147—149.

Jahre 1550 ist der letzte katholische Bischof Islands hingerichtet worden. Daß der Märtyrer glaubensfeuriges Blut das Eis der Trennung zum Schmelzen bringen möge!

Schweden. ³⁾ Die schwedische protestantische Kirche, eine Tochter der Reformation, steht gegenwärtig vor einer Reformation, d. i. einer Krisis. Die Zahl der Nichtgetauften und Nichtkonfirmierten wächst und wächst, ein Beweis, daß die Entkirchlichung im gesteigerten Tempo fortschreitet. Ein Geistlicher hat offen die fundamentalen Glaubenssätze über die Trinität, die Erlösung, die Auferstehung Christi und das Abendmahl angegriffen. Der Diözesanbischof hat dem betreffenden Pastor bei der Visitation eine Mahnrede mit dem Bedauern gehalten, daß er auf so ungeistliche und anstoßerregende Weise sich über Dinge habe aussprechen können, die für die christliche Glaubenserfahrung heilig sind. Eine *sanatio in radice* ist aber das sicher nicht! Manche Geistliche sind nicht mehr mit der in Schweden bestehenden Form des Gottesdienstes zufrieden. Als ein Geistlicher deshalb, weil er in wesentlichen Punkten die vorgeschriebene Norm außer acht gelassen hatte, vom Domkapitel zu einer Verwarnung verurteilt worden war, hat die nächst höhere Instanz, eine weltliche Behörde, das Urteil aufgehoben. Mit der Frage der Gottesdienstordnung beschäftigte sich im vergangenen Jahre 1937 auch die Presse, merkwürdigerweise sogar führende sozialdemokratische Zeitungen, die sich für die reformerischen Geistlichen einsetzten und eine stärkere Kontrolle des Staates auch über die inneren Angelegenheiten der Kirche forderten. Von leitender kirchlicher Seite wird demgegenüber betont, daß die Diener der Kirche nicht befreit sind von der allgemeinen Regel, Gesetze und Verordnungen seien dazu vorhanden, um befolgt zu werden; es dürfe einer Gemeinde nicht Ärgernis gegeben werden. Andererseits sei ein wacher Blick für die Bedürfnisse einer kirchlichen Erneuerung notwendig. Bei der kommenden Generalsynode wird der Erzbischof von Upsala Eidem einen Vorschlag betreffs des neuen Rituale der schwedischen Kirche machen. Man kehrt den Grundsatz hervor: Die Kirche soll immer eine Reformationskirche sein, immer im Zeitalter der Verbesserung leben. Der Forderung, die Kirche noch mehr zu verstaatlichen, hielt Bischof Brilioth, ein Schwiegersohn Söderbloms, ent-

³⁾ Cullberg, Die schwedische Kirche, in der genannten Zeitschrift, S. 140—143.

gegen: Der Staat muß einsehen, daß er nicht die Welt der Seele zu regieren hat und daß die innere Freiheit für die Kirche eine Lebensbedingung ist. Die Staatsfessel bekam auch das neue gottesdienstliche Gesangbuch zu spüren, das auf der Generalsynode des Jahres 1936 angenommen worden war: es empfing erst Ende 1937 die königliche Bestätigung. Das römische „Joch“ hat man abgeschüttelt. Genießt man nun Freiheit? Der Hort der inneren Freiheit der Kirche ist der Apostolische Stuhl.

*Finnland.*⁴⁾ Der evangelisch-lutherischen Kirche Finnlands gehören 95.8% der Bevölkerung an. Aus dem katholischen Mittelalter sind noch mehr als 70 Feldsteinkirchen und der gotische Dom zu Turku (Abo) vorhanden. Hierarchisch gliedert sich Finnland in fünf Bistümer. Man rühmt sich der apostolischen Sukzession, wenngleich zugegeben werden muß, daß sie im Jahre 1884 unterbrochen wurde, da alle Bischöfe der damaligen drei Diözesen in eben diesem Jahre starben und der neue Erzbischof von einem emeritierten Theologieprofessor geweiht wurde. In jüngster Zeit hat man den Erzbischof von Upsala zu den Bischofsweihen gerufen. Großer Wert wird auf den Kirchengesang gelegt. Zu den allgemeinen Kirchengesangfesten kommen ungefähr 4000 Sänger zusammen. Auch für liturgische Vespertagesdienste und Kompletorien ist viel gearbeitet worden. Als die wichtigste Aufgabe des finnländischen Protestantismus wird die Wiedergewinnung der Gebildeten und der Arbeiter genannt. Der religiöse Indifferentismus ist in manchen Gegenden groß.

*Estland.*⁵⁾ In Estland hat der Protestantismus mehr katholisches Glaubensgut bewahrt als in anderen Ländern. Auch die protestantischen Teile Estlands betrachten sich als terra Mariana. Die Marienitage werden daselbst noch immer begangen, aber auch die Aposteltage und das Fest des heiligen Erzengels Michael bestehen im Gedenken des Volkes weiter. Noch heute lebt ehrenvoll fort die Erinnerung an den päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena, der im 13. Jahrhundert um die Missionierung und kirchliche Organisation Estlands große Verdienste sich erworben hat. Die Zeit vor der Reformation wird nicht als ein Vakuum angesehen, sondern als eine

⁴⁾ *Lehtonen*, Die finnische Kirche, in der angegebenen Zeitschrift, S. 155—160.

⁵⁾ *Link*, Die lutherische Kirche im baltischen Raum, a. a. O., S. 149—152.

Zeit, in der die wahre Kirche Christi nie aufgehört hat zu bestehen. Der Liberalismus und Rationalismus der protestantischen Theologie vermochte in Estland nicht durchzudringen. Harnack, obschon ein gebürtiger Livländer, wurde abgelehnt. Ein Kenner der Verhältnisse schreibt, daß ein Protestant des Westens vom estländischen Volk sagen würde: „Dieses Volk bekennt sich nur mit den Lippen zum Protestantismus, sein Herz ist aber weit davon entfernt.“⁶⁾ Noch weht etwas vom Geiste des katholischen Ritterordens, der einst christliche Kultur vermittelt, geschützt und gefördert hat! An der Spitze der protestantischen Kirche Estlands steht der Erzbischof von Reval, dem vier Diözesanbischöfe und der Propst des deutschen Sprengels unterstellt sind. Der gegenwärtige Erzbischof Rahamägi ist vom schwedischen Erzbischof Eidem geweiht worden. Protestantischerseits spricht man darum von apostolischer Sukzession.

*Lettland.*⁷⁾ Der Protestantismus Lettlands hat gleichfalls in weitem Ausmaß kultisch und administrativ vorreformatorischen Charakter beibehalten. Die Herde war weiser und besser als die Hirten: das Volk blieb den alten Überlieferungen treu, während Pastoren der Aufklärung und dem Rationalismus huldigten. Fast jede größere Gemeinde sucht Kindergottesdienste einzuführen, bei denen eine wöchentlich erscheinende Jugendzeitschrift verteilt wird. Ferner werden beinahe in jeder Gemeinde Frauenkomitees gegründet, die die Mittel zum Bau und zur liturgischen Ausschmückung von Kirchen aufbringen, der Armen sich annehmen und auch in der Seelsorge behilflich sind. Die evangelisch-lutherische Kirche in Lettland hat das Recht, Schulen zu gründen, in denen die Jugend in den Glaubenssachen unterwiesen wird. Sie genießt das Recht der Selbstbestimmung und Selbstverwaltung. Der protestantische Erzbischof hat seinen Sitz in Riga. Die deutschprotestantischen Sprengel haben einen eigenen Bischof, der gleichzeitig mit dem Erzbischof von Nathan Söderblom geweiht wurde. Während die Volkszählung des Jahres 1930 die Zahl von 9208 Glaubenslosen ergab, waren ihrer im Jahre 1935 nur mehr 1515. Mögen die katholischen Überreste die Brücke bilden zu: unum ovile et unus pastor.

⁶⁾ S. 149.

⁷⁾ Link, a. a. O., S. 152—155.

parentes vel tutores auf sieben, unter denen mindestens 2/3 parentes, id est pater mater seu unus ex legitimis vel legitimis in eum amiserint, vel ihre Erklärung nicht positiv gegen (can. 750, § 2, Can. 751: „*inter baptizandum observatur quod in haereticorum aut schismaticorum ad baptismum admittendum non in apostasiam vel haeresein vel schismate periculis sed prout deservitur normae in superioribus canonibus constitutae*“). Diese sind die Richtlinien zur Beurteilung der in Frage stehenden Fälle gegeben.

Den einen Fall für welchen die Taufe wider den Willen der Eltern erlaubt wäre, in Todesgefahr des Kindes, hat der § 1 „*cum in eo versatur vitae discrimine u. periculum propter moriturus, antequam usum rationis attingat*“ nicht zur näheren Betracht lassen. Das ergibt sich aus der Antwort des Erzbischofs der mit seiner Mahnung an Frauen Anna in Zürich an das christliche Leben des Kindes besorgt zu sein, gemäß der *vorhandensein einer Todesgefahr* bezeugt. In der Antwort ist weiter nichts Näheres angegeben über die Unmöglichkeit der Taufe. Auch dieser Umstand ändert an der Lösung des Falles nichts. Denn: a) Wie aus den zitierten Stellen und Aussagen ersichtlich ist, will die Kirche das Recht der Eltern wahren, auch dann wenn sie das Taufrecht für sich beanspruchen könnte, dann würde zutreffen, wenn die Eltern es nicht taufen, bei Verweigerung der Kirche untersteht. b) Was aus der Unterstellung des Kindermädchens mit ihrer Dienstgeberin ersicht, nämlich, daß Eltern des Kindes einer Taufe nicht nur nicht zustimmen, sondern ablehnen sie ab. Aus der Bemerkung der Mutter, daß der Vater schon gar nicht wollte, kann eine Zustimmung, der Mutter nicht gefolgert werden. Überdies würde eine solche nur dann genügen, wenn auch die christliche Erziehung des Kindes gesichert leistet würde: „*dummodo catholica erit educanda*“ (can. 750, § 2). Es wäre also diese Taufe auch *interdum* für den Fall einer solchen Taufhandlung, die nicht als baptisma perfectum, sondern als *anagel* angesehen werden kann, nach can. 751 ausdrücklich für den Fall, so wenig war es für Frauen. Anna stand bei der Taufe zu spenden. Ihre gute Absicht dabei sowie ihre Bereitwilligkeit, um die kirchlichen Vorschriften nachzukommen, der sie sich anstellt. Hier hat auch der geistliche Berater keine Einwände zu machen, weil aus Liebe zur Familie und aus Furcht vor dem Tod des Kindes gehandelt, recht gehandelt. Anna verweigert jedoch, es in diesem Bescheid nur die subjektive Schuldhaftigkeit gestellt haben. Daß Anna bona fide getauft habe, wobei auch der Fall eines weiteren zubilligen.

Sollen wir noch fragen nach der Gültigkeit dieser Taufe? Anna ist ein katholisches Dienstmädchen, was ist aber bescheid, daß ihrem kleinen Schützling die Taufe nicht wider seinen Willen

wird sie denn auch sicher gewußt haben, wie man die Taufe spendet und quoad materiam et formam keinen Fehler begangen haben. Über allen Zweifel erhaben steht ihre Intention. Über die Gültigkeit hat auch der geistliche Berater Annas keine Bedenken. Er gibt ihr ja die Mahnung, „jetzt auch dafür zu sorgen, daß das Kind über die empfangene Taufe einmal unterrichtet werde“, und legt ihr nahe, auf die christliche Erziehung bedacht zu sein. Ob und inwieweit diese Weisung erfüllt werden kann, wird der hochwürdige Herr dank der Aussprache mit dem Kindermädchen besser beurteilt haben, als wir es auf Grund der Berichterstattung tun können. Ebenso müssen wir den Entscheid, von einer sofortigen Mitteilung an die Mutter des Kindes Abstand zu nehmen, anerkennen. Vielleicht ergibt sich später eine aussichtsreichere Möglichkeit dazu. Eines aber wurde übersehen: Der zuständige Pfarrer muß in solchen Fällen unbedingt benachrichtigt werden. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Kenntnisnahme der Taufe von Seite des verantwortlichen Seelsorgers, sondern auch um die Möglichkeit für ihn, Obsorge für die Zukunft des kleinen Christen zu treffen. Dazu wäre es am richtigsten gewesen, wenn der geistliche Berater nicht nur selbst Anna „getröstet“, sondern veranlaßt hätte, daß sie den Pfarrer des neuen Christen über die ganzen Verhältnisse orientiert hätte.

„Schwaz (Tirol).“

P. Dr Pax Leitner.

(Taufe eines sterbenden Juden.) Eine Jüdin wurde schwerkrank in ein katholisches Spital eingeliefert. Die Krankenschwestern erkannten sofort, daß die neue Patientin dem baldigen Tode geweiht sei, wollten deshalb um jeden Preis ihre unsterbliche Seele für den Himmel gewinnen. Die Rettung mußte aber gleichsam improvisiert werden, weil der Tod unerwarteterweise schon in der ersten Nacht eintrat. Die diensttuende Wachschwester erkannte rechtzeitig die Gefahr und fing vorsichtig an, der Jüdin zuzureden vom Tod, von der Ewigkeit und der ewigen Vergeltung im Jenseits. Diese hörte aufmerksam zu und sagte schließlich: „Das habe ich von Jugend an noch immer geglaubt.“ Durch dieses Bekenntnis ermutigt, lenkt die Schwester sofort über auf Jesus Christus. Aber schon merkt sie ihren Mißgriff, denn die Kranke schaut müde drein und sagt dann entschieden: „Das glauben wir nicht.“ Mit einem kleinen Liebesdienst sucht die Schwester ihren Fehler wieder gut zu machen und läßt die Kranke einstweilen in Ruhe. Endlich kommt die Rede wieder in Fluß. „Sie müssen Ihren Gott doch recht gern haben“, meint die Schwester. Die Kranke nickt. „Es tut Ihnen gewiß auch leid, Gottes Gesetz nicht immer befolgt zu haben?“ „Der Herr wird mir gnädig sein.“ Das waren ihre letzten Worte, denn gleich danach verliert sie das Bewußtsein; eine plötzlich eingetretene

Embolie verursacht den Tod. Über der Sterbenden Stirn fließt aber noch rechtzeitig das *Wasser der heiligen Taufe*. Die Schwester ist über das gelungene Rettungswerk sehr erfreut, die Oberin jedoch bezweifelt den Erfolg, weil die Kranke den Glauben an Christus und Maria abgelehnt habe. Der dazwischentretende Geistliche erklärt, die Kranke sei als Christin gestorben und gerettet.

Die Bedenken der Oberin stützen sich auf den mangelhaften Glauben der Jüdin. Allerdings umfaßte dieser explicite nur einen kleinen Bruchteil der „sechs Hauptstücke des Glaubens“: Daß es einen Gott gibt, daß die Seele unsterblich ist, daß nach diesem Leben die ewige Vergeltung kommt. Ist es möglich, mit diesen Glaubensbrocken gerettet zu werden? Das Tridentinische Dekret „de justificatione“ lehrt: Die Vorbereitung des sündigen Menschen auf die Gerechtigkeit bestehe darin, „daß er, angeregt und unterstützt von der göttlichen Gnade, den Glauben aus der Anhörung der Predigt annehme und sich frei zu Gott hinwende, glaubend, daß das wahr sei, was von Gott geoffenbart und verheißen ist“ (D. 798). „Der Glaube ist der Anfang des menschlichen Heils und das Fundament und die Wurzel der ganzen Rechtfertigung“ (D. 801). Demnach ist der Glaube heilsnotwendig *necessitate medii*; er ist das unersetzliche Mittel zur Erlangung des Heils, so zwar, daß weder im Alten noch im Neuen Testament irgend einer ohne theologischen Glauben selig werden kann. Welche Dogmen dieser heilsnotwendige Glauben explicite umfassen muß, ist in dem Dekret nicht näher bezeichnet worden. Im Hebräerbrief 11, 6 hat aber der heilige Paulus in unzweideutigen Worten eine Glaubenthese aufgestellt, die wirklich die unterste Grenze dessen anzugeben scheint, was der Heilsuchende ausdrücklich glauben muß: 1. *Daß Gott existiert, und* 2., *daß er denen, die ihn suchen, ein Vergelter ist.* „Sine fide autem impossibile est placere Deo; credere enim oportet accontentem ad Deum, quia est et inquiringibus se remunerator sit.“ Daß diese zwei Glaubensobjekte gegebenenfalls genügen, ist heute allgemeine Ansicht der Theologen; es kann nämlich kein stichhaltiger Beweis erbracht werden weder für die Notwendigkeit des ausdrücklichen Trinitätsglaubens noch für diejenige des ausdrücklichen Glaubens an Christus. Nirgends wird ein diesbezügliches Gebot angeführt. Paulus hätte es jedenfalls an dieser entscheidenden Stelle tun müssen. Die Schriftstellen, die von den früheren Gegnern zitiert werden, beweisen nur die Heilskraft des Glaubens an Christus (Jo 11, 25) oder die Notwendigkeit der Verdienste Christi (Act 4, 12; Jo 14, 6). Sprechen sie von der Notwendigkeit des Glaubens an Christus, dann können sie schließlich auch von dem eingeschlossenen Glauben an Christus verstanden werden oder sie setzen die Predigt des Evangeliums

als bekannt und bindend voraus (*Necessitas praecepti*, cf. Jo 3, 18; Rom 10, 9). Übrigens läßt sich Hebr 11, 6 *ex natura rei* sehr gut begründen. Oder kann ein Heide (oder ein Andersgläubiger), der mit Hilfe der Gnade zum einfachen Gottesglauben und zum Glauben an die ewige Vergeltung gelangt ist, nicht schon auf Grund dieser Wahrheiten einen Akt der notwendigen Gottesliebe setzen und sich so zur Rechtfertigung disponieren? Wer das nicht zugibt, muß notgedrungen zu überspannten und unwahrscheinlichen Theorien flüchten, um nur irgendwie die Rettungsmöglichkeit der Heidenvölker einst und jetzt zu erklären. Wollten wir mit dem heiligen Thomas scharf zusehen, dann müßten wir finden, daß in diesen zwei Dogmen schließlich alle anderen *implicitae* enthalten sind, und daß somit der ausdrückliche Glaube an Gottes Dasein und Vergeltung wenigstens den Glauben in *voto* an Christus, den Mittler und Erlöser, in sich schließt. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß mit diesem bei Paulus statuierten Minimum an übernatürlichem Gottesglauben viele Heiden und Andersgläubige gerettet werden.

Dieser Rettungsweg ist jedoch nicht der gewöhnliche, sondern nur der außergewöhnliche, welcher in der physischen oder moralischen Unmöglichkeit, die göttliche Offenbarung zu kennen, begründet ist. In jedem anderen Fall gilt die Entscheidung des Heiligen Offiziums vom 28. Februar 1703: *Missionarium teneri adulto etiam moribundo, qui incapax omnino non sit, explicare fidei mysteria quae sunt necessaria necessitate medii, ut sunt praecipue mysteria Trinitatis et Incarnationis.*

Was unseren Fall betrifft, müssen wir also sagen: Die Jüdin hat zwar den Glauben an Christus abgelehnt, hat aber damit nur *ihren* Glauben an Gott bekennen wollen. Wie dem auch sei, vom dogmatischen Standpunkt aus gesehen, glaubte sie genug und war sie genügend disponiert, um mit vollem Recht die heilige Taufe zu empfangen. Aber der Fall hat noch eine juristische Seite: Hatte die Sterbende die zum Empfang der Sakramente notwendige *Intention*? Darüber stellt das Kirchenrecht im can. 752 folgende Normen auf: § 1. *Adultus, nisi sciens et volens probeque instructus, ne baptizetur; insuper admonendus ut de peccatis suis doleat.* § 2. *In mortis autem periculo, si nequeat in praecipuis fidei mysteriis diligentius instrui, satis est, ad baptismum conferendum, ut aliquo modo ostendat se eisdem assentire serioque promittat se christianae religionis mandata servaturum.* § 3. *Quod si baptismum ne petere quidem queat, sed vel antea vel in praesenti statu manifestaverit aliquo probabili modo intentionem illum suscipiendi, baptizandus est sub conditione; si deinde convalescerit et dubium de valore baptismi collati permaneat, sub conditione baptismus rursus conferatur.*

Irgendwie — aliquo probabili modo — muß also die notwendige Intention geäußert werden. Das geringste Zeichen kann aber schon genügen und findet man keinen Anhaltspunkt für die Willensdeutung des Kranken, so kann man nach den Moralisten die geforderte Intention unter Umständen präsumieren. So schreibt z. B. P. Vermeersch in seiner Moraltheologie (III, n. 243): *Pauci existimant in omni attritione seu voluntate salvandi animam, quae ipsa non est sine cognitione Dei vindicis malorum et remuneratoris bonorum iam sufficientem baptismi voluntatem contineri. Quare, attenta summa baptismi necessitate, nullus videtur esse moribundus sensibus destitutus, sive in regione fideli sive in regione infideli, quin, praeciso scandalo, sub conditione baptizari possit. Unvollkommene Reue hatte die Jüdin auf jeden Fall und somit dem „aliquo probabili modo“ Genüge geleistet. Sie konnte auch die Taufe nicht explicite begehren, weil sie über deren Notwendigkeit noch nicht aufgeklärt war, als sie die Besinnung verlor. Die Krankenschwester hat höchstens insofern gegen die reverentia sacramenti gehandelt, als sie die Taufe absolut statt conditionate „si capax es“ gespendet hatte.*

Kopstal (Luxemburg).

Dr Paul Kayser.

(Noch einmal Bination und Stipendium.) In den *Acta Apostolicae Sedis* (Band XXX, S. 101 ff.) ist eine Entscheidung der Heiligen Konzilskongregation vom 13. November 1937, vom Heiligen Vater bestätigt am 18. November, erwähnt, welche sich mit zwei Fragen der Bination und des Stipendiums beschäftigt. Die zweite Frage, die für uns zunächst von Bedeutung ist, lautet also: „An sustineatur dispositio dioecesana vi cuius sacerdotes, Missam binatam applicantes, eleemosynam tantummodo dioecesanam Curiae tradere teneantur.“¹⁾ Die Antwort, welche „Negative“ lautete, veranlaßte den Ordinarius der Diözese J, folgenden Erlaß im Amtsblatt zu veröffentlichen: „Kraft der Entscheidung der Heiligen Konzilskongregation vom 13. November 1937 muß in Zukunft bei Binationsmessen das *ganze* Stipendium an die Diözesanverwaltung abgeführt werden.“ Sofort nach der Veröffentlichung der bischöflichen Bestimmung entstand im Seelsorgsklerus eine Meinungsverschiedenheit über die Tragweite des Erlasses, und zwar aus folgendem Grunde: In der Diözese J ist der Pfarrer *nicht* zum Hochamt mit Gesang *ex officio* verpflichtet; er genügt seiner Pflicht durch zwei stille heilige Messen an Sonn- und Feiertagen, aber auf Wunsch und Bestellung der Gläubigen singt er ein Hochamt; das Stipendium, das zu fünf Achteln dem Zelebranten zufällt, ist bedeutend erhöht, zumal wenn die feierliche Messe auf eine späte Stunde verlegt ist.

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift, 91. Jg. (1938), Heft 3, S. 540 f.

Das Volk gibt nach Auffassung des Klerus das höhere Stipendium aus zwei Gründen: um persönlich dem Zelebranten einen Dienst zu erweisen, sodann, um ihn für die größere Mühewaltung zu entschädigen; diese besteht ohne Zweifel im Singen einer Messe, in der späten Stunde, in der Anstrengung, nach der Predigt noch ein Hochamt zu zelebrieren. Ferner sind mit dem Hochamt manchmal noch andere Festlichkeiten verbunden, z. B. Fahnenweihen, Jubiläen der Vereine, der Eheleute u. s. w.; bei dieser Gelegenheit muß der Zelebrant manchmal auch noch einige passende Worte sprechen. Daher stellte der Seelsorgsklerus die Frage: Welches ist die Tragweite des römischen Erlasses?

Die Tragweite der Entscheidung ergibt sich durch die Antwort auf zwei Fragen:

I. Welches ist die Absicht des Gesetzgebers?

II. Bleibt der *titulus extrinsecus* nach can. 824, § 2, trotz des Erlasses noch in Kraft?

I. Die Absicht des Gesetzgebers.

Als äußere Veranlassung des Dekretes bezeichnet die Konzilskongregation „*praxim alicubi inolitam esse constitit, qua parochi sacerdotesque Missam binatam facultate apostolica applicantes, si juxta intentionem offerentium vel piaе causae applicant, ad Curiam transmitterent favore Seminarii eleemosynam dioecesanam, excessum sibi retinentes*“. Nach diesen Worten, so sollte man meinen, hatte der Gesetzgeber die Absicht: Jeder Geistliche, der kraft Apostolischer Vollmacht für die Binationsmesse ein Stipendium annimmt, muß das ganze Stipendium an die Diözesanverwaltung abgeben. Diese Absicht hatte der Gesetzgeber nicht; er drückt seine wirkliche Absicht ganz klar mit dem Satze aus: „*dispositio dioecesana, vi cuius sacerdotes missam binatam applicantes eleemosynam tantummodo dioecesanam Curiae tradere tenentur, sustineri nequit*“. Der Erlaß richtet sich nicht an den Klerus, sondern an die *Ordinariate*. Der Ordinarius, welcher von der Heiligen Kongregation die Erlaubnis für den Klerus erhalten hat, für die Binationsmesse ein Stipendium anzunehmen, hat nicht das Recht, durch eine allgemeine Bestimmung (*dispositio dioecesana*) auf das volle Binationsstipendium zu verzichten und sich mit der Diözesantaxe zu begnügen. Dieser Gedanke ist bereits in dieser Zeitschrift, Bd. 88 (1935), S. 761, klar ausgedrückt worden: „Nach Auffassung der S. C. C. hat der Bischof nicht das Recht, einen Betrag des Stipendiums dem Zelebranten zu überlassen, wenn nicht aus einem *titulus Missae non intrinsecus*.“ In der Anmerkung 26 wurde die Entscheidung der S. C. C. vom 27. Februar 1905 für die Diözese St. Dié in den Vogesen zitiert. Die Kongregation verwarf die althergebrachte Gewohn-

heit, bei Binationsmessen nur das Diözesanstipendium zu verlangen. Noch eingehender ist die Auffassung der Konzilskongregation dargelegt und begründet in dieser Zeitschrift, Bd. 91 (1938), S. 511 f. Den oben erwähnten Standpunkt beweist auch die Begründung des Erlasses durch die Konzilskongregation; sie führt drei Motive an:

a) can. 840, § 1, nach welchem das *ganze* Stipendium abgeliefert werden muß;

b) die frühere Praxis vor dem Kodex, wie sie sich kundgibt in den Entscheidungen von Lyon, 31. Januar 1880; St. Dié, 27. Februar 1905; Paderborn, 10. November 1917;²⁾

c) es entspricht nicht dem Wortlaut und der Absicht des römischen Indultes, welches für Binationsmessen gestattet, einen Teil des Stipendiums zurückzubehalten.

Vielleicht noch schärfer bringt den Gedankengang der Konzilskongregation zum Ausdruck der Erlaß vom 13. November 1937 in seinem *ersten* Dubium; es behandelt folgenden Fall: Bei Eingaben an die Konzilskongregation um Nachlaß der alten Meßverpflichtungen, welche nach Bestimmung des Erblassers an Festtagen zu erfüllen waren, konnte deutlich der Wunsch erkannt werden, dem Pfarrer möge im Binationsfall an solchen Feiertagen ein Teil des Stiftungsstipendiums zufallen „ratione incommodi paracho diebus festis in sua ecclesia Missam iteranti“. Die Konzilskongregation verwarf diese Praxis mit den Worten: non expedire; sie begründet den negativen Bescheid durch folgende Beweisgründe:

a) Nach sehr alter (perantiqua) Praxis war es verboten, für mehrere Messen mehrere Stipendien anzunehmen; eine Ausnahme bildete Weihnachten; es werden zitiert Gratian, zwei Erlässe von Benedikt XIV., einer von Leo XIII. und Benedikt XV.³⁾

b) Der Pfarrer ist kraft seines Amtes zur Bination an Sonn- und Feiertagen verpflichtet, wenn das Wohl des Volkes es verlangt (can. 806, § 2). Dafür kann er keine Entschädigung beanspruchen. Weshalb? „*Deest enim in casu titulus extrinsecus*

²⁾ In den A. A. S., vol. 30, pag. 102, ist fälschlich der 16. November 1917 zitiert; der ausführlichere Erlaß für Paderborn, in welchem die Erlässe für Lyon und St. Dié erwähnt sind, findet sich in A. A. S., vol. X, p. 368 ff.

³⁾ Der Erlaß Benedikts XIV. „Quod expensis“ ist nicht, wie fälschlich zitiert, vom 26. August 1738, sondern 1748. Wie in dieser Zeitschrift, Bd. 88, S. 751, 753, nachgewiesen wurde, ist diese Praxis *nicht* „perantiqua“. Der heilige Alfons kannte sie noch nicht; Gratian (D. I. c. 53 de cons.), d. h. Alex. II., verbot „um des Geldes willen“ auch an gewöhnlichen Tagen zu binieren, trinieren u. s. w. Die beiden Erlässe Benedikts XIV. sind erwähnt Bd. 88, S. 751 f.; der von Benedikt XV. S. 757, Note 10.

maioris laboris vel incommodi, vi cuius sacerdotibus binantibus permittitur aliqua retributio ad normam citati canonis 824, § 2, Codicis J. C., cum agatur de paroco Missam iterante in sua paroecia in fidelium sibi commissorum utilitatem.“

II. *Titulus extrinsecus.*

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Bischof nicht das Recht hat, durch einen *allgemeinen Erlaß* auf einen Teil des Binationsstipendiums zu verzichten. Die wichtige Frage ist nun diese: Hat das Dekret vom 13. November 1937 den *titulus extrinsecus* abgeschafft? Mit anderen Worten, kann der Bischof, muß der Bischof auf Grund des römischen Erlasses das *volle Stipendium* verlangen, *obwohl* der binierende Geistliche einen *titulus extrinsecus* geltend machen kann? Die Antwort lautet: *Nein*. Der Beweisgang ist folgender:

a) Bereits im alten Rechte wurde trotz des Verbotes, einen Teil des Binationsstipendiums zurückzubehalten, der *titulus extrinsecus* anerkannt, z. B. in der Entscheidung von St. Dié vom 27. Februar 1905; als *tituli extrinseci* werden angegeben: „*jura congruae vel stolae paroeciales, majus incommodum vel labor, industria personae.*“⁴⁾

Sehr lehrreich ist die Entscheidung für Lyon vom 31. Januar 1880. Mehrere Bischöfe Frankreichs, welche das Indult erhalten hatten, für die Binationsmesse der Geistlichen ein zweites Stipendium zu gestatten für die Diözesanbedürfnisse, beschwerten sich, daß eine Anzahl der Geistlichen nur das gewöhnliche Stipendium einsandte, den Überschuß aber für sich behielt wegen des „*Titulus extrinsecus*“, der also umschrieben wurde: *labor extraordinarius*, si Missa sit cum cantu aut publice praenunciata in dominica praecedenti, si iter sit faciendum, vel praesertim *liberalitas* intuitu solius personae sponte et evidenter impertita. Auf die Frage, ob der binierende Priester den Überschuß behalten dürfe, antwortete die S. C. C.: „*Negative, nisi morali certitudine constet excessum communis eleemosynae oblatum fuisse intuitu personae vel ob majorem laborem et incommodum.*“

b) Die Bestimmung der S. C. C. vom 15. Oktober 1915, welche für die zweite und dritte heilige Messe an Allerseelen verbot, eine Entschädigung anzunehmen, „*ratione laboris seu incommodi extrinseci, puta si ad aliorum commodum illas celebrare debeat hora vel loco satis incommodo, puta in aurora vel*

⁴⁾ Diese Zeitschrift, Bd. 88, S. 761, Note 26. Noch weitere Entscheidungen zugunsten des *Titulus extrinsecus* finden sich S. 757, Note 13; Jahrgang 91, S. 512. *Many*, de Missa, n. 98, 4^o, bemerkt mit Recht: Wenn der Geistliche für die Bination wegen der Mühewaltung (Reise, Gesang, späte Stunde) *anderweitig* entschädigt wird, kann er nicht ein zweites Mal sich durch das Binationsstipendium entschädigen: *non bis de eodem*.

circa meridiem, in ecclesia vel oratorio rurali, aut coemeterii“ wurde aufgehoben durch Kardinal Gasparri als Präsidenten der Interpretations-Kommission am 13. Dezember 1923 (vgl. Fontes C. J. C., n. 4370, ad III; A. A. S., vol. XVI, 116).

c) Der Erlaß der Konzilskongregation vom 13. November 1937 kann die Bestimmung des can. 824, § 2, „excepto aliqua retributione ex titulo extrinseco“ nicht aufheben.⁵⁾

d) Das Dekret vom 13. November 1937 selbst erwähnt einige Male den titulus extrinsecus. „Deest enim *in casu* (im Falle des ersten Dubiums, von dem oben die Rede) titulus extrinsecus majoris laboris vel incommodi, *vi cuius* sacerdotibus binantibus permittitur aliqua retributio ad normam citati canonis 824, § 2, Codicis J. C.“; nachdem die Konzilskongregation drei Erlässe zugunsten der Abgabe des vollen Binationsstipendiums erwähnt hatte, fügte sie bei: „Utique in citatis resolutionibus eadem S. Congregatio clausulam addidit: nisi morali certitudine constet excessum communis eleemosynae oblatum fuisse intuitu personae vel ob maiorem incommodum.“

Schluß: Aus den Ausführungen geht hervor, daß das Dekret vom 13. November 1937 an die *Ordinarien* gerichtet ist; diese dürfen keine allgemeine Bestimmung erlassen des Inhaltes: Bei Binationsmessen dürfen die Geistlichen den Überschuß des Binationsstipendiums für sich behalten und sind nur verpflichtet, die Diözesantaxe abzugeben. Ganz klar bringt diesen Gedanken das Dekret selbst zum Ausdruck mit den Worten: „ex hoc ipso (= nur ex titulo extrinseco, den Überschuß über das Diözesanstipendium beanspruchen zu können) arguitur, quod Episcopus nequeat generali praescriptione sive synodali sive extrasynodali indiscriminatim praescribere omnibus sacerdotibus binantibus excessum communis eleemosynae ab offerentibus oblatam, quaecumque sit, percipere, dummodo Curiae tradatur eleemosyna synodalis.“ Ferner: der titulus extrinsecus bleibt in seiner vollen Kraft.

Rom (S. Anselmo).

P. Gerard Oesterle O. S. B.

(Legitimation unehelicher Kinder durch die nachfolgende Ehe.) Pfarrer Anton traute ein Brautpaar, Vater und Mutter eines bereits verstorbenen Kindes. Nach der Trauung meldeten sich Mann und Frau beim Pfarrer und baten ihn, er möge ihr Kind Johann auf Grund der soeben von den beiden Elternteilen geschlossenen Ehe im Taufbuche als ehelichen Sohn ausweisen.

⁵⁾ Vgl. *Benedikt XV.*, Motu proprio „Cum juris“, 15. September 1917; dementsprechend können die römischen Kongregationen keine „nova Decreta generalia“ erlassen; sie haben dafür zu sorgen, „ut Codicis praescripta religiose servantur“ und durch Instruktionen „Codicis praeceptis majorem et lucem afferant et efficientiam pariant“.

Pfarrer Anton dachte eine Weile nach, sodann erklärte er den Bittstellern, er müsse, da das Kind vor der Trauung starb, ihre Bitte dem Ordinariate vorlegen; nach der Weisung, die er bekomme, werde er verfahren.

Die Frage lautet nun also: *Können bereits vor der Trauung verstorbene Kinder durch die nachfolgende Ehe ihrer Erzeuger legitimiert werden?*

Um die Frage praktisch in ihrem vollen Umfange beantworten zu können, ist zunächst ein zweifacher Rechtsbereich zu unterscheiden, der kirchliche und der staatliche; denn was im kirchlichen Rechtsbereiche gilt, ist nicht ohneweiters auf den staatlichen anzuwenden und umgekehrt. Beide Rechtsbereiche sind voneinander grundverschieden und einer von dem anderen auch unabhängig.

A. Kirchlicher Rechtsbereich. Vor dem Kodex befaßten sich augenscheinlich nur wenige Autoren mit der Frage der Legitimation bereits verstorbener Kinder. Eine Ausnahme macht Aichner (Comp. iur. eccl., Brixinae 1915, S. 707/8), der schrieb: „*Tamque late patet legitimatio, ut ad liberos quoque naturales iam mortuos extendatur et consequenter ad eorum filios superstites.*“ Er berief sich auf Reiffenstuel, In Lib. IV Decr. Tit. 17, n. 33. Jedoch Reiffenstuel lehrte an zitierter Stelle nur, daß natürliche Kinder auch durch ein *matrimonium subsequens mediatum* und nicht bloß *immediatum* legitimiert wurden. Er sagt a. a. O. kein Wort über die Legitimation bereits verstorbener Kinder.

Unter den südslawischen Schriftstellern sind zwei zu nennen, die ebenfalls die Ansicht vertraten, daß bereits verstorbene Kinder durch die nachfolgende Ehe ihrer Erzeuger legitimiert wurden; es waren dies der gewesene Professor des Kirchenrechtes an der Agramer Theologischen Fakultät Dr Belaj (Kath. Kirchenrecht, B. II, Zagreb 1893, S. 183; kroatisch) und der gewesene Pfarrer der Laibacher Diözese Franz Kosec (Kath. Ehe-recht, Laibach 1894, S. 226; slowenisch). Keiner von beiden führte jedoch irgend eine Autorität für seine Behauptung an, ebenso versuchte keiner von beiden seine Behauptung irgendwie zu beweisen und zu begründen.

Von den älteren Kanonisten möchte ich Schulte erwähnen; er schrieb in seinem Handbuch des katholischen Ehrechtes (Gießen 1855), S. 406: „Gleichergestalt muß dieselbe (i. e. die Legitimation) eintreten, mögen auch die unehelichen Kinder selbst bereits verstorben sein, für deren hinterlassene Enkel u. s. w.“ Auch er berief sich auf Reiffenstuel, l. c., n. 33, außerdem noch auf Barbosa, Canisius, Confér. eccl. de Paris, Collet, Engel. Dem Professor Schulte folgte Kutschker, Das Eherecht der katholischen Kirche, Bd. 5, Wien 1857, S. 420, führte jedoch zur Bekräftigung seiner Behauptung keine Autorität an. Beide Autoren drückten

sich aber leider nicht weiter aus, ob die Legitimation für die hinterlassenen Enkel direkt oder indirekt eintrat.

Benedikt XIV. scheint in seinem Briefe „*Redditae nobis*“ vom 5. Dezember 1744 die Möglichkeit der Legitimation bereits verstorbener Kinder durch die nachfolgende Ehe ihrer Erzeuger wenigstens angedeutet zu haben (§§ 1 und 2). Vor allem ist aber Gonzalez Tellez (gest. 1649) zu nennen, der zu c. 6 X IV 17 schrieb: „*Nec tantum filii naturales legitimantur per subsequens matrimonium, verum et nepotes ex filio naturali praedefuncto suscepti ex legitimoque matrimonio procreati.*“ Er berief sich auf Baldus und Covarruvias und fuhr dann fort: „*Nam haec legitimatio inducta est favore matrimonii, mediante retractatione, et sic virtute ipsius matrimonii non vero ex transmissione patris ad filium, et per consequens non est necessarium quod filius decedat legitimus, ad hoc ut per subsequens avi matrimonium legitimentur*“ (Zitat bei Esmein, *Le mariage en droit can.*, Bd. II, Paris 1935, S. 47). Auf diese Ausführungen von Gonzalez Tellez gestützt, stellt nun Esmein die Behauptung auf, man habe aus der Idee der Legitimation per subsequens matrimonium die Folgerung hergeleitet, daß per subsequens matrimonium bereits verstorbene Kinder legitimiert wurden, was den noch lebenden Enkeln zugute kam (*De la même idée on déduisait aussi que le mariage subséquent légitimait les enfants prédécédés, se qui profitait aux petits-fils encore vivants*).

Sieht man jedoch genauer zu, so muß man sagen, daß Gonzalez Tellez gar nicht von der Legitimation bereits verstorbener Kinder, sondern nur von der Legitimation der Enkel sprach. Dasselbe gilt auch von Schmalzgrueber, *In. Lib. IV Decr. Tit. 17 n. 70—72*. Nach diesem Autor, sowie nach anderen von ihm zitierten Autoren (n. 70) war die Legitimation bereits verstorbener Kinder überhaupt unmöglich, es wurden direkt die Enkel legitimiert: „*cum enim in filio matrimonium subsequens operari legitimitatem non possit, operabitur eam in nepote*“ (n. 71). Es ist dies jedoch eine Behauptung, die meines Erachtens einer Begründung bedurft hätte; denn die Unehelichkeit, die „*illegitimitas exprimit defectum iuridicum personae, quia ius considerat personam quasi maculatam culpa ipsa parentum. Scilicet filii illegitimi, coram societate, referunt signum et quandam imaginem incontinentiae parentum... defectus ex natalibus est iuridicus, non autem in ipsa persona realiter exsistens...*“ (Santi-Leitner, *Prael. iur. can. lib. IV* (1899), pag. 283). Also scheint die Legitimation bereits verstorbener Kinder nach dem alten Rechte nicht unmöglich gewesen zu sein; wie nämlich die Gesellschaft dem unehelichen Kinde die Rechte der ehelichen Geburt zuerkennen konnte, wenn es zur Zeit der Eheschließung seiner Erzeuger lebte, so auch, wenn es vor der Eheschließung

seiner Erzeuger bereits tot war. Kein Gesetzestext schloß diese Zuerkennung aus; sonst hätten ihn Schmalzgrueber und andere sicher herangezogen.

Von der Legitimation der Enkel konnte man nur reden, wenn die Enkel unehelich, illegitim waren. Da nach dem Kirchenrechte nicht alle Unehelichen legitimiert wurden per subsequens matrimonium, so mußte natürlich weiter festgestellt werden, ob die Enkel in Bezug auf ihren Großvater nepotes naturales oder spurii waren; dies hing aber davon ab, ob ihr Vater ein filius naturalis oder spurius war. Im ersten Falle war die Legitimation per subsequens matrimonium möglich, im zweiten Falle war sie ausgeschlossen; daraus ist aber der Schluß zu ziehen, daß die Legitimation der Enkel nicht unabhängig von ihrem Vater eintrat. Dies lehrte selbst Schmalzgrueber, wenn er für die probabilior affirmativa diesen Grund anführte: „quia avi matrimonium fictione iuris retrotrahitur ad tempus, quo eius filius, nepotis pater, susceptus est“ (n. 71). Hätte der Großeltern Eheschließung direkt gewirkt, so wäre diese Rechtsfiktion unnötig gewesen; es hätte einfach genügen müssen, daß die Enkel vor der Eheschließung geboren wurden.

Die Legitimation natürlicher, bereits vor der Trauung verstorbener Kinder war somit nach der Ansicht wenigstens einiger Autoren nach dem alten Rechte möglich, bezw. trat sie mit der Eheschließung der Eltern ein. Für diese Ansicht lassen sich auch folgende *Gründe* anführen:

1. Der Gesetzestext c. 6 X IV 17 lautete: „Tanta est vis matrimonii, ut qui antea sunt geniti, post contractum matrimonium legitimi habeantur.“ Das Gesetz verlangte also gar nicht, daß die natürlichen Kinder zur Zeit der Eheschließung ihrer Eltern am Leben sein müßten, um der Rechtsvergünstigung der Legitimation teilhaftig zu werden; es genügte einfach die Tatsache, daß sie vor der Eheschließung geboren wurden.

2. Die Legitimation per subsequens matrimonium war eine Rechtsvergünstigung, die mit der Eheschließung selbst und allein verknüpft war; sie trat ipso facto ein, weshalb sie weder von der Zustimmung der Eltern noch von der Zustimmung der Kinder abhängig war. Selbst der Widerspruch der Kinder oder Eltern hielt den Eintritt der Legitimation nicht auf. Aus diesem Sachverhalte ist aber zu folgern, wie es eben Esmein a. a. O. tat, daß nämlich bereits verstorbene Kinder durch die nachfolgende Ehe ihrer Erzeuger ebenfalls legitimiert wurden oder zumindestens legitimiert werden konnten.

3. Die Rechtsvergünstigung der Legitimation per subsequens matrimonium beruht auf einer Rechtsfiktion. Gasparri schrieb hierüber folgendermaßen: „Conceptus autem iuridicus huiusce legitimationis per subsequens matrimonium hic est: nempe matri-

monium, quod modo celebratur aut revalidatur, retrotrahitur, per fictionem iuris, ad tempus conceptionis, vel gestationis vel nativitatis prolis, quae proinde habetur tamquam in valido matrimonio genita, ideoque legitima“ (Tract. can. de matrim., ed. altera, Parisiis 1900, vol. II, pag. 292). Dies traf aber ebenso gut zu bei Kindern, die zur Zeit der Eheschließung ihrer Erzeuger bereits tot waren, wie bei Kindern, die zur Zeit der Eheschließung noch lebten. Die ersten waren somit genau so gut mitinbegriffen wie die letzteren.

Wie steht es mit der Legitimation nach dem Erscheinen des Kodex?

Kanonisten, die auf Grund des Kodex ihr Eherecht bearbeiteten, scheinen diese Frage nicht berührt zu haben. Ich finde unter den mir zur Verfügung stehenden Autoren keinen, der die Legitimation bereits verstorbener Kinder lehrt. Aber dessenungeachtet ist an der Legitimation solcher Kinder nicht zu zweifeln, denn der Kodex hat das alte Recht in diesem Punkte nicht abgeändert. Can. 1116 sagt einfach: „legitima efficitur proles“, ohne zu verlangen, daß die zu legitimierenden Kinder zur Zeit der Eheschließung ihrer Eltern am Leben sein müßten. Ebenderselbe Kanon verknüpft die Rechtsvergünstigung mit der Eheschließung allein und läßt die Legitimation ipso facto eintreten („per“ subsequens matrimonium) und ebenso deutet er an, daß die Legitimation auf einer Rechtsfiktion beruhe (dummodo parentes habiles exstiterint ad matrimonium inter se contrahendum tempore conceptionis vel praegnationis vel nativitatis). Hervorzuheben ist noch, daß can. 1116 sowie can. 1117 nur von Kindern und nicht von Enkeln reden.

Es ist alles wie im alten Recht; folglich werden auch seit dem 19. Mai 1918 bereits vor der Trauung verstorbene Kinder durch die nachfolgende Ehe ihrer Erzeuger legitimiert.

B. Staatlicher Rechtsbereich. Das staatliche Recht, das die Legitimation unehelicher Kinder durch die nachfolgende Ehe regelt, ist verschieden. Der eine Staat verlangt mehr, der andere weniger; für den einen genügt einfach die Eheschließung der Eltern, für den anderen müssen gewisse Bedingungen erfüllt sein, damit die Eheschließung die Legitimation bewirke. So wird z. B. in Kongreßpolen außer der nachher geschlossenen Ehe auch noch die Anerkennung der Kinder verlangt; diese Anerkennung ist selbst noch nach dem Tode der Kinder möglich, wenn diese Abkömmlinge hinterlassen haben (Leske-Loewenfeld, Das Eherecht der europäischen Staaten und ihrer Kolonien, 2. Auflage, S. 411). Dasselbe gilt für Griechenland; hier hat die Legitimation des unehelichen Kindes selbst dann zu erfolgen, wenn das Kind vor der Eheschließung seiner Erzeuger gestorben ist und Abkömmlinge hinterlassen hat (Leske-Loewenfeld, o. c., S. 777).

Ebenso kann in Rumänien die Legitimation per subsequens matrimonium zugunsten bereits verstorbener Kinder erfolgen, wenn diese Abkömmlinge haben (Leske-Loewenfeld, o. c., S. 839). Nach deutschem Eherechte werden durch die nachfolgende Ehe der Eltern die Abkömmlinge des vorehelichen Kindes auch dann legitimiert, wenn dieses auch vor der Eheschließung gestorben ist (Trieb, Prakt. Handb. d. gelt. kan. Eherechts, S. 679).

Anders nach dem ABGB vom Jahre 1811, das in einem Teile Jugoslawiens, nämlich in Slowenien, Dalmatien und Prekmurje, noch in Kraft ist; da gilt § 161, der lautet: Kinder, welche außer der Ehe geboren und durch die nachher erfolgte Verehelichung ihrer Eltern in die Familie eingetreten sind, werden, sowie ihre Nachkommenschaft, unter die ehelich erzeugten gerechnet. Das staatliche Eherecht verlangt also als Voraussetzung der Legitimation per subsequens matrimonium, daß das außer der Ehe geborene Kind in die Familie seiner Eltern eintrete, was soviel heißt, daß das Kind die Verehelichung seiner Eltern erlebt haben muß; ist es zur Zeit der Trauung seiner Eltern bereits verstorben oder Mitglied einer anderen Familie, so kann es in die Familie seiner Eltern nicht mehr eintreten und ist somit auch keine Legitimation durch die nachfolgende Ehe möglich (Stubenrauch, Kommentar zum österr. ABGB, Wien 1902, S. 242; Krasnopolski-Kafka, Österr. Familienrecht, Wien 1911, S. 232). Außerdem wird noch die Feststellung der Vaterschaft erfordert.

Mit dem durch die nachfolgende Ehe legitimierten Kinde tritt zugleich auch die Nachkommenschaft desselben, die zu seiner Familie gehört, in die Familie der legitimierenden Eltern, beziehungsweise Großeltern, ein. Also werden auch die Enkel in Bezug auf die Großeltern ehelich gemacht oder legitimiert. Sehr umstritten ist die Frage, ob dies auch dann geschieht, wenn das uneheliche Kind mit ehelichen Nachkommen — uneheliche kommen überhaupt nicht in Betracht — vor der Verehelichung seiner Eltern verstorben ist. Die Frage wird mehrfach verneint, aber auch vielfach bejaht. Praktisch wird man die Frage der staatlichen Behörde zur Lösung vorlegen und sich an ihre Entscheidung halten.

Demnach wurde das Kind *Johann* durch die nachfolgende Ehe seiner Erzeuger legitimiert für den kirchlichen Bereich und der Durchführung dieser Legitimation im Taufbuche steht nichts im Wege; für den staatlichen Bereich wurde jedoch das Kind wegen Mangels einer vom Rechte geforderten wesentlichen Voraussetzung nicht legitimiert und ist somit die Anmerkung der Legitimation per subsequens matrimonium im Taufregister ausgeschlossen.

Maribor (Jugoslawien).

Prof. Dr Vinko Močnik.

(Speck und Abstinenzgebot.) Folgende Fragen werden vorgelegt: Darf man an Abstinenztagen nicht auch Speck essen, da doch Fett allgemein erlaubt ist? Darf der Freitag statt der erlaubten Grammelknödel zur Abwechslung nicht Speckknödel auf den Tisch bringen? Can. 1250 des C. J. C. sagt: Abstinentiae lex vetat carne iureque ex carne vesci, non autem . . . quibuslibet condimentis etiam ex adipe animalium. Tierisches Fett ist also genannt, nicht aber Speck (laridum). Jenes nimmt der Gesetzgeber aus, diesen nicht. Mithin ist wohl die Verwendung von tierischem Fett, d. h. dessen Gebrauch bei der Zubereitung von Fastenspeisen erlaubt, nicht aber der Gebrauch von Speck. Demnach sind Speckknödel, Salat mit Speck, Brotaufstrich von Speck nicht erlaubt. Wie beispielsweise Blut, fällt auch Speck unter Fleisch. Grammelknödel sind deshalb gestattet, weil die Pönitentiarie die Verwendung von Grammeln ausdrücklich erlaubt hat (17. November 1897): man darf diese Bröcklein per modum condimenti zu sich nehmen. Dispensen aber sind strikte zu interpretieren (can. 85). Darum darf reiner Speck nicht einbezogen werden.

Linz a. D.

Dr. Karl Fruhstorfer.

(Krankhafte sexuelle Not.) Die Fälle sind gar nicht selten, daß ein junger Mensch mit den schönsten Anlagen und bestem Willen, oft mit idealem und religiösem Streben doch immer und immer wieder in der Bewahrung der Keuschheit versagt und einem *unheimlichen Drang zur Selbstbefriedigung unterliegt*. Stunden- und nächtelange Kämpfe, Ermüdung und Fall, schwerste Gewissensvorwürfe und Niedergeschlagenheit, physische Zermürbung und seelische Verzweiflung in stetem Wechsel! Arzt und Beichtvater mühen sich oft lange vergebens; am schlimmsten aber wäre es, wenn diese beiden nicht harmonisch zusammenwirkten, schädliche Ratschläge gäben oder gar selbst an dem Fall verzweifeln, was sich natürlich ganz unbemerkt auf den Patienten überträgt. Um dieses harmonische Zusammenwirken zu erreichen, lassen wir nun einen Arzt seine Vorschläge entwickeln, um dann einem Theologen das Wort zu geben.

Der Arzt. Es steht für ihn fest, daß die Zusammenbrüche dieser Menschen nicht moraltheologisch zu bewerten sind, sondern krankhafte Erscheinungen einer mehr oder minder starken psycho-physischen Asthenie darstellen. Es handelt sich nach seiner Ansicht um bloß materielle Sünden, die die gute Grundhaltung der Seele nicht aufheben. Solche Menschen sollen tun, was in ihrer Kraft steht, sich aber dann weiter nicht beunruhigen und den Erfolg oder Mißerfolg ihrer Bemühungen Gott überlassen.

Trotz dieser Klarstellung führt aber nun die ständig sich wiederholende Spannung und der schwere Kampf erfahrungsgemäß sehr oft zu fortschreitender Zermürbung und Nerven-zerrüttung.

Aus dieser Situation erwächst nun folgende Stellungnahme des Arztes:

1. Möglicherweise würde durch Luminal in starker Dosierung eine gewisse Betäubung und Verringerung der Samenproduktion erzielt; das wäre indes nichts als ein zeitweiliges Ausweichen, eine Flucht, kein Überwinden im Prinzip. Vielmehr müßte die Wesensstruktur eines Menschen, so wie sie nun einmal ist, mit all ihren Spannungen genommen, bejaht und vor den Herrn getragen werden (Der „Stachel“ des Paulus!).

2. Als Weg zur Heilung wird der auf den ersten Blick ungewein kühn anmutende Vorschlag gemacht, *bewußt und freiwillig von Zeit zu Zeit die Pollution herbeizuführen.*

Der Arzt beruft sich zur Rechtfertigung seines Rates auf folgende Tatsachen:

a) Es ist zugegeben, daß die sogenannten „Verfehlungen“ nicht den Priester, sondern den Arzt angehen. Es handelt sich also bei dem Vorschlag, objektiv gesehen, um eine rein medizinische Methode, die in einer Reihe steht mit sämtlichen anderen, etwa dem Patienten zur Heilung verordneten Weisungen und Mitteln.

b) Dem Einwand, daß der Zweck die Mittel nicht heilige und daß es sich hier um ein in sich schlechtes Mittel handle, weil dem Naturgesetz und dem positiv göttlichen Gesetz widerstreitend, wird folgendermaßen begegnet: Der Satz von Zweck und Mittel besteht ausnahmslos zu Recht und soll keineswegs angegriffen werden. Es fragt sich nur, *ob man den Begriff „schlecht“ auf diesen konkreten, individuellen Fall, der eine völlige Änderung der allgemeinen Sachlage begründet, genau so anwenden darf*, wie im normalen Bereich, ohne in den Fehler rein gedanklicher, lebensfremder Konstruktion zu verfallen. Das ist aber mindestens zweifelhaft.

Gründe:

1. Letztlich ist doch der *Sinn des „Gesetzes“* kein anderer als die Hinführung des Menschen zu Gott. Nun gebiert indes bei derart neurasthenisch veranlagten Menschen das Gesetz eher den „Tod“, also das gerade Gegenteil: In seinen strengen Schranken erfolgt nicht nur der fortschreitende physische, sondern auch der moralische Zusammenbruch. Das ist aber keine Vervollkommenung der sittlichen Ordnung und keine Verwirklichung der von Gott gewollten Absichten. Also müßte in diesem Spezialfall, wo der Gegenstand so geändert ist, auch eine Entbindung vom Gesetze (Epikie!) denkbar sein.

(Zur Erhärtung dessen wird hingewiesen auf den von Gott im A. T. gestatteten „Scheidebrief“ oder auf das Recht des Mordes im Kriege. Relative, nicht absolute Forderungen des Naturgesetzes! Es gilt, das höhere Gut zu retten!).

2. *Der schuldlos Irrende handelt gut*, selbst wenn er objektiv das Gesetz übertritt. Nun tritt an die Stelle des Irrtums eine Krankheit, die den Intellekt und besonders den Willen stark in Mitleidenschaft zieht. Wiederum wird die generelle Verpflichtung des Gesetzes nicht angetastet. Aber kann das Übertreten des Gesetzes durch *solche Menschen* ohne weiteres als „schlecht“ bezeichnet werden?

Dazu wird hingewiesen auf den Wandel in der Beurteilung des Begriffes „Schwere Sünde“ gerade in der neuesten, von der Existentialpsychologie mit ihrer Ganzheitsauffassung ausgehenden Moral. Todsünde ist „*totalis aversio a Deo*“. Eine solche aber liegt weder hier noch viel weniger in dem zur Behandlung stehenden Falle vor. Gerade in letzterem wird ja vielmehr ein Weg gesucht, die *Communicatio cum Deo* zu gewinnen und zu festigen.

3. Es wird zugegeben, daß es sich bei dem vorliegenden Rate um eine *Vergeudung von Lebenswerten* handelt. Diese Vergeudung geschieht jedoch unabänderlich; sie erfolgt so oder so. Demnach stellt der Vorschlag keine neu hinzukommende Lebensschädigung dar, er wird im Gegenteil vielmehr eine Besserung der Lage herbeiführen. Darf man dann aber nicht den Grundsatz zur Anwendung bringen, daß von zwei unausweichlichen Übeln das kleinere gewählt werden müsse, zumal dieses kleinere im größeren völlig enthalten und das Motiv zur Tat in beiden Fällen dasselbe ist („Ich will nur Ruhe!“), nur daß es im Falle des Ringen-Müssens die Phantasie mit Vorstellungen schwängert und seelische Erschütterungen und Brüche herbeiführt, die sich sonst vermeiden ließen.

Es erhebt sich zudem die Frage, ob die betreffende Lebensschädigung denn in der Tat wesentlich sei. Die ärztliche Praxis weiß von Fällen, in denen das Blutbild nach jahrelanger, sehr häufiger Onanie keinerlei Zersetzung aufweist, genau so wenig, wie etwa der Vollzug der Ehe bei Verheirateten (vom Übermaß abgesehen) eine Schädigung des Organismus hervorruft. Ist nicht etwa hier kirchlicherseits aus psychologischen Gründen eine Übersteigerung des Schadens konstruiert worden, die der Wirklichkeit nicht entspricht, und darf man diese Übersteigerung aufrechterhalten, wenn man durch Anerkennen des wirklichen Sachverhalts ein die *gravitas materiae* minderndes Moment schaffen kann?

Freilich ist der geschlechtliche Lebenswert nicht allein ein Wert für den eigenen Organismus, seine Bedeutung liegt vielmehr

primär in der Richtung zum Kinde. Es gibt nun aber Fälle, in denen eine solche Verwertung des geschlechtlichen Stromes ausgeschlossen ist oder niemals in Frage kommen kann. So entfällt hier ein weiteres, die Onanie solcher Menschen belastendes Moment.

Vielleicht sind die hier angeführten Gründe noch nicht erschöpfend, vielleicht auch nicht im einzelnen durchschlagend. Jedenfalls aber müßten sie, in ihrer Gesamtheit genommen, zu denken geben.

Können sie die Meinung probabel machen, dann ist nach Ansicht des Arztes folgendes gewonnen:

Die Vorgänge, die sich im Unterbewußtsein abspielen sollten, sind ins Bewußtsein hervorgezerrt. Sie wieder in die unbewußte Sphäre zurückzubringen, erscheint unsäglich schwer. Durch ständiges Sich-Abmühen und Dagegen-Kämpfen wird jedenfalls das gerade Gegenteil erreicht.

Die Spannung und Verkrampfung wird aber gelöst durch das zuvorkommende Tun, das rasch seinen Abschluß finden kann.

An Stelle der aussichtslosen, sich immer wiederholenden Ermüdung und Zermürbung werden so die Kräfte frei, die sonst unnütz vergeudet werden. Es beginnt sich eine physische Beruhigung einzustellen, neue Lebens- und Schaffensfreude lenkt die Phantasie ab und vor allem: Das religiöse Leben kann sich ungehemmt höher entwickeln, ohne den ständigen moralischen Zusammenbruch fürchten zu müssen.

Für die Häufigkeit der bewußten, frei vollzogenen Tat läßt sich kein allgemeiner Maßstab angeben; sie wird sich zunächst wohl irgendwie dem Zustand des betreffenden Neurotikers anzupassen haben. Allmählich wird es diesem aber, speziell durch intensive Pflege des inneren Lebens, gelingen, das eine oder andere Mal freiwillig (!) aus religiös-asketischen Motiven den Trieb zu beherrschen.

Dadurch gewinnt er wieder das Vertrauen zu sich selbst und gewinnt die Haltung des „Darüberstehens“ zurück.

Im Laufe der Gesundung wird er dann auch immer klarer zwischen physischer Notwendigkeit und wahrhaft schuldhaftem Tun zu unterscheiden wissen, bis endlich die volle Heilung dieser leiblich-seelischen Not erreicht ist.

Der Theologe. Er wird zunächst mit Genugtuung anerkennen, daß der Arzt so ernstlich bemüht ist, seine Maßnahmen am Gesetz der Natur und Gottes zu prüfen und das Resultat dieser Prüfung einem Theologen vorzulegen. Der Arzt hat damit selbst einige Ungenauigkeiten seiner Darstellung berichtigt, jene nämlich, die besagen, „daß die Zusammenbrüche dieser Menschen nicht moraltheologisch zu bewerten sind“ und „daß die sogenann-

ten Verfehlungen nicht den Priester, sondern den Arzt angehen“. Wenn von einer Handlung gesagt wird, sie sei wegen krankhafter Zustände nicht oder nicht voll freiwillig und anrechenbar, so ist auch das eine moraltheologische Bewertung, gestützt auf das Zeugnis des Arztes, aber gewonnen aus der Lehre der Moral über die Hindernisse der Freiwilligkeit, besonders der „concupiscentia“ und ihren Einfluß auf die Tat. Es sind das also Fragen, die beide, Arzt und Theologen, angehen und wo beide einträchtig zusammenwirken müssen. *Der Arzt selbst steht auch in seinem Berufshandeln unter dem Sittengesetz*, wie es bei jedem Beruf der Fall ist, wenn auch die *Technik* des Berufes eigenen Gesetzen folgt.

Was nun die Gründe betrifft, mit denen der Arzt seine Vorschläge unterbaut, muß an erster Stelle das unter 3. gelegte Fundament auf seine Haltbarkeit untersucht werden. Der Arzt scheint der Meinung zu sein, daß die *Naturwidrigkeit der Pollution aus der Vergeudung von Lebenswerten bewiesen werde*. Gewiß haben die älteren Moralisten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts auch diesen Grund vorgebracht; Sanchez z. B. sagt (De matrimonio l. 9, disp. 17, n. 6): Eine Pollution hervorrufen, ist niemals erlaubt, auch nicht, um das Leben zu retten; das wird von allen zugegeben, aber der Grund dafür ist schwer anzugeben; für gewöhnlich (communiter) führt man an, der Same sei von Natur aus nicht für das Individuum, sondern für die Erhaltung der Art bestimmt, und deshalb habe der Mensch kein Recht auf dessen Verwendung außer der Ehe. Sanchez zweifelt aber sehr, ob dieser Grund durchschlagend sei; und mit Recht; denn dann könnte man nicht erklären, warum Alten, Unfruchtbaren, Schwangeren der Verkehr nicht ebenfalls absolut verboten ist, da es in allen diesen Fällen nur eine jactura seminis ist. Ja, wir könnten auch nicht die allgemeine Ansicht halten, daß Frauen ebenfalls diese volle Sünde begehen können, da bei ihnen keine Vergeudung von Lebensstoffen stattfindet.

Nun, die alten Moralisten sind zu entschuldigen; nach ihren medizinischen Kenntnissen konnte jener Grund noch eher eine Beweiskraft haben. Sie kannten das ovulum femineum noch nicht; daher meinten sie, der männliche Same sei das alleinige formende Prinzip des Fötus; das Weib stelle nur den nährenden Mutterboden, gleichsam das Erdreich, bei mit seinem Blut, das, wenn nicht gebraucht, in der Menstruation abgeführt werde. (S. Thomas S. Th. III, q. 31, a. 5, ad 1; q. 32, a. 4 ad 2.) Einige, wie S. Bonaventura und andere, glaubten zwar, gestützt auf Galenus, auch ein mütterliches Prinzip annehmen zu sollen (wegen der Ähnlichkeit der Kinder und Mütter); aber sie sahen dies in dem Scheidensekret, das sich gelegentlich der libido absondert und das sie semen femineum nannten. Aber sie wußten auch,

daß dieses Sekret nicht absolut zur Zeugung notwendig sei und glaubten, wo es nicht vorhanden sei, werde es ersetzt durch höhere Quantität oder Qualität des männlichen Samens. (Vergleiche Suarez, In III, p. S. Th. q. 32, disp. 10, sect. 1.) Es liegt auf der Hand, daß bei diesen mangelhaften medizinischen Kenntnissen dem männlichen Samen fast die Rolle eines homunculus zugewiesen wurde, der im Mutterleib nur Nahrung und Wohnung erhält, und daß so dessen Vergeudung als Grund der absoluten Unerlaubtheit der Pollution angesehen wurde. Das galt noch zu den Zeiten des heiligen Alfons († 1787). Wohl hatte schon Ende des 17. Jahrhunderts der holländische Anatom De Graaf den nach ihm benannten Follikel gefunden und hielt ihn für das weibliche Ei; doch hielt man ihm mit Recht entgegen, daß dieser Follikel wegen seiner Größe nicht in den Uterus gelangen könne.

Einen vollen Umschwung brachte erst der Königsberger Professor Bär im Jahre 1827, als er im Follikel das eigentliche Ei fand. Die nun einsetzende Forschung brachte die Erkenntnis, daß zur Bildung des Fötus zwei gleichwertige Elemente notwendig sind, daß also der Same nur etwas Inkomplettes ist und daß von den Millionen Samenfädchen eines einzigen Aktes nur eines seine Bestimmung erreicht. Damit war dem Beweis für die absolute Unerlaubtheit der Pollution aus der jactura seminis der Boden ganz entzogen. Beide Keimzellen, Samenfäden und Ei, sind, jedes für sich genommen, zum Vergehen bestimmt, mit Ausnahme der beiden, die sich bei der Befruchtung treffen. Es ist nur schade, daß nicht alle Moralisten in dieser wie in anderen Fragen sich darnach umgestellt und die Argumente der Alten verbessert haben.

Heute wird die absolute Naturwidrigkeit der Pollution auf andere Weise bewiesen, sodaß sie auch für beide Geschlechter gilt. *Die ganze geschlechtliche Funktion mit ihren seelischen und körperlichen Komponenten ist naturnotwendig eingestellt auf gemeinsamen Gebrauch durch Personen verschiedenen Geschlechtes; wer sie allein in Tätigkeit setzt, nimmt damit derselben ihren ganzen Sinn, handelt gegen die Natur und kehrt die gottgesetzte Ordnung um.* Die freiwillige Pollution ist also bei beiden Geschlechtern eine Sünde gegen das absolute, primäre Naturgesetz, ist ein ganz radikaler Bruch der natürlichen Ordnung. Eine solche Handlung kann nun niemals als Mittel zu einem noch so guten Zweck, auch nicht zur Rettung des Lebens dienen. Und damit fallen die vom Arzt unter 1. angeführten Gründe; auch der Neurastheniker kann für seinen Spezialfall keine Dispens oder Epikie annehmen; die Duldung der Vielweiberei und der Wiederverheiratung nach Scheidung steht auf einer anderen Linie: hier wird der Ursinn der Geschlechtsfunktion nicht total entstellt, sondern nur weniger entsprechend verwirklicht. Dafür haben wir

auch in den Büchern des A. T. und der Korrektur durch Christus im N. T. (Mt 5, 31 ff.) einen Anhaltspunkt, während für die Pollution und Homosexualität 1 Kor 6, 10 und außer der 49. von Innozenz XI. verworfenen These „*mollities iure naturae prohibita non est*“, das Dekret des S. Officium vom 2. August 1929 (Denz. 1149, 2201) die absolute Unerlaubtheit erklären. Auch die Tötung in Notwehr und im Krieg kann nicht als Beispiel herangezogen werden; *absolut* verboten ist nur die direkte Tötung eines *Unschuldigen* auf *private Autorität* hin, nicht aber die Abwehrhandlung gegen den ungerechten Angreifer, sei es eine einzelne Person oder ein bewaffnetes Organ des feindlichen Staates.

Wir kommen jetzt zu den unter 2. angeführten Gründen des Arztes. Gewiß, der *schuldlos Irrende sündigt nicht, darf sich aber nicht freiwillig in den Irrtum begeben oder darin verharren* (*ignorantia affectata*), sonst ist sein Irrtum nicht mehr schuldlos. Beim psychisch Kranken kann die Unordnung und Disharmonie im affektiven Leben (*concupiscentia antecedens*) eine Herabsetzung oder Aufhebung der Schuld und Verantwortlichkeit bewirken; aber er darf nicht freiwillig seine Krankheit als Motiv benützen, um das Gesetz zu übertreten. Ein analoges Beispiel: wenn jemand in unverschuldeter großer Aufregung seinen Feind niederschlägt, so kann die Aufregung die Schuld mildern. Etwas ganz anderes ist es aber, wenn er sich überlegt sagt: So, jetzt bin ich aufgeregt, jetzt kann ich meinen Feind niederschlagen, ohne das Schlimmste zu riskieren (*concupiscentia consequens*). Hier benützt er die Aufregung als Motiv, um sich freiwillig zur Tat zu entschließen. Ähnlich der Kranke, der im Vertrauen auf seine Krankheit sich zur freiwilligen Pollution entschließt. Jetzt ist es nicht mehr der kranke Zustand, der ihn zur Tat getrieben hat, sondern er selbst hat sich, gestützt auf seinen Zustand, den er damit bejaht, zur Tat freiwillig entschlossen.

Was wird dann der Theologe sagen zu dem „*Wandel in der Beurteilung des Begriffes 'Schwere Sünde'*“ gerade in der neuesten, von der Existentialpsychologie mit ihrer Ganzheitsauffassung ausgehenden Moral“? Er wird sagen, daß die Moralisten da sehr zurückhaltend und bescheiden sind; wenn sie auf Grund der Offenbarung und Tradition sowie ihres Studiums der Fachautoren etwas für schwere Sünde erklären, so urteilen sie niemals über die Person; in der seelsorglichen Behandlung der Menschen streben sie natürlich auch danach, ihn ganz zu erfassen mit allen Entschuldigungsmomenten, sind sich aber bescheiden bewußt, daß eine *volle* Ganzheitsauffassung hier nicht möglich ist, daß sie niemals alle die geheimen Fäden, die eine sündige Seele mit ihrem Gott verbinden, in Rechnung ziehen können, also auch über einen nach unserem Urteil unbußfertig Gestorbenen kein definitives Urteil fällen können, sondern das

dem Allwissenden und seiner Gnade vorbehalten müssen. Eher würde der Theologe dem Patienten etwas von Ganzheitsauffassung sagen: daß er nämlich auch in seinem Streben nach Reinheit und Verbindung mit Gott sich selbst als Ganzes betrachtet, d. h. samt seiner Armseligkeit und Schwäche, auch diese einbaut in sein Streben, was schuldhaft ist, durch Buße, und was unverschuldet ist, durch geduldiges Kreuztragen.

Am meisten wundert sich der Theologe, daß der Arzt, obgleich er den Zustand des Patienten als „psycho-physische Asthenie“ richtig bezeichnet, dennoch keinen Vorschlag macht für eine *psychotherapeutische Behandlung*. Denn der Rat, hie und da eine bewußte Pollution herbeizuführen, kann auf diesen ehrenden Namen keinen Anspruch machen; psychotherapeutisch ist dieser Vorschlag einfach verhängnisvoll. Er nährt im Patienten die Idee, sein Drang sei unüberwindlich, und diese Idee verstärkt nach Janet und anderen den krankhaften Drang; er steigert das verzweifelnde Gefühl, der Fall sei hoffnungslos, und nimmt so dem Patienten gerade das, was er am meisten brauchte, Zuversicht und Mut. Er bringt ihn trotz allem nicht zur Ruhe, da sich nach einiger Zeit doch das Gewissen regt. Tatsächlich sind Fälle bekannt, wo dieser Rat gegeben und eine Zeit befolgt wurde, und dann doch die Patienten in größter Unruhe und Verzweiflung sich an einen anderen Beichtvater wendeten und um andere Behandlung baten. Wer wird auch einem pathologischen Alkoholiker raten, er solle nur hie und da freiwillig seiner Sucht nachgeben, um Ruhe zu haben?

Wäre es da nicht viel besser, im Anfang hie und da Luminal (als Unterstützungsmittel) zu geben, aber die dadurch erzielte Kräfteersparnis zu kleinen, immer fortschreitenden Konzentrations- und Ablenkungsübungen zu verwenden, verbunden mit geregelten gymnastischen Übungen? Kurz, alles was die Willensenergie und damit den Mut und das Selbstvertrauen steigert; dabei wird man jeden kleinen Fortschritt darin anerkennen und die Zuversicht heben; alles das gehört zur psychotherapeutischen Behandlung, wie sie ein Münchener Arzt mit gutem Erfolg angewendet hat. Der Beichtvater wird zu gleicher Zeit auch die übernatürlichen Mittel und Behelfe anwenden, um ebenfalls in der Richtung auf Steigerung des Gottes- und Selbstvertrauens zu wirken. Er wird dem armen Patienten raten, nach jedem Fall Reue zu erwecken, so daß er sich sagen kann, ich bin ja wieder ein Kind Gottes; aber auch von der Beichte wird er ihn nicht dispensieren; denn auch sie gibt neben der heiligmachenden Gnade noch besondere Gnaden zur Überwindung der Schwierigkeiten; nur soll der Pönitent auch alles sagen, was er positiv geleistet hat, jeden kleinsten Fortschritt, damit man seinen Mut stärken kann; und wenn die Beichte auch vor Gott vielleicht

nicht notwendig gewesen wäre, so ist das für den Kranken um so tröstlicher, und das darf ihm jedesmal gesagt werden, gerade auch, um ihn aufzurichten. Im Bewußtsein, daß er dann auf Grund der Aussprache mit dem Seelenführer und der Absolution mitnimmt: Jetzt bin ich sicher mit meinem Herrgott verbunden und kann wieder mit neuer Zuversicht auf seine Gnade hoffen, liegt der kräftigste Ansporn, die durch den Psychotherapeuten natürlich gesteigerte Willenskraft zu übernatürlichem Streben zu benützen und zum Sieg zu führen.

Innsbruck.

P. Alb. Schmitt S. J.

Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. *Anfragen an die Schriftleitung* erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (*) gekennzeichnet.

(Von Gottesgerichten, Weissagungen und Erscheinungen.)

„Der Wahrheit verschließt man das Ohr und ergötzt sich an Fabeln. Bleib du in allem besonnen!“ (2. Tim 4, 4. 5.) Ob dieses Wort des heiligen Paulus nicht heute oft übersehen wird? Anbei eine kleine Auslese aus reichem Material!

Ein Mann, ein schlimmer Christushasser, dessen Frau im katholischen Krankenhaus ein Kind erwartet, verlangt, daß das *Kreuz des Krankenzimmers entfernt* wird: „Der erste Blick meines Kindes soll nicht auf ein Kruzifix fallen.“ Die Schwestern weigern sich, den Wunsch des Mannes zu erfüllen. Aber Gott tut ihm den Willen: „het kind was volkomen blind“ („Limburgsch Dagblatt“ vom 30. November 1937). Die Geschichte wurde von Krankenhäusern in ganz Deutschland erzählt; 16 Orte sind mir gemeldet worden. Alle angestellten Erkundigungen ergaben, daß an der Geschichte kein wahres Wort war.

Das Schiff „*Titanic*“, das 1912 unterging, trug die Inschrift: „Selbst Christus kann dieses Schiff nicht zum Sinken bringen“ und „No God, no Pope“, d. h. wir brauchen keinen Gott und keinen Papst (Leo, Paderborn, 24. April 1938). — Die Cunard White Star Limited in London, die Besitzerin des Schiffes, teilte am 25. Jänner 1938 mit, daß die Behauptung von A bis Z erfunden sei.

In Brilon-Wald, im Sauerland, verlangt ein Gast eines Hotels, daß das *Kruzifix in seinem Zimmer entfernt* werde. Der Wirt weigert sich, aber am Morgen findet man den Gast tot im Bett und über seinen Knien das Kreuz, das er zu zerbrechen im Begriff stand (Missionspredigt in einem Kölner Vorort 1937). — Laut Schreiben des zuständigen Dechanten vom 22. Februar 1938 hat sich in Brilon-Wald nichts derartiges zugetragen.

Am Heiligen Abend des Jahres 1897 erscheint „das Gespenst im Schloß“ der Grafen Ballestrem in Schlesien. Es ist ein Meßdiener, der im Jahre 1627 die Monstranz vor den Schweden rettete und dabei aus Versehen in einem Raume eingeschlossen wurde, wo er verhungerte. Die jungen Grafen Ballestrem folgen dem Gespenst und finden Monstranz und Meßdiener, dessen Reste in der Familiengruft beigesetzt werden. Mit zitternder Stimme sprach der Graf: „Sein Name soll in Ehren bei uns bleiben, solange das Geschlecht der Grafen Ballestrem besteht“ (Nr. 5, 1937, Jesus kommt, Ulm; St.-Josephs-Blatt, Bonn, Nr. 16, 1937; Benediktusbote Nr. 5, 1938, Die Erzählungen der Elf. Dresden). Dr jur. N. v. Ballestrem in Flössingen (Schlesien) schreibt am 2. Mai 1937: „Die Geschichte ist frei erfunden. Die Andacht zum Allerheiligsten Altarsakrament ist doch etwas zu Ernstes, als daß man mit einem solchen Unsinn Propaganda dafür machen dürfte.“

Am 4. Dezember 1868 sagt der *Hirte Maximin*, einer der *Seher von La Salette*, dem Erzbischof Darboy von Paris: „Daß die Mutter Gottes mir erschienen ist, ist ebenso wahr, wie daß Sie im Jahre 1871 von der Kanaille erschossen werden“ (Hochland, München, Nr. 6, Jahrgang 1937/38). — Die Erschießung ist historisch, nicht aber die Weissagung, die im Jahre 1888 in den Annalen von Saint-Dizier entstand (vgl. Foulon, Histoire de la vie et des oeuvres de Msgr. Darboy, Paris 1889, S. 632).

Am Grabe des verstorbenen *Papstes Pius X.* in Rom betet eine Frau und hört eine Stimme: „Lösch' aus!“ Voll Schrecken löscht sie die Kerzen aus und entdeckt, daß eine Höllenmaschine an einer Kerze befestigt ist, die alles in Schutt und Trümmer verwandelt hätte, wenn nicht im letzten Augenblicke die Stimme ertönt wäre (Mitteilungen einer Rom-Pilgerin 1938). — Im Vatikan ist davon nichts bekannt (Mitteilung vom 10. Jänner 1938).

Pius X. erscheint bei besonderen Anlässen auch heute noch öfters im Vatikan. Viele haben ihn gesehen und wundern sich. Nur die Schweizergarde wundert sich nicht, da die Erscheinung für sie alltäglich ist (Bericht eines Rom-Pilgers 1936). — Alles erfunden laut einem Brief von authentischer Stelle in Rom vom 12. Jänner 1938.

Als *Schlußwort* ein sehr vernünftiges Wort aus dem Berliner Kirchenblatt vom 19. Juni 1938: Kürzlich sagte man uns, es sei jemand gestorben, und zwar unter solchen Umständen, daß man ein Gottesgericht annehmen müsse. Ein paar Tage später stellte sich heraus, daß der Betreffende weder gestorben noch krank sei — es war ihm gar nichts passiert! So also sah das „Gottesgericht“ aus. Mein Gott, welch eine Anmaßung, an diesem und jenem wegen irgendeiner Sache, die nicht in Ordnung ist, ein Gottesgericht feststellen zu wollen! Auch hier gilt: „Richtet nicht, da-

mit ihr nicht gerichtet werdet“. Denn wer von seinem Bruder sagt: „den hat Gott gerichtet“, der richtet.

Siegburg.

Studienrat W. Bers.

(Vom wahren Sinn der Opferung.) Der Titel könnte ebenso gut lauten: Worauf beziehen sich die Opferungsgebete? — Täglich nehmen wir im Rahmen der heiligen Messe die Opferung vor. Immer wieder unterrichten wir Erwachsene und Kinder über deren Bedeutung. Ob immer richtig? Wie mancher Priester wiederholt mechanisch: Bei der Opferung opfert der Priester Brot und Wein. Er ahnt nicht, daß er damit einen Irrtum ausspricht. Ähnlich bezeichnen neuere liturgische Volksbücher — greifbar falsch — die Opferung als „Bereitung der Opfergaben“. Die gebackene Hostie braucht nicht mehr „bereitet“ zu werden. Und wenn dem Wein ein Wassertropfen beigemennt wird, so ist mit dieser tiefsinnigen Zeremonie und dem dazugehörigen Gebet die Opferung noch keineswegs erschöpft.

Im Neuen Bund, in dem wir zu leben das Glück haben, werden weder Brot und Wein noch irgend eine andere irdische Gabe Gott direkt dargebracht. Die Speiseopfer der Schattenzeit sind erloschen. Eine vorzügliche neuere Dogmatik erklärt: „Christus ipse, prout est sub speciebus panis et vini, est materia proprie oblata (de fide)“, im Anklang an die Glaubensworte des Tridentinums „una eademque hostia“ auf Altar und Kreuz (Hervé, Man. Theol. Dogm., Paris 1934, 12. ed., 4. vol., p. 106).

Christus, nichts anderes, wird geopfert. Allerdings „prout est sub speciebus“. Denn die Gestalten, oder wie ich, dem neueren deutschen Sprachgebrauch folgend, lieber sagen möchte: die Eigenschaften von Brot und Wein nehmen einigermaßen am Geopferten teil. Insofern nämlich, als sie, zusammen mit den Wandlungsworten, den verkärten Opferleib Christi bedeuten (significant) und enthalten (continent). Zweifellos muß man unter der einen und einzigen Opfergabe, Christus, auch seinen geheimnisvollen Leib mit einschließen, die das Meßopfer darbringende Kirche, die sich „per ipsum et cum ipso et in ipso“ in der heiligen Messe Gott darbringt.

Daß nicht Brot und Wein, sondern Christus bei der Opferung gemeint ist, erhellt sonnenklar aus dem Wortlaut der Opferungsgebete. Obwohl Christus bei der Opferung noch nicht zugegen ist, so *denkt* sich ihn die opfernde Kirche schon gegenwärtig. Hier gilt genau das, was in dieser Zeitschrift, 1938, S. 129, Dr Joh. Obernhumer trefflich vom liturgischen Stil sagte, und zwar in Bezug auf einen viel schwierigeren Fall als unsern, nämlich das Eingangsgebet zur Opferung der Totenmesse: „In der Liturgie werden die Ereignisse und Geheimnisse nicht nur historisch erzählt, sondern auch in hochpoetischer Form dramatisch

gegenwärtig gesetzt und gleichsam als gegenwärtig darge stellt“ (S. 131).

So verhält es sich bei fast allen Gebeten von der Opferung bis zum Paternoster. Fast alle beziehen sich auf die Wandlung. Dort sollten sie gesprochen werden. Nur wer sich das vergegenwärtigt, versteht den Kanon. Da es unmöglich ist, bei der Wandlung alles zu sagen, verteilt die Kirche die darauf bezüglichen Gebete auf den Aufstieg zur Wandlung und auf den Abstieg davon. Aber die ersteren blicken hinauf, die letzteren zurück. Wir haben hier nur den Aufblick der Opferungsgebete nachzuweisen.

Der Priester hebt die Hostie auf der Patene empor, stellt sich schon Christus darunter vor und spricht:

Suscipe sancte Pater, omnipotens aeterna Deus, hanc immaculatam hostiam, quam ego indignus famulus tuus offero tibi Deo meo vivo, et vero, pro innumerabilibus, peccatis et offensionibus, et negligentis meis et pro omnibus circumstantibus, sed et pro omnibus fidelibus christianis vivis atque defunctis: ut mihi, et illis proficiat ad salutem in vitam aeternam. Amen. Unmöglich auf das Brot, sind die Worte reibungslos auf den Opferleib Christi zu deuten.

Der Priester hebt den Kelch empor, denkt sich schon Christi Blut darin und spricht:

Offerimus tibi, Domine, calicem salutaris, tuam deprecantes clementiam; ut in conspectu divinae maiestatis tuae, pro nostra, et totius mundi salute cum odore suavitatis ascendat. Amen.

Unmöglich von bloßem Wein, verstehen sich diese Worte ohne weiteres vom Opferblut Christi. Was die Wandlung vollbringt, die Opferung spricht es aus. Darin liegt ihr wahrer Sinn.

Zürich.

P. Krempel.

(Provisura subreptitia.) Auf was man alles gefaßt sein muß, zeigt folgender Vorfall.

Der Pfarrer erfuhr, Direktor N. sei krank, und machte sich auf, ihn zu besuchen. Weil das Befinden des Kranken „möglichste Schonung“ fordern, wurde er nicht vorgelassen. Beim zweiten Besuche durfte er ans Bett, aber „kein Wort vom Versehen“ sagen; er bekäme Nachricht, wenn der Zustand ärger würde.

Einige Tage darauf schickt man, er möge kommen. Er fand aber den Kranken bewußtlos. So gibt er ihm die heilige Ölung. Beim Besuche am nächsten Tage ist der Kranke bei sich; unser Konfrater bietet ihm Beichte und heilige Wegzehrung an.

„Er hat ja schon die letzte Ölung“, sagte die Frau. Keine Belehrung half, der Mann blieb ohne die verpflichtenden Sakramente. Gott ist gütig, die Krankheit zieht sich hin. In der Zeit erfährt der Pfarrer, die frühere Bewußtlosigkeit sei künstlich gemacht worden, damit es bei der letzten Ölung bliebe.

Aussprache mit dem Arzte über den Schwindel. Dieser stellt den Betrug nicht in Abrede: „Meine Pflicht ist, das Leben des Kranken zu erhalten, so lange es möglich ist; hier mußte jede Aufregung und Anstrengung vermieden werden.“

Der Priester sprach mit der Familie. Er bekam das Versprechen, ihn später zum Nachholen des Versäumten zu rufen. Man rief ihn mit dem Bemerkten, der Kranke sei ganz klar und wolle es selber. Er beeilt sich. Beim Eintritt ins Sterbezimmer hatte der Direktor das Bewußtsein nicht mehr und verschied. Nach den Sterbegebeten und dem requiem aeternam trug der Pfarrer das heilige Sakrament zur Kirche zurück.

Wie besorgt ist die Kirche um die Sterbenskranken! Alle Einschränkungen der Vollmachten fallen beim Priester weg; selbst ein Apostat hat sie dann zur Verfügung, „ne hac ipsa occasione quis pereat“. Und wozu der Betrug? „Um das Leben zu erhalten.“

Missionshaus Heide bei Antwerpen.

Aug. Jos. Arand S. V. D.

(Beichten bei den Naturvölkern.) Aus einem Werk des italienischen Religionshistorikers *Raffaele Pettazoni* (*La confessione dei peccati*, I, 1929) erfahren wir, daß sich sowohl bei den Negern in Afrika, wie auch bei den Bewohnern von Malakka, Indonesien, bei den Eskimos, den Irokesen, den Urbewohnern von Mittel- und Südamerika, Japan, China und Tibet in irgendeiner Form die religiöse Beichte findet. Pettazoni will allerdings den naheliegenden Schluß, daß eine über die ganze Erde verbreitete Sitte einem naturhaften menschlichen Seelenbedürfnisse entspreche, nicht recht ziehen.

Aufrichtiger und entschiedener ist in dieser Hinsicht *Friedrich Heiler* („Hochkirche“, 7/9. Heft, 1935): „Auch im Hinblick auf die Beichte erweist sich die Kirche Christi als die Erfüllerin und Vollenderin aller Religionen der Menschheit.“

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(Wird eine unbefugte Kirchengutsveräußerung durch nachträgliche Zustimmung des berechtigten Vorgesetzten konvalidiert?) Can. 1530 verlangt zur Kirchengutsveräußerung bei Strafe der Ungültigkeit der Veräußerung die Erlaubnis des zuständigen Vorgesetzten. Nun entsteht die Frage: Wird durch die nachträgliche Zustimmung des berufenen Vorgesetzten das Rechtsgeschäft ohne weiteres saniert? Es behandelt diese Frage Pius Ciprotti in *Apollinaris*, 1937, 593 ff. Der Autor kommt zum Ergebnis: Nur der Apostolische Stuhl kann die Sanation verfügen, bezw. dem betreffenden Vorgesetzten eine solche Vollmacht geben.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(**De officio cooperatoris paroecialis eiusque natura.**) Über dieses Thema verbreitet sich der Kanonist Toso in *Jus Pontificium*, 1937, 195 ff. Weil im can. 476, § 6, von einem Offizium des Hilfspriesters die Rede ist, so wollten einige Kanonisten demselben nach dem allgemeinen Rechte eine *potestas ordinaria* zuschreiben, die allerdings durch das Partikularrecht beschränkt werden könnte. Toso macht aufmerksam, daß an der betreffenden Gesetzesstelle nicht von der potestas, sondern von den Verpflichtungen des Hilfspriesters die Rede ist. *Daher sind alle Vollmachten des Hilfspriesters delegierte Vollmachten.*

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(**Zur Geschichte des kirchlichen Prozeßrechtes.**) Das geltende kanonische Recht, wie es im Codex juris canonici niedergelegt ist, wird in seinem Aufbau vielfach erst durch die *Rechtsgeschichte* geklärt. Dies gilt besonders für das Prozeßrecht. Vor kurzem erschien von einem jungen ungarischen Kanonisten, Dr Michael von Móra, eine Studie „Die Frage des Zivilprozesses und der Beweislast bei Gratian“, Pecs 1937. Der Autor untersucht die Frage, welchen Einfluß das römische und germanische Recht auf das Prozeßrecht bei Gratian (1130) genommen habe. Móra kommt zum Ergebnis, daß Gratian hauptsächlich den Strafprozeß, aber auch einen Zivilprozeß, der stark von öffentlich-rechtlichen Elementen durchsetzt ist, behandelt. Abgelehnt wird die Anschauung, daß der kirchliche Prozeß eine Fortsetzung des jüdischen sei. Vielmehr durchdringen sich römische und germanische Grundsätze. Dies zeigt sich besonders in der Beweislehre. Nach römischem Recht hat der Kläger die Beweislast, nach germanischem Rechte ist der Beklagte „näher dem Beweise“, kann durch Gottesurteile, Eideshelfer, Reinigungseid das Gegenteil der klägerischen Behauptung beweisen. Nach römischem Recht hat der Richter freie Beweiswürdigung, das germanische Recht hat Beweisregeln, an die der Richter gebunden ist. Das kirchliche Recht bei Gratian stellt nun eine Synthese dar. Grundsätzlich hat der Kläger zu beweisen. Gelingt dem Kläger der Beweis nicht vollständig, so kann nach richterlichem Ermessen dem Beklagten der Reinigungseid aufgetragen werden. Nach geltendem Rechte (can. 1744) darf der Angeklagte nicht im Strafprozeß, wohl aber in anderen Prozessen eidlich vernommen werden.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(**Erfahrungen des Ehegerichtes.**) Spiegelt sich im kirchlichen Ehegerichte die moderne Ehekrise wider, so zeigen sich aber auch Mängel der kirchlichen Verwaltungspraxis. Oft betonen die unglücklichen Eheleute: „Bei unserer Eheschließung ging alles so rasch vor sich. Der Pfarrer besorgte in entgegenkommendster

Weise die Dispensation von zwei Aufgeboten.“ Da hat der Pfarrer den Dank für seine Gefälligkeit. Kirchliche Gesetze sind nicht dazu da, daß davon dispensiert wird, sondern daß sie eingehalten werden. Nicht so selten kommt es vor, daß man auf ein höchst unvollkommenes Informativexamen stößt. Die Brautleute hätten nur ein Aktenstück zu unterzeichnen gehabt. Auch die Aufnahme des Informativprotokolls durch eine weltliche Kanzleikraft gehört nicht ganz dem Bereiche der Unmöglichkeit an. Oft behaupten Eheleute im Eheprozeß, daß ihnen kein Brautunterricht erteilt worden sei. Vielleicht ist dies unrichtig oder aber es war der Unterricht so allgemein, daß sich die Brautleute dessen gar nicht bewußt wurden. Auch ein Massenunterricht, d. h. gleichzeitiger Unterricht mehrerer Brautleute, ist nicht zu empfehlen. Niemals soll von der Einzelbefragung der Brautleute abgesehen werden. Wenigstens kann dann nicht so leicht Zwang oder sonstiger Mangel des Ehwillens behauptet werden. Auch auf das Verhalten bei der Trauung ist zu achten. Es sind Fälle vorgekommen, in denen behauptet wurde, daß ein Brautteil bei der Trauung betrunken, also der Eheabschluß ungültig war. Trauungsdelegationen sind in Evidenz zu halten. Es wurde in einem Falle Mangel der Delegation des Trauungspriesters behauptet. Die Nachschau im Trauungsbuch ergab, daß tatsächlich das Delegationsverhältnis nicht angemerkt war, obwohl höchst wahrscheinlich die Delegation vom zuständigen Pfarrer gegeben war. Äußern Brautleute vor der Trauung eine Unschlüssigkeit hinsichtlich des Eheabschlusses, so ist es keineswegs Sache des Pfarrers oder Seelsorgers, die Leute zum Entschlusse zu drängen. Sonst behaupten später die unglücklichen Eheleute, der Pfarrer habe erklärt, jetzt sei keine Zeit mehr zum Rücktritt. Tatsächlich sind derartige Behauptungen vor dem Ehegerichte gemacht worden. — Der Pfarrer, bezw. der Seelsorger, wird, wenn er vor Anstrengung eines Eheprozesses gefragt wird, selbstverständlich den Leuten seinen Rat nicht vorenthalten. Aber niemals kann oder soll er ihnen einen sicheren Erfolg des Prozesses garantieren, denn regelmäßig sind die Angaben der Parteien subjektiv gefärbt, wenn nicht gar unrichtig, oder können nicht entsprechend bewiesen werden. Mit Nachdruck mache der Seelsorger die Parteien auf Art. 117 der Eheprozeßinstruktion aufmerksam: Die gerichtliche Aussage der Eheleute ist hinsichtlich des Beweises der Eheungültigkeit kein hinlänglicher Beweis. — Es müssen eben noch andere, u. zw. vollwertige Beweise beigebracht werden. Nach dem Wunsche der Parteien sollen Eheprozesse möglichst rasch geführt werden. In dieser Hinsicht mache der Seelsorger die Eheleute aufmerksam, daß eine rasche Erledigung regelmäßig nicht zu erwarten ist. Die Erhebungen, die Einvernahme zahlreicher Zeugen, die Behandlung in zwei oder gar drei Instanzen verlangt

naturgemäß eine längere Zeitdauer. Eine zweijährige Dauer ist nichts Besonderes. Dann soll auch der Kostenpunkt den Parteien nicht vorenthalten werden. Die Eheprozeßinstruktion kennt zwar auch ein Armenrecht (vgl. Art. 232 ff.). Aber wenn auch das Gericht selbst auf alle Gebühren verzichtet, so erwachsen in manchen Prozessen, z. B. durch ärztliche Gutachten, durch Übersetzung der Gerichtsakten, Auslagen, die gedeckt sein wollen. Darauf soll die Partei von allem Anfang an aufmerksam gemacht werden. Nicht unangebracht dürfte es auch sein, aufmerksam zu machen, daß der kirchliche Eheprozeß auf Wahrhaftigkeit aufgebaut werden muß. Wird infolge unwahrer Aussagen der Parteien oder der Zeugen ein Ehenichtigkeitsurteil erzielt, so kann sich die Partei damit nicht beruhigen. Eine auf ein ungültiges Ehenichtigkeitsurteil hin eingegangene neue Ehe wäre ungültig.

Graz.

Prof. Dr Joh. Haring.

(**Bernhard Bartmann †.**) Am 1. August d. J. starb in Paderborn *Prof. Dr Bernhard Bartmann*, der Nestor der deutschen Dogmatiker. Durch volle 80 Semester hatte er den Lehrstuhl für Dogmatik an der Erzbischöflichen philosophisch-theologischen Akademie in Paderborn inne. Vor seiner Berufung wirkte er zehn Jahre als Seelsorger und Religionslehrer in Hamm und Dortmund. Bartmann betrachtete es stets als günstiges Geschick, daß er vor seiner akademischen Laufbahn solange in der Seelsorge tätig sein konnte. So behielt er auch als akademischer Lehrer immer einen offenen Blick für das Leben. Aber er war nicht nur ein gottbegnadeter Lehrer, sondern auch ein überaus fruchtbarer und erfolgreicher Schriftsteller.

Sein eigentliches Lebenswerk ist das bei Herder in Freiburg erschienene zweibändige „Lehrbuch der Dogmatik“ (8. Aufl.). Für die Sammlung „Herders theologische Grundrisse“ bearbeitete er den „Grundriß der Dogmatik“ (2. Aufl.). Daneben verfaßte Prof. Bartmann noch mehrere streng wissenschaftliche Monographien und eine Reihe volkstümlicher Bücher, in denen er sich als religiösen Volksschriftsteller in des Wortes bester Bedeutung zeigte. Es seien u. a. erwähnt: Des Christen Gnadenleben; Jesus Christus, unser Heiland und König; Maria im Lichte des Glaubens und der Frömmigkeit; Unser Vorsehungsglaube; Die Schöpfung; Die Erlösung, Sünde und Sühne; das mutige, schöne Trostbuch vom „Fegfeuer“.

So war Prof. Bartmann nicht nur ein Dogmatiker von bekannter wissenschaftlicher Gründlichkeit, sondern verstand auch wie wenige die Wege in die seelsorgliche Praxis. R. I. P.

Linz a. D.

Dr Joh. Obernhumer.

Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von *Dr Josef Fließer*, Professor des kanonischen Rechtes in Linz.

(A. A. S. XXX, 7—8.)

Instruktion über die sorgsame Verwahrung der heiligsten Eucharistie.

In der Audienz vom 7. Mai 1938 hat der Heilige Vater eine wichtige Unterweisung der Sakramentenkongregation betreffend die sorgsame Verwahrung der heiligsten Eucharistie bestätigt und ihre Veröffentlichung in den A. A. S. mit besonderem Nachdruck angeordnet. Die Instruktion enthält zehn Punkte und trägt das Datum vom Feste Christi Himmelfahrt, 26. Mai 1938.

1. Die Instruktion will vor allem die *Bestimmungen des can. 1269* unterstreichen und durch die neuen Vorschriften (Punkt 4—10) neuerdings verschärfen.

2. Zunächst wird die *Instruktion der Sakramentenkongregation vom 26. Mai 1929* über „die Vermeidung, bezw. Beachtung gewisser Dinge bei der Feier des heiligen Meßopfers, sowie bei der Spendung und Aufbewahrung des heiligsten Altarsakramentes“ in Erinnerung gebracht.

3. Ferner wird *can. 1265, § 1*, eingeschränkt, der zwei Bestimmungen enthält, nämlich daß jemand die Betreuung des heiligsten Sakramentes übernimmt und daß wenigstens einmal in der Woche an dem Orte der Aufbewahrung eine heilige Messe gelesen wird. Wenn in der zweiten Bestimmung der Heilige Stuhl dann und wann eine Nachsicht gewährt, so doch niemals in der ersten Bestimmung, daß jemand die Betreuung übernehme.

Sodann folgen die *neuen Ergänzungen der Instruktion (4—10) zu den Bestimmungen des can. 1269*:

a) Die heiligste Eucharistie muß aufbewahrt werden in einem ortsfesten (§ 1), allseits fest verschlossenen Tabernakel (§ 2);

b) dieses Tabernakel muß so sorgfältig behütet werden, daß jede Gefahr gottesräuberischer Entweihung ausgeschlossen wird (§ 2);

c) den Tabernakelschlüssel muß der Priester ganz sorgfältig aufbewahren (§ 4).

A. Fester Bau des Tabernakels.

4. Es wird eindringlichst vorgeschrieben, daß das Tabernakel aus festem, haltbarem, fugenlos verbundenem Material bestehe; das Türchen muß ganz fest schließen und mit kräftigen Scharnieren befestigt sein. Am besten wäre es, wenn das Tabernakel selber ein regelrechter Kassenschrank wäre, der mit kräftigen, eisernen Bindestücken an seinem unteren Teil oder an seiner

Rückwand unerschütterlich auf dem Altare befestigt sein müßte. „Die heilige Kongregation verpflichtet nicht zur Beschaffung solcher Sicherheitstabernakel (de securitate) in Kirchen, die noch mit einem gewöhnlichen Tabernakel ausgestattet sind, sofern dieses tatsächlich hinreichende Gewähr bietet. Sie legt jedoch nahe, daß sie bei Kirchenneubauten Verwendung finden.“

B. Sorgsamste Behütung des Tabernakels.

5. Die heilige Kongregation spricht von einer ununterbrochen durchzuführenden Bewachung des Tabernakels durch einen Kleriker oder Laien und überläßt nur die Art und Weise dieser Bewachung in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse der Klugheit des Pfarrers, bezw. Kirchenrektors. „So kann er ja selbst öfters am Tage die Kirche besuchen oder aber sie über Tag auch einmal zuverlässigen Nachbarn anvertrauen. Schließlich kann er seine Pfarrkinder zum privaten Besuch des Allerheiligsten zu verschiedenen Stunden des Tages veranlassen.“ Für die Nachtzeit, da die Kirche abgeschlossen ist, kommen als Schutzmaßnahmen für das Tabernakel (Kostbarkeiten, Opfergelder u. s. w.) in Betracht: Vergitterung der Fenster, Abriegelung der Türen von innen her, Durchsuchung der Kirche vor der Abschließung der Türen, Übergabe der Kirchenschlüssel nur an durchaus verlässliche, dem Trunke nicht ergebene Personen, Anbringung von Alarmglocken oder Alarmlichtern. Sehr angeraten wird die Verschließung des Allerheiligsten im Eisenschrank der Sakristei oder eines Privatraumes, wobei aber die liturgischen Vorschriften für die Übertragung (Chorrock, Stola, lichttragender Kleriker) und Aufbewahrung (im Gefäß auf einem Korporale) eingehalten werden müssen. Besonders wertvolle eucharistische Gefäße und sonstige Kostbarkeiten und Votivgeschenke sollen über Nacht nie in der Kirche belassen werden.

C. Die Aufbewahrung des Tabernakelschlüssels.

6. Darüber verfügt die heilige Kongregation wörtlich: *Niemals darf der Schlüssel auf dem Altare oder im Schloß der Tabernakeltüre bleiben*, nicht einmal wenn in der Frühe am Sakramentsaltar heilige Messen gefeiert werden und die heilige Kommunion ausgeteilt wird, besonders dann nicht, wenn dieser Altar *nicht leicht übersehbar ist*. Nach Beendigung dieser Funktionen soll ihn der Kirchenrektor zu Hause aufbewahren oder, freilich ohne die Gefahr des Verlustes, stets bei sich tragen. Er kann ihn aber auch in der Sakristei hinterlegen, und zwar an einem sicheren und geheimen Orte, den er aber mit einem anderen Schlüssel abschließen muß. Diesen zweiten Schlüssel muß er dann wie oben ausgeführt in seine Obhut nehmen.

Allen Ernstes sollen die priesterlichen Behüter der heiligen Eucharistie erwägen, wie schwer die Pflicht ist, den Tabernakelschlüssel ganz sorgfältig aufzubewahren; denn das zeigen doch offenkundig der Zweck und Wortlaut des Gesetzes. Der Priester, dessen Pflicht es an sich gewöhnlich ist, den Schlüssel aufzubewahren, ist der Rektor der Kirche oder des Oratoriums. Wenn er einmal verreist, so kann und soll er ihn für die Zeit seiner Abwesenheit einem anderen Priester in Verwahrung geben. Wenn er ihn aber mit einem zweiten Schlüssel in der Sakristei verwahrt, so kann er diesen, solange er selbst abwesend ist und der Tabernakelschlüssel erforderlich sein kann, dem Kirchendiener überlassen. Das bekräftigt auch die allorts übernommene Übung. Handelt es sich um eine Pfarrkirche, so hat der Pfarrer den Schlüssel zu verwahren. Ist es aber eine Kathedral- oder Kollegiatskirche, die gleichzeitig auch Pfarrkirche ist, so ist die Bewachung der heiligen Eucharistie Sache des Kapitels, und muß ein zweiter Tabernakelschlüssel beim Pfarrer aufbewahrt werden (can. 415, § 3, n. 1). Der Pfarrer hat das ausschließliche Recht, den Tabernakelschlüssel zu besitzen, auch wenn in der Pfarrkirche eine Bruderschaft errichtet sein sollte. In anderen Kirchen, in denen das heilige Sakrament nur auf Grund eines Indultes des Apostolischen Stuhles aufbewahrt wird, ist die Aufbewahrung und Betreuung des Schlüssels Sache der Kapläne oder Rektoren, niemals aber der Laien, auch nicht der Patrone (Schutzherrn). *Ohne Erlaubnis des Apostolischen Stuhles können Laien den Tabernakelschlüssel nicht besitzen und behalten.*

7. Es folgen noch besondere Anweisungen über die Verwahrung des Tabernakelschlüssels *in den Kirchen der Nonnen und Ordensschwwestern*, sowie in den übrigen frommen Häusern und religiösen Anstalten von Frauen. Zunächst darf nach can. 1267 die heilige Eucharistie unter Aufhebung jedes entgegenstehenden Privilegs in einem frommen Hause oder einer religiösen Anstalt nur in der Kirche oder im Hauptoratorium, nie aber bei den Nonnen innerhalb des Chores oder der Klausur aufbewahrt werden. Daher muß es auch den Ordinarien ganz selbstverständlich sein und strengstens durchgeführt werden, daß der *Tabernakelschlüssel nicht innerhalb der Klausur aufbewahrt werden darf. Er ist also künftig in der Sakristei zu hinterlegen*, damit er im Bedürfnisfalle zur Hand ist. Nach der Beendigung der heiligen Handlungen und besonders zur Nachtzeit ist er an einem sicheren, zuverlässigen und geheimen Orte zu verwahren. Dieser ist mit einem Doppelschlüssel zu verschließen, deren einen die Oberin oder ihre Vertreterin aufbewahren muß, während den anderen eine zweite Schwester, wohl die Sakristanin, bekommt, so daß zur Öffnung des erwähnten Ortes jedesmal beide Schlüssel erfor-

derlich sind. Diese Vorschrift sollen die Hochwürdigsten Bischöfe sich genau besehen und in ihrer Durchführung recht streng sein ohne Rücksicht auf die Person, damit anders so leicht mögliche Mißbräuche und Verunehrungen der heiligen Eucharistie vermieden werden.

8. In *Seminarien und geistlichen Instituten* übernehme der Rektor den Tabernakelschlüssel.

9. In *Privatoratorien* ist zwar der Schlüssel meist mehr der Obsorge der Familie als des Kaplans anvertraut und in der Sakristei hinterlegt. Doch soll der Bischof, wenn er es für besser erachtet, den Schlüssel dem Ortspfarrer übergeben, der ihn dem zelebrierenden Priester gegen Rückgabe einhändigst. Jedenfalls darf der Schlüssel nicht in die Hände eines Laien kommen, auch nicht eines Familienangehörigen oder Bediensteten.

10. Zum Schlusse erhalten in eindringlichsten Worten die Ortsordinarien sowie die Pfarrer, Kirchenrektoren, Anstaltsleiter aller Art und die Oberinnen folgende *vier Vorschriften*:

a) Wenn bei *kanonischen Visitationen*, die gerade im Punkt der Aufbewahrung und Bewachung der heiligsten Eucharistie besonders streng abgehalten werden sollen, Mängel entdeckt werden, so sind sie unter Androhung schwerer Geldstrafen oder der *suspensio a divinis* innerhalb einer knapp gestellten Frist abzustellen.

b) Ist ein *gottesräuberischer Diebstahl mit Verunehrung der heiligsten Eucharistie* vorgekommen, so soll der Bischof, wenn möglich persönlich, oder durch einen besonderen Offizial gegen den verantwortlichen Priester einen Verwaltungsprozeß anstrengen, ein Votum über Schuld und Strafe ausarbeiten und die ganzen Akten nach Rom senden.

c) In der *Anwendung der Strafen*, die nach can. 2382 auf die Vernachlässigung der Obhut für das Allerheiligste gesetzt sind, soll strenge vorgegangen werden. Der verantwortliche Priester kann sich nicht damit entschuldigen, daß das Tabernakel durch die Nachlässigkeit eines anderen Priesters nicht verschlossen oder der Schlüssel nicht an sicherem Orte verwahrt wurde. Der verantwortliche Priester hat nämlich selbst mit Sorgfalt die Obhut durchzuführen.

d) Priester sollen die *Aufbewahrung des Allerheiligsten in Kapellen und Privatoratorien* nicht empfehlen, wenn dieser Ort in verlassenem Berggegenden und unübersehbaren Ebenen liegt. „Es wird sicher erträglicher sein, daß einmal eine bedeutende Zahl von Gläubigen die Anbetung der heiligsten Eucharistie entbehren muß, als daß diese doch einer sehr wahrscheinlichen Gefahr der Verunehrung ausgesetzt wird.“ Die Ortsordinarien erhalten sogar die Vollmacht, in Kirchen und Oratorien, auch privaten, selbst päpstlich privilegierten, das Recht der Aufbewahrung des Aller-

heiligsten aufzuheben, wenn dort Mißbräuche herrschen und nicht alle Bedingungen für die Sicherheit der heiligsten Eucharistie erfüllt sind.

(A. A. S. XXX, Nr. 7, Seite 198—207.)

Indizierung.

Das Heilige Offizium hat mit Dekret vom 17. Juni 1938 das Buch „*O. Lemarié, Initiation au Nouveau Testament*“ auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt.

(A. A. S. XXX, Nr. 8, Seite 226.)

Die besondere Andacht zum heiligsten Haupte Jesu Christi.

Mit Dekret vom 18. Juni 1938 wurde vom Heiligen Offizium unter Hinweis auf das Dekret vom 26. Mai 1937, „*De novis devotionis formis non introducendis*“ die Einführung der „*specialis devotio erga Sacrum Caput D. N. J. Chr.*“ untersagt.

(A. A. S. XXX, Nr. 8, Seite 227.)

Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von P. Heinrich Krings S. J., Essen (Ruhr), Freiligrathstraße 8, Ignatiushaus.

Da keine neuen Entscheidungen vorliegen, dürften einige Anfragen, die von allgemeinem Interesse sind, hier beantwortet werden.

Welche Formel soll man bei Erteilung des päpstlichen Segens gebrauchen? Wenn der Papst oder in seinem Namen das Heilige Offizium einfachen Welt- oder Ordenspriestern die Vollmacht gibt, den päpstlichen Segen mit vollkommenem Ablass zu erteilen, z. B. bei der Rückkehr von einer Romreise, am Schluß von Exerzitien, Missionen usw., so ist dazu ein feierlicher Ritus nicht erforderlich; man richte sich nach der betreffenden Vollmacht, worin es gewöhnlich heißt, daß der Segen mit dem Kruzifix und einem einzigen Kreuzzeichen zu geben sei. Für alle diese Fälle, für die nichts besonderes bestimmt ist, hat die Heilige Kongregation der Riten unter dem 11. Mai 1911 erklärt, daß dieser Segen in folgender Weise gegeben werden möge: Der Priester macht mit dem Kruzifix ein einfaches Kreuzzeichen und spricht dabei die Worte: *Benedictio Dei Omnipotentis, Patris et Filii et Spiritus Sancti descendat super vos et maneat semper. Amen.* (Vgl. A. A. S. III [1911], 241 s. und *Decreta authentica*, n. 4265 ad III.)

Ist nun diese Formel ad validitatem nötig? Beringer-Steinen I¹⁵, Nr. 799, meint: Nach wie vor darf aber auch die andere Formel: Benedicat vos etc. gebraucht werden und nur diese ist in die neueste Ausgabe des Rituale Romanum (edit. typ. 1913) aufgenommen worden (Tit. VIII, cap. 32). Allerdings wurde inzwischen in der neuesten Ausgabe des Rituale Romanum (edit. typ. 1925) doch das oben angegebene Dekret aufgenommen (Appendix, Benedictiones reservatae, II., n. 4). Formula benedictionis Papalis cum indulgentia plenaria in fine concionum: Fiat unicum signum crucis cum Crucifixo, adhibita formula: Benedictio Dei omnipotentis etc. Und im Decr. authent. n. 4265 liest man: Quibusdam in Brevibus, quibus fit Sacerdotibus potestas, in fine concionum, Benedictionem, cum Indulgentiae plenariae favore, populo impertiendi, edicitur id fieri debere cum Crucifixo, *iuxta ritum formulamque praescriptam*; nunc quaeritur, quinam sint hi ritus et formula adhibendi? Et Sacra eadem Congregatio, exquisito Commissionis Liturgicae suffragio, reque sedulo perpensa, ita respondendum censuit: Unicum signum Crucis cum Crucifixo, adhibita formula: Benedictio Dei etc. So schon 1911.

Wenn nun trotz allem dieses Dekret 1913 noch nicht in das offizielle Rituale Romanum aufgenommen wurde, sondern erst 1925, und seit 1911 nichts Neues darüber bestimmt wurde, so scheint sicherlich die *Gültigkeit nicht in Frage zu kommen*. Noch weniger, wenn man bedenkt, daß beide Formeln dem Sinne nach doch dasselbe besagen und die andere Formel zur Spendung des päpstlichen Segens angegeben ist, zu der gewisse Regularorden zweimal im Jahre bevollmächtigt sind, und diese andere Formel (Benedicat vos etc.) *früher* zur Spendung des Segens mit vollkommenem Ablass bei anderen Gelegenheiten, z. B. am Schlusse von Missionen oder Exerzitien, sowohl Welt- als Ordenspriestern *eigens* gestattet wurde. Hierzu bemerkt Beringer-Steinen II¹⁵, n. 506: Ordensleute, welche eine *solche Erlaubnis erhalten haben*, können natürlich auch *fernerhin* davon Gebrauch machen. Aus alledem scheint uns die Gültigkeit *jeder* der beiden Formeln zu erhellen. So erklärt es sich wohl auch, daß das Rituale Missionariorum (zum Gebrauche der Mitglieder der Missionskonferenz, herausgegeben 1930) S. 39/40 die ältere Formel: Benedicat vos etc. beibehalten hat.

Muß man sich beim Beten des Rosenkranzes des materiellen Rosenkranzes, der Schnur mit den Perlen u. s. w., bedienen, um der Ablässe teilhaftig zu werden?

Die Beantwortung dieser Frage ist von großer Bedeutung für alle, welche keinen Rosenkranz besitzen und auch nicht in der Lage sind, einen solchen bei sich zu tragen. Dann für solche, die ihren Rosenkranz verloren haben und sich vielleicht monate-

lang keinen neuen verschaffen können oder vergessen haben, ihn mitzunehmen auf einer Reise u. ä.

Die neue Ablassammlung sagt in Nr. 360: Den Gläubigen wird, so oft sie den *dritten Teil des Rosenkranzes andächtig beten* (d. h. fünf Gesetzchen), ein Ablass von fünf Jahren gewährt; wenn man zusammen mit anderen, sei es öffentlich oder einzeln, wenigstens den dritten Teil des Rosenkranzes fromm betet, gewinnt man einen Ablass von zehn Jahren einmal täglich; einen vollkommenen Ablass am letzten Sonntag der einzelnen Monate, wenn man wenigstens dreimal in jeder Woche in der angegebenen Weise fünf Gesetzchen gebetet und außerdem gebeichtet, kommuniziert und eine Kirche oder ein öffentliches Oratorium besucht hat.

Die vor dem heiligsten Sakramente, sei es öffentlich ausgesetzt oder auch im Tabernakel verschlossen, den dritten Teil des Rosenkranzes andächtig beten, gewinnen, so oft sie das tun, einen vollkommenen Ablass, wenn sie außerdem gebeichtet und kommuniziert haben. NB.: Die Gesetzchen können getrennt werden, wenn nur das Beten des dritten Teiles des Rosenkranzes am selben Tage vollendet wird.

Wenn sich beim Beten des Rosenkranzes die Gläubigen, wie gebräuchlich, eines Rosenkranzes bedienen, der von einem Dominikanerpater oder von einem Priester, der die Vollmacht besitzt, geweiht ist, können sie außer den oben angegebenen Ablässen noch andere gewinnen.

Sodann wird in Nr. 363 des neuen Ablassverzeichnisses für den Oktobermonat gesagt:

Die Gläubigen, die *im Monat Oktober* wenigstens den dritten Teil des Rosenkranzes öffentlich oder einzeln (allein, für sich) andächtig beten, gewinnen einen *Ablass von sieben Jahren täglich* (an jedem Tage des Oktobermonats);

einen *vollkommenen Ablass*, wenn sie am Rosenkranzfeste und durch die ganze Oktav eben dieses Gebet verrichtet haben und außerdem beichten, kommunizieren und eine Kirche oder ein öffentliches Oratorium besuchen;

ebenso einen *vollkommenen Ablass*, wenn sie nach der Oktav des Rosenkranzfestes wenigstens zehn Tage eben diesen Rosenkranz verrichtet haben und außerdem gebeichtet, kommuniziert und eine Kirche oder ein öffentliches Oratorium besucht haben. Soweit die neue Ablassammlung.

Bei den bisher erwähnten Ablässen ist von dem *materiellen Rosenkranz* oder etwas ähnlichem, das darauf hindeutet, nicht die Rede. Nirgends wird gesagt, daß man den Rosenkranz in den Händen haben muß; ja, im Gegenteil, es wird ausdrücklich noch in einer Bemerkung hervorgehoben, man könne bei *Gebrauch des gesegneten, geweihten Rosenkranzes* noch andere Ablässe gewin-

nen; das besagt doch, daß diese oben erwähnten Ablässe *ohne einen geweihten Rosenkranz gewonnen werden*. Wenn ich aber keinen geweihten Rosenkranz benötige, scheint auch keine Schnur mit den Perlen nötig zu sein, wenn ich nur den Rosenkranz wirklich bete, d. h. das, was *zum Wesen des Rosenkranzgebetes* gehört; dazu gehört aber nicht die äußere Schnur, die soll mir nur das richtige Zählen der Ave Maria u. s. w. erleichtern, was aber auch mit der Zehnzahl unserer Finger u. ä. möglich ist.

Was gehört denn zum Wesen des Rosenkranzgebetes? Der eigentliche vollständige Rosenkranz besteht aus 150 Gegrüßet seist du Maria nach der Zahl der Psalmen; diese sind eingeteilt in 15 Dekaden oder Gesetzchen von je 10 Gegrüßet seist du Maria mit einem Vaterunser am Anfang eines jeden Gesetzchens, die man unter frommen, der Fähigkeit eines jeden angepaßten Betrachtungen über die allbekannten Hauptgeheimnisse des Lebens, des Todes und der Verherrlichung unseres liebevollen Erlösers Jesus Christus und seiner heiligsten Mutter Maria betet. Diese Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria betrachtet die Kirche als ebensoviele Rosen, welche 15 Kränze für die Königin des Himmels bilden; daher der Name Rosenkranz. Das also und *nur das ist dem Rosenkranzgebet wesentlich*. Also nicht notwendig ist das „Ich glaube an Gott“, das Ehre sei dem Vater, das Vaterunser und die drei Ave Maria um Befestigung in den drei göttlichen Tugenden am Anfange des Gebetes, auch das Ehre sei dem Vater nach jedem Gesetzchen ist nicht notwendig.

Wenn nun der Rosenkranz, den ich beim Beten in Händen halte, geweiht ist, so gewinne ich außer den oben angegebenen Ablässen noch die Kreuzherren- oder Dominikanerablässe u. ä. je nach der Weihe, die er erhalten hat. Für die Gewinnung der oben erwähnten Ablässe (ohne geweihten Rosenkranz) und der Dominikanerablässe ist die *Betrachtung* der Geheimnisse, und zwar der *bekannten* Geheimnisse der *Erlösung*, notwendig. Es würde nicht genügen, nur über ein oder zwei Geheimnisse zu betrachten, wenn ich fünf Gesetzchen bete. Dagegen ist für die apostolischen und Kreuzherrenablässe die Betrachtung nicht wesentlich. Auch hier können die Gesetzchen voneinander getrennt werden. Man kann die Geheimnisse nennen vor dem Vaterunser oder auch, wo die alte Gewohnheit besteht wie in Deutschland, nach den Worten des Ave Maria einschalten: Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus; aber notwendig ist es keineswegs, es reicht hin, wenn die Beherzigung der Geheimnisse *in Gedanken* geschieht.

Kann man die Ablässe der geweihten Rosenkränze nur gewinnen, wenn man einen solchen bei sich hat und sich dessen bedient? Ja, aber einige Ausnahmen oder Erleichterungen gibt es heute schon. Da ist zunächst die neuere Bestimmung (S. P. A.,

9. November 1933; A. A. S. XXV [1933], 502 sq.; vgl. diese Zeitschrift 87 [1934], 170) vom Jahre 1933, daß es, wenn man durch Handarbeiten oder aus einem anderen vernünftigen Grunde verhindert ist, den geweihten Rosenkranz in der Hand zu halten, genügt, den Rosenkranz irgendwie bei sich zu tragen, z. B. in der Tasche. Sodann, wenn zwei oder mehrere Personen zusammen den Rosenkranz beten, ist es genügend, daß nur *eine* dieser Personen den Rosenkranz hält, um das Beten zu regeln, die andere oder die anderen aber nach Beseitigung jeglicher Beschäftigung, welche die innere Sammlung hindert, sich zum Gebete mit der Person vereinigen, welche den Rosenkranz in der Hand hält. Demgemäß können also auch bei der Rosenkranzandacht im Oktober oder sonst bei Andachten beim Beten des Rosenkranzes *alle Mitbetenden, auch ohne einen Rosenkranz zu haben, alle Ablässe, auch die des geweihten Rosenkranzes gewinnen, wenn nur eine Person, z. B. der Vorbeter oder die Vorbeterin oder der vorbetende Priester, seinen geweihten Rosenkranz zur Regelung des Gebetes gebraucht. Ebenso brauchen beim gemeinsamen Rosenkranzgebet in der Familie nicht alle Kinder einen Rosenkranz zu haben, um die Ablässe zu gewinnen; es genügt, daß einer, der vorbetet, einen geweihten Rosenkranz gebraucht.*

Muß man in *anderen Fällen*, wo man keinen Rosenkranz bei sich haben darf oder kann — man denke an die Gefangenen oder Soldaten u. ä. —, die geistlichen Vorteile entbehren? Vielleicht, daß in absehbarer Zeit die Kirche eine Erleichterung gewährt für die, welche keinen geweihten Rosenkranz haben, vielleicht ähnlich, wie beim Skapulier anstatt des Tuchskapulier die Skapuliermedaille gestattet wurde. In ähnlicher Weise könnte vielleicht auch beim Rosenkranz eine Dispens vom Gebrauch des *materiellen* Rosenkranzes gegeben werden für alle Fälle, wo es praktisch unmöglich ist, einen Rosenkranz bei sich zu haben oder man sich nur sehr schwer einen verschaffen kann. *Bisher* kennen wir aber eine solche Dispens nicht, außer der oben angeführten, daß man in bestimmten Fällen den Rosenkranz nur irgendwie bei sich zu haben braucht, womit ja schon ein großer Schritt in der erwähnten Richtung gemacht ist.

Der Titel der neuen Ablassammlung heißt: *Preces et pia opera in favorem omnium Christifidelium vel quorundam coetuum personarum indulgentiis ditata et opportune recognita.* Typis Polyglottis Vaticanis 1938. Prostat exclusive apud Marium E. Marietti, Taurini (118) — Romae (119). Deutsche Auslieferungsstelle des Verlages Marietti: Lentnersche Buchhandlung (Dr K. E. Stahl), München, Dienerstraße 9. Der Preis beträgt zirka RM. 5.—.

Vom katholischen Missionsfeld.

Die deutschen Missionen.

Von P. Dr. Johannes Thaurer, St. Gabriel, Mödling.

1. Grundsätzliches.

Das katholische Missionswerk ist in seinem tiefsten Wesen rein religiös. Die Aufgabe der Missionare ist die Verkündigung der Lehre Christi. Alle Völker und Nationen haben ihren Anteil bei der Erfüllung dieser Aufgabe zu leisten. Jedes Volk in seiner Art und seinem Eigenwesen soll seinen Baustein am Aufbau der Weltkirche beitragen. Die Missionsgeschichte liefert aber immer wieder den Beweis, daß mit dem Christentum die Kulturförderung im Gleichschritt ging. Missionare sind immer Kulturträger gewesen, und zwar der Kultur jenes Volkes, dem sie entstammen. Dies ist der rückwirkende Segen Gottes für die Treue und den Gehorsam, womit ein Volk den Missionsbefehl Jesu Christi erfüllt.

Die Kulturarbeit der deutschen Missionare hat immer, auch in der jüngsten Zeit, die ihr gebührende Anerkennung von objektiv und gerecht urteilenden maßgebenden Stellen gefunden. Es dürfte nicht überflüssig sein, hier einige Urteile anzuführen. So schreibt Paul Ritter, Mitarbeiter im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP.: „Der Kampf um den Erdenraum. Kolonie vom Altertum bis zur Gegenwart.“ Phil. Reclam, Leipzig 1936: „Im friedlichen Kampf für Gesittung, Verbesserung und Veredlung der Menschheit, besonders der unentwickelten und wilden Völkerschaften, gebührt der christlichen Mission beider Bekenntnisse eine Sonderstellung . . . Deutsche Missionare waren über die ganze Erde verstreut in fremden Ländern tätig, lange bevor Deutschland selbst als Kolonialmacht in die Reihe der kolonisierenden Völker trat . . . Diese deutsche Missionsarbeit in aller Welt ist eine Kulturleistung ersten Ranges.“

Nach einer anerkennenden Würdigung der protestantischen Missionstätigkeit schreibt der Verfasser: „Nicht minder groß und segensreich ist der Anteil der deutschen katholischen Missionsarbeit in der Welt. Sie wird zahlenmäßig nur von der französischen Mission übertroffen, während die großen europäischen Kolonialmächte weit dahinter zurückstehen.“ — Der Verfasser nennt die Mission der Mariannhiller die Perle der Südafrika-Missionen: „Es gibt in ganz Südafrika keine englische Missionsstation, die den Vergleich mit Mariannhill aushalten könnte. Auf diese Art sind viele vorbildliche Pflanzstätten deutscher Bildung entstanden, die über jedes Lob erhaben sind. Auch verkehrstechnisch geht die katholisch-deutsche Mission nachahmenswert vor . . . In China genießt die deutsche katholische Mission nicht nur hohes Ansehen bei den chinesischen Behörden, sondern übt auch einen großen moralischen Einfluß auf die Bevölkerung aus . . . Wenn irgendein Kulturvolk der Welt einen rechtschaffenen, sittlich begründeten Anspruch auf koloniale Arbeit erheben darf, so ist es, an seiner Leistung und seinen Erfolgen gemessen, das deutsche Volk. Die Missionare sind seine besten Kolonialpioniere, und wenn es nach der Eroberung der minderentwickelten Völker im geistigen Sinne ginge, dann stünde das deutsche Volk nicht abseits — es wäre vielmehr unumstritten die erste Kolonialmacht der Erde.“

Das parteiamtliche Organ der NSDAP. für China und Japan „Ostasiatischer Beobachter“ schreibt am 1. Mai 1935 in einem Artikel: „Weltpropaganda für uns“: „ . . . Wenn ich zum Schlusse meiner Ausführungen als wichtiges Glied der Mittel für eine Weltpropaganda für

uns (Deutschland) die Mission nenne, so tue ich es aus dem Gefühl heraus, als habe man daheim nicht immer das richtige Verständnis dafür. Ich tue es aber auch aus eigener Erfahrung heraus, die ich auf vielen Reisen sammeln konnte. Es ist ganz ungeheuer, welchen Einfluß Missionare auf das Grenzvolk haben, und gerade heute braucht man daheim nicht ängstlich oder mißtrauisch zu sein; unter beiden Konfessionen befinden sich heute viele, viele Männer, die mit Begeisterung an allen Fronten im großen Krieg fürs Vaterland kämpften, litten und bluteten. Sie bieten die Gewähr dafür, daß sie ihre einflußreiche Stellung unter den Fremdvölkern zur Förderung des Deutschtums benützen. Fragt einmal Forscher wie Sven Hedin oder Filchner, fragt die Leute der ‚Eurasia‘, was z. B. die Belegschaft der Steyler Niederlassungen in Kansu, also im innersten China, für sie getan; fragt alle Reisenden, die durch das große Westtor, Lan Chou-Fu, nach Zentralasien strebten, fragt sie alle, wie sie über die Bedeutung unserer Missionen denken. Ihr Zeugnis kann nur ein ehrendes sein, denn in Kansu z. B., ich wiederhole: im innersten China, nennt man unter den Chinesen die Niederlassung der Steyler ‚Die deutsche Konzession!‘“

Es wäre reizvoll, die Zahl der Urteile über den Kulturwert der deutschen Missionen zu vermehren, jedoch würde dadurch Rahmen und Raum der Übersicht gesprengt.

2. Allgemeine Übersicht.

Ein großes Verhängnis für das seit 1875 und dem Beginn der deutschen Kolonial-Ära aufblühende deutsche Missionswesen war der Friedensvertrag von Versailles. Im Bestreben der Diktatmächte, jeglichen deutschen Einfluß in der Welt auszuschalten, mußten auf ihren Druck hin 21 blühende Missionsgebiete von deutschen Missionaren geräumt werden. 318 Priester, 22 Brüder und 326 Schwestern wurden auf dem Umweg über die Konzentrationslager zur Rückkehr in die Heimat gezwungen. Zwei Drittel der Kolonial-Missionen gingen so verloren. Es ist betrüblich feststellen zu müssen, daß nur die spärlichst bevölkerten und unfruchtbarsten Gebiete in Afrika den deutschen Missionaren erhalten blieben, während die aussichtsreichsten Missionen mit allen Anstalten und Besitz anderen Nationen übergeben werden mußten. Die Missionsfelder, die den deutschen Missionaren in der Folgezeit neu übertragen wurden, standen in der Mehrzahl in gar keinem Wertverhältnis zu dem, was sie verloren.

Zu den blühendsten Missionen Afrikas von heute (vgl. meine Übersicht im 90. Jahrgang [1937], Heft 2, S. 329) gehören die der ehemaligen deutschen Kolonien in Ostafrika, Kamerun und Togo. Die deutschen Missionare leisteten blutenden Herzens Verzicht, Trost findend am Worte und Erleben des Völkerapostels: „Ego plantavi, Apollo rigavit sed Deus incrementum dedit“ (1. Kor. 3, 6). Wo die deutschen Missionare bleiben konnten, bildeten sie mit den hie und da zurückgebliebenen oder zurückgekehrten Farmern und Kaufleuten das letzte Band, das jene Gebiete noch mit dem ehemaligen Mutterlande verknüpfte.

Die Gebiete der Heidenmissionen unter Leitung deutscher Missionare¹⁾ umfassen auf der ganzen Welt eine Bodenfläche von der

¹⁾ Aus unserer Rundschau scheiden wir die Arbeit deutscher Missionare unter den deutschen Auswanderern in Amerika aus, die für das Deutschtum im Ausland von ausschlaggebender Bedeutung ist. In Amerika allein wirken (1937) z. B. aus der Gesellschaft des göttlichen Wortes 731 Mitglieder.

zwanzigfachen Größe des Deutschen Reiches mit einer Bevölkerung von 175.000.000 Menschen, d. i. mehr als ein Achtel der gesamten katholischen Weltmission. Deutsche Missionskräfte sind in Südafrika zusammengeballt und bilden ein beachtenswertes Kraftfeld. Von den 22 deutschen Missionsgebieten in Afrika liegen 14 in Südafrika, 5 in Ostafrika und 2 in Westafrika. In China und Mandschukuo gibt es 18, in Japan 4 selbständige Missionssprengel, dazu kommen noch die beiden katholischen Universitäten in Peking und Tokio. In Indien und Ozeanien verwalten deutsche Missionare 7 Gebiete, ohne Einberechnung der Apostolischen Vikariate der Kleinen Sunda-Inseln und Timor, wo die deutschen Priester ein Drittel und die Brüder und Schwestern die Hälfte des Personals ausmachen. In Südamerika bestehen 4 deutsche Missionsgebiete; die Gebiete der Lazaristen in Limon (Mittelamerika) und der Missionare v. Hl. Geist in Alto Jurua (Brasilien) sind hiebei nicht eingerechnet. — Somit verwalten deutsche Missionare in den eigentlichen Heidenländern 53 selbständige Missionsgebiete. Rechnen wir noch die Japaner-Mission in Brasilien, die Neger-Mission in den Vereinigten Staaten und die Japaner-Mission in San Francisco hinzu, die in die ordentliche Seelsorge der Diözesen eingegliedert sind, so ergibt sich die Zahl von 56 Missionsgebieten. Heute beträgt die Zahl der deutschen Glaubensboten in den Heidenländern insgesamt rund 6000. Von diesen sind zirka 2000 Priester, 1000 Brüder und 3000 Schwestern. Eine genaue Ziffer läßt sich nicht angeben, da zahlreiche deutsche Missionare in Gebieten nichtdeutscher Missionen tätig sind, z. B. in den französischen Maristenmissionen der Südsee, in den nichtdeutschen Missionen der Picpus-Väter und der Mill-Hiller-Missionen in Afrika, Asien und Australien. Das katholische Deutschland steht somit unmittelbar nach Frankreich an zweiter Stelle unter allen christlichen Völkern.

Den Aufschwung, den das deutsche Missionswesen trotz der Missionsparagrafen von Versailles erlebte, zeigt die Tatsache, daß seit Kriegsende 32 neue Missionsgebiete von den deutschen Missionsorden übernommen wurden. Die deutschen katholischen Missionen stellen somit zahlenmäßig wie auch moralisch das stärkste deutsche Auslands-Aktivum dar. An zahlenmäßiger Stärke steht die Gesellschaft des göttlichen Wortes in 20 deutschen Missionsgebieten mit 436 Priestern, 182 Brüdern und 441 Schwestern, d. s. 1059 Personen, an der Spitze; es folgen die deutschen Franziskaner in 7 Gebieten mit 145 Priestern, 49 Brüdern und 213 Schwestern, d. s. 407 Personen; die Benediktiner von St. Ottilien in 5 Gebieten mit 143 Priestern, 191 Brüdern und 126 Schwestern, d. s. 460 Personen; die Kapuziner in 3 Gebieten mit 125 Priestern, 90 Brüdern und 101 Schwestern, d. s. 325 Personen; die Mariannhiller in 3 Gebieten mit 114 Priestern, 185 Brüdern und 688 Schwestern, d. s. 987 Personen; die Jesuiten in 2 Gebieten und an der Universität in Tokio mit 61 Priestern, 29 Brüdern und 29 Schwestern, d. s. 119 Personen; die Oblaten der Unbefleckten Empfängnis in 3 Gebieten mit 85 Priestern, 95 Brüdern und 272 Schwestern, d. s. 452 Personen; die Pallottiner in 3 Gebieten mit 39 Priestern, 39 Brüdern und 208 Schwestern, d. s. 286 Personen; die Missionare vom hl. Herzen in 2 Gebieten mit 75 Priestern, 53 Brüdern und 88 Schwestern, d. s. 216 Personen; die Missionare vom Hl. Geist in 2 Gebieten mit 40 Priestern, 13 Brüdern und 50 Schwestern, d. s. 103 Personen; die Weißen Väter mit 23 Priestern, 16 Brüdern und 3 Schwestern, d. s. 42 Personen. Die übrigen Missionsorden stellen in je einem Gebiete insgesamt 112 Priester, 44 Brüder und 323 Schwestern, d. s. 479 Personen. Das deutsche Missionspersonal wird gestellt von 17 Priesterorden, bzw. -kongregationen, und 39 Schwesternkongregationen.

3. Spezielle Übersicht.²⁾

Die deutschen Orden und Missionsgesellschaften auf dem Missionsfeld.

Die Franziskaner verwalten in China 3 Gebiete. Das Apostolische Vikariat Tsinanfu (Schantung) der nordwestdeutschen Provinz zählt unter den $5\frac{1}{4}$ Millionen Bewohnern 36.425 Katholiken und 4553 Taufbewerber. Der letzte Jahresbericht registriert 4577 Taufen, davon 589 Erwachsene. Die 43 europäischen Priester, unterstützt von 18 einheimischen, versehen 34 Hauptstationen und 1831 Nebenstationen und Außenposten. Von den 67 Schwestern, die in Schulen und Caritas wirken, sind 38 Deutsche. Die letzten Jahre standen im Zeichen der Heimsuchungen. Überschwemmungen, Hungersnöte, Pocken, Krieg und bolschewistische Propaganda kennzeichnen die letzten Jahre. Die Notzeit gab Gelegenheit, die katholische Caritas voll zur Entfaltung zu bringen unter den Flüchtlingen, Verwundeten und Obdachlosen. — Das Apost. Vikariat Shchow der bayrischen Provinz mit 9000 Katholiken unter $1\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern litt bis Oktober 1937 unter den Banden von Freischärlern und ist seitdem von Japanern besetzt. Bei der Unsicherheit der Lage leidet die Arbeit empfindlich. Die Tiroler Franziskaner in der Apostolischen Präfektur Yungchowfu haben das zehnte Tausend der Katholiken bereits überschritten. — In Japan arbeiten die Thüringer Franziskaner im Apost. Vikariat Sapporo seit 1907. Vor allem nehmen die höheren Schulen eine erfreuliche Weiterentwicklung. — Die schlesischen Franziskaner, die im Norden Sapporos arbeiteten, erhielten in Nagano (Mitteljapan) ein neues, bisher noch nicht verselbständigtes Missionsfeld. Der Franziskaner Hugolin Noll arbeitet mit großem Erfolg in der Pressekommission der Synodalkommission in Tokio. Als Schriftsteller haben die Franziskaner einen guten Ruf. Anerkennung der wissenschaftlichen Welt fand vor allem das Deutsch-japanische Wörterbuch, das der „Ostasiatische Beobachter“ und das „Deutsche Japan-Institut“ in Berlin eingehend würdigten. Ebenso ist der „Deutsche Schott“ (Römisches Meßbuch) ins Japanische übersetzt. Beide Werke erschienen in der Missionsdruckerei in Sapporo. — In Südafrika haben in der Apost. Präfektur Mount Currie, die 1935 vom A. V. Mariannahill abgetrennt wurde, 8 bayrische Franziskanerpriester mit 9 Brüdern und 59 Schwestern an der Überlastung schwer zu tragen. Die Zahl von 10.000 Katholiken ist noch nicht erreicht. Das Sprachgemisch (Xosa, Sesuto, Zulu, Afrikaans, Englisch) macht die Missionsarbeit besonders schwierig. — Die sächsischen Franziskaner verwalten die Prälatur Curruru (Santarem, Brasilien). 15 Priester, 1 Bruder und 59 Schwestern sind hier tätig. Neben der Missionierung der 3000 katholischen Mundukuru-Indianer obliegt ihnen die Seelsorge von 144.000 Weißen, die zum Teil wirkliche Missionsarbeit ist. — Im Apost. Vikariat Chiquitos (Bolivien) arbeiten Tiroler und bayrische Franziskaner. Von den 50.000 Bewohnern sind bereits 42.000 katholisch. 18 Priester, 7 Brüder und 9 Schwestern teilen sich mit 123 einheimischen Kräften in der Arbeit. Die Schaffung guter Lebensbedingungen, um die Indianer sesshaft zu machen, ist eine wichtige Aufgabe der Missionen. Von den 7 Indianerstämmen sind 2 bekehrt: die Chiquitaner und die Guarayos. Nach dem Vorbild ihrer

²⁾ Für diese Übersicht sei hingewiesen auf die Allgemeinen Rundschauen in dieser Zeitschrift über Afrika, Indien, China, Japan, Ozeanien und Neger- und Indianermisionen. Die dort bereits angeführten Daten werden in dieser Rundschau übergangen. Die dort angegebenen Situationsberichte sind zu berücksichtigen. — Die Reihung der Missionsorden erfolgt nach dem Alter.

Vorgänger, der Jesuiten, errichteten die Franziskaner mitten im Urwald Boliviens abgeschlossene Reduktionen. Die Mission unter den Sirionos-Indianern wird nach der gleichen Methode betrieben. Die Missionen leiden trotz der allgemein religionsfreundlichen Haltung der Regierung unter dem Druck lokaler Behörden, die stark vom Bolschewismus verseucht sind.

Die Dominikaner feiern heuer das silberne Jubiläum ihrer China-Mission, der Apost. Präfektur Tingchow (Fukien, China). Das 25.000 qm große Gebiet konnte anfänglich nur zu einem Drittel besetzt werden; keine Hilfskräfte waren vorhanden. Die erste Statistik zählt 2 Katechistinnen und 6 Katechisten. Die Folgen des Weltkrieges, Bürgerkrieg, Räuberüberfälle gestalteten die Entwicklung der Mission sehr dramatisch. Dominikanerinnen aus Ilanz (Schweiz) arbeiten seit 1927 an der Seite der Dominikaner. Der Missionsstab setzt sich zusammen aus 15 Priestern, 2 Brüdern und 11 Schwestern. Die Zahl der Christen hat unter 2 Millionen Bewohnern 2630 erreicht.

Die Tiroler Serviten übernahmen kurz vor Ausbruch des Weltkrieges die Mission in Swasiland (Südwestafrika). Erst 1919 konnten sie an eine Weiterentwicklung denken. Ihre letzte Statistik weist 2500 Katholiken, 10 Patres, 9 Brüder und 15 Schwestern aus.

Die Kapuziner arbeiten seit 1899 in Araukanien (Chile). Bei der Eröffnung des ersten Hauses der bayrischen Patres in Villarrica fand der Oberkazike der Indianer nicht Worte genug, um den „Patiru“ zu preisen, den Deutschland geschickt hatte. Heute arbeiten 40 bayrische Kapuzinerpatres, 12 deutsche Weltpriester, 40 deutsche Laienbrüder, 100 deutsche Kreuzschwestern, Franziskanerinnen und Katechistinnen in der Araukanie und betreuen 24 Missionsstationen, von denen manche im tiefsten Urwald und in den Hochkordilleren liegen, 22 Kollegien mit 2000 Hausschülern, außerdem 130 Landschulen mit 7000 Schülern beiderlei Geschlechts. Die Handwerkerschulen der Brüder üben eine überaus segensreiche Tätigkeit aus. Von wissenschaftlicher Bedeutung sind die ethnologischen Studien und Forschungen über die Araukaner und über die Osterinseln des † P. Felix Kathan von Augsburg und P. Sebastian Englert von Dillingen. Die Zahl der Katholiken beträgt 226.000, von denen 73.330 Indianer sind. Noch 4000 Indianer sind heidnisch. Die Indianerpfarreien weisen eine höhere Ehe- ziffer auf als die Pfarreien der Weißen, deren sittliches Niveau teilweise tief liegt. Bereits ist der erste Indianer zum Priester geweiht. — Für das verlorene Missionsgebiet der Karolinen haben nach dem Kriege die rheinisch-westfälischen Kapuziner das Apost. Vikariat Tsinchow (Kansu-China) übernommen. Die kommunistischen Unruhen und Erdbeben haben im letzten Jahre dieses Gebiet schwer heimgesucht und die Missionare und Schwestern zur Flucht gezwungen. Die südlichen Stationen wurden Ende 1936 zerstört, so daß die Missionare neu anfangen mußten. 25 Priester, 5 Brüder und 35 Schwestern betreuen von 19 Hauptstationen aus 6000 Katholiken. — Die Tiroler Kapuziner übernahmen für ihre verlorene Mission in Indien das Missionsgebiet Kimusze in Korea. Von 2 Hauptstationen aus werden die 1600 Katholiken von 6 Patres und 1 Laienbruder betreut.

Die Jesuiten verwalten in Japan die katholische Universität in Tokio. Durch die Regelung der Schintofrage sind viele Schwierigkeiten behoben. Die Zahl der Hörer ist auf rund 500 gestiegen. Der Tod des langjährigen Rektors P. Hoffmann († 1937) bedeutet einen schweren Verlust. In P. Heuvers erhielt er einen würdigen Nachfolger. In den Settlements von Tokio entfalten die Studenten der Universität unter den Armen eine auch von den Behörden dankbar anerkannte karitative

Tätigkeit, deren Kosten durch Konzerte, Vorträge, Filme und ein Korrespondenzblatt für die Mitglieder aufgebracht werden. Gegenwärtig wird in Verbindung mit dem Herder-Verlag in Freiburg unter der Leitung von P. Kraus an der Herausgabe einer katholischen japanischen Enzyklopädie gearbeitet. — Langsam, wie in allen Japanmissionen, geht es im Apost. Vikariat Hiroshima vorwärts. Den 12 Jesuitenpatres kamen 1933 Trierer Brüder zu Hilfe, die allerdings von Anfang an mit Kreuz und Leid bedacht waren. Von den 6 mußten 2 krank heimkehren und einer starb an Vergiftung. Sie verwalten ein Waisenhaus mit einer Armenküche. Die Zahl der Katholiken beträgt 1900. An die spanischen Jesuiten wurde der westliche Teil mit der Hauptstadt Yamaguchi abgetreten. — Mit dem Abklingen der antideutschen Stimmung kehrten auch die deutschen Jesuiten in die Diözese Poona (Indien) zurück. Bischof Döhring, der infolge des Missionsparagraphen von Versailles auf seinen Bischofsitz in Poona verzichten mußte und nach Japan ging, wurde sein eigener Nachfolger. Neben den 24 Patres arbeiten 12 einheimische Priester. Zu den italienischen Schwestern berief der Bischof Franziskanerinnen von Achern (Baden). Die Christenzahl ist auf 1872 gestiegen, die Zahl der Jahrestaufen von Erwachsenen betrug 1937: 136.

Die Missionare vom Hl. Geist verwalten das Apost. Vikariat Kroonstad (Südafrika) und die Apost. Präfektur Benue (Nigeria). Kroonstad steht im Zeichen des Ausbaues und der Vermehrung der Stationen. 3 Quasipfarreien, 10 Hauptstationen, 64 Außenstationen umfassen 9790 Katholiken, von denen 8733 Schwarze sind. Die Mission schreitet langsam vorwärts. 1937 fanden nur 38 Erwachsenentaufen statt. Besonders stark ist das Schulwesen ausgebildet. In 20 Volksschulen werden 3256 Kinder unterrichtet. Die höhere Mädchenschule zählt 101 Schülerinnen. Der Verein katholischer Neger im Vikariat Kroonstad hat 560 Mitglieder, die zur monatlichen hl. Kommunion verpflichtet sind. Er legt vor allem Gewicht auf Sparen. An mehreren Orten sind eigene Kirchenfonds errichtet. Die Mitglieder sollen vor allem den Bedürftigen helfen, beraten, und der Kirche neue Mitarbeiter werben. Das europäische Personal des Vikariates besteht aus 22 Priestern, 10 Brüdern, 37 Schwestern und 131 einheimischen Hilfskräften. Den holländischen Dominikanern haben die Missionare vom Hl. Geist 2 Bezirke (Winburg und Heilbron) abgetreten (7 Patres und 20 Schwestern). In der Präfektur Benue steht die Schule im Vordergrund. „Sie ist der ‚Augapfel‘ der Mission und spiegelt am besten den Fortschritt und das Leben der Mission.“ In 107 Schulen wurden 2247 Schüler unterrichtet. Die Zahl der Katholiken unter 200.000 Bewohnern beträgt 1418. Aber die große Zahl der Taufbewerber (4953) läßt einen schnellen Aufschwung erwarten. Die Hemmungen der Arbeit liegen in der sehr ernsten wirtschaftlichen Lage der Mission. Eine Anzahl Priester und Brüder konnten aus finanziellen Gründen nicht in der Benue-Mission angestellt werden, sondern mußten vorübergehend in einem benachbarten Vikariat unterkommen.

Die Oblaten der Unbefleckten Empfängnis haben in dem Apost. Vikariat Windhoek, im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, ein dornenreiches Arbeitsfeld. Das Gebiet von der doppelten Größe der Schweiz weist nur 317.500 Bewohner auf, von denen ungefähr 22.000 Weiße sind, die Farbigen gehören den verschiedensten Stämmen und Sprachen an. Die Protestanten mit 75.000 Anhängern bilden gegenüber den 10.416 Katholiken (davon 1076 Weiße) eine erdrückende Übermacht. Zudem steht die Regierung des Landes allen Neugründungen feindlich gegenüber. Die Missionsarbeit umfaßt die Betreuung der wei-

Ben Katholiken und die Arbeit unter den Eingeborenen. Für die deutschen Katholiken werden noch regelmäßig an 10 Orten Gottesdienste mit deutscher Predigt gehalten. Eine Mission unter den deutschen Katholiken in Windhoek war ein voller Erfolg. Die Erwachsenentaufen von Eingeborenen betragen letztes Jahr 782. Der Einfluß der Weißen auf die Eingeborenen ist für die Mission ein sehr ungünstiger. Die Anforderungen der Regierung an die Schulen zwangen die Mission zu einer vollständigen Umstellung auf diesem Gebiet. Katechismusschulen, die in erster Linie der religiösen Unterweisung der Eingeborenen dienen, sind nicht gestattet. — Das Apost. Vikariat Kimberley (Südafrika), das 1924 die deutschen Oblaten übernahmen, feierte 1936 sein fünfzigjähriges Jubiläum. Den Abschluß des Jubeljahres bildete die Weihe des ersten einheimischen Priesters. Die ersten Jahre brachten manche Rückschläge. Das Zahlenbild ist folgendes: 35 Priester, 48 Brüder, 157 Schwestern, 40 Gotteshäuser, 11.722 Katholiken, 2500 Taufbewerber, 1039 Erwachsenentaufen. — Die Apost. Präfektur Pilcomayo, die 1925 vom Vikariat Chaco (Bolivien) abgetrennt wurde, ist durch den Frieden zwischen Bolivien und Paraguay an Paraguay gekommen. Durch das auf die Mission ausgedehnte paraguayische Siedlungsgesetz ist der Mission die Möglichkeit gegeben, reduktionsartig die Indianer anzusiedeln, die dem Geisterkult und der Trunksucht ergeben sind. Die Kämpfe zwischen Bolivien und Paraguay hemmten die Missionsarbeit. Heute arbeiten hier 11 Priester, 4 Brüder und 4 Schwestern. Von 2 Stationen aus betreuen die Oblaten 4000 katholische Indianer.

Die Pallottiner haben für ihr blühendes Missionsfeld, in der ehemaligen deutschen Kolonie Kamerun, nach dem Kriege 2 Missionsgebiete in Südafrika erhalten, und zwar das Apost. Vikariat Zentral-Kapland und die Mission Queenstown. Diese Missionen sind in ihrer Arbeit gehemmt durch den sozialen und sittlichen Tiefstand der farbigen Arbeiter, die aus vielen Stämmen verschiedener Sprachen und Kulturen zusammengewürfelt sind. Die vielen Sekten und Splitterkirchen — man zählt ca. 200, die zum Großteil vom Staat anerkannt sind — sind enig im Kampfe gegen die katholische Mission. Für die Pallottiner-Missionen in Südafrika ist in Swellendam ein Seminar für einheimische Priester geschaffen worden. Die schwierige finanzielle Lage der Mission wird hier, wie in fast allen Tropenmissionen, durch die Wirtschaftsbetriebe der Laienbrüder in etwa gemildert. Die Statistik weist auf: Präfektur Zentral-Kapland: 17 Priester, 11 Brüder, 103 Schwestern, 22 Schulen mit 1526 Schülern. 13 Hauptstationen mit 2412 Katholiken; die Mission Queenstown: 14 Priester, 16 Brüder, 86 Schwestern, 35 Lehrer, 1700 Schüler, 2436 Katholiken und 828 Katechumenen. Wenn wir bedenken, daß bei Ausbruch des Krieges die verlorene Kamerun-Mission der Pallottiner 30.000 Katholiken, 18.000 Katechumenen und die jährlichen Taufen 10.000 betragen — ähnlich lagen die Verhältnisse in Togo und Deutsch-Ostafrika —, so ermessen wir, wie schwer der Verlust und wie mühsam das heutige Arbeitsfeld der Söhne Pallottis ist. 1900 hatten die Pallottiner von den Trappisten die Mission in Beagle Bay (Westaustralien) übernommen. 1927 wurde ihnen das Apost. Vikariat Kimberley übertragen, in dem Beagle Bay einbezogen war. Das Gebiet umfaßt 312.000 qkm mit zirka 20.000 Einwohnern, von denen 16.000 bis 17.000 Ureinwohner und Mischlinge sind. Den Rest bilden Europäer, Malaien, Chinesen, Japaner und Philippinos. Von 4 Stationen aus suchen sie die nomadenhaften Ureinwohner zunächst sesshaft zu machen. Es arbeiten hier 7 Patres, 10 Brüder, 22 Schwestern. Die Zahl der Katholiken beträgt etwa 2000.

Die Missionare vom hl. Herzen dürfen ihr Apost. Vikariat Rabaul (Südsee), ehemals Neu-Pommern, die Perle der Südsee nennen. Die 51.047 Katholiken und 36.742 Katechumenen mit 2312 Erwachsenentaufen (1936) stellen die Mission an die Spitze der Missionen Ozeaniens (vgl. näheres in meiner Rundschau 1938, 351). Jüngstens haben die Missionare den Versuch gemacht, die einheimischen Lieder, lili genannt, als Kirchenlieder einzuführen. Der Vulkanausbruch in der Bucht von Rabaul bedeutete eine schwere Heimsuchung, da 10 Stationen mehr oder weniger schwer beschädigt wurden. — Die Mission Shihtsien (Kweichow, China) hatte unter den Kommunistenunruhen schwer zu leiden. 15 Priester, 2 Brüder und 8 Schwestern bilden das Personal. Unter den 3 Millionen Einwohnern sind 3525 Katholiken, in 11 Schulen werden 212 Kinder unterrichtet.

Den Söhnen des heiligsten Herzens ist die Apost. Präfektur Lydenburg (Südafrika) anvertraut. Sie mißt 83.000 qkm, d. i. die Größe der Ostmark. Den Missionsstab bilden 21 Priester, 25 Brüder und 62 Schwestern. Hauptstationen bestehen 7. Die Zahl der Katholiken beträgt 2000. Auch hier zwingt, wie in allen südafrikanischen Kolonien, der Kommunismus zu intensiver Gegenarbeit. Die Katholische Afrikanische Union wurde daher eingeführt, eine landwirtschaftliche Schule gegründet. Durch die neuen Eingeborenengesetze erhoffen die Missionare, daß sie geschlossene Siedlungen der Eingeborenen ermöglichen, wodurch die Arbeit der Missionare aussichtsreicher wird. Das Schulwesen ist auch hier eine Stütze der Mission. Neben den Schwestern sind 45 Lehrer in 23 Schulen mit 1800 Schülern tätig. Die Zahl der Jahrestaufen betrug 1936: 150 (36 Erwachsenentaufen).

Die Weißen Väter missionieren das Apost. Vikariat Loangwa und die Apost. Präfektur Tukuyu (Ostafrika), deren Personal zusammen aus 23 Priestern, 16 Brüdern und 3 Schwestern besteht. Die Überlastung der Missionare geht aus den Ziffern der Katholiken und Katechumenen deutlich hervor. Loangwa hat bei 9 Priestern 13.351 Katholiken und 4055 Taufbewerber; Tukuyu mit 14 Priestern 6300 Katholiken und 1205 Katechumenen. Eine große Sorge bildet die Missionierung der aus vielen Stämmen zusammengewürfelten Arbeiter im neuentdeckten Goldland an der Luga. Durch Gründung von Kapellenstationen wurde der ersten seelsorglichen Not gesteuert. Segensreich wirken die Weißen Schwestern im Aussätzigendorf Makete.

Die Oblaten des hl. Franz von Sales wurden in ihrem Vikariat Groß-Namaland (ehemals Deutsch-Südwestafrika) durch Naturkatastrophen: Dürre, Regenfuten, Heuschreckenplage und Seuchen in den letzten Jahren hart betroffen. Das Gebiet von der halben Größe Deutschlands ist nur von 45.000 Menschen bewohnt. Trotz der damit gegebenen Riesenentfernungen bilden die Katholiken (6500) und Katechumenen (2319) zusammen 20% der Bevölkerung. Erwachsenentaufen wurden im letzten Jahre 69 berichtet. Die 22 Schulen mit 715 Schülern haben gegenüber den Calvinern einen schweren Stand. Der Missionsstab setzt sich zusammen aus 16 Priestern, 9 Brüdern und 52 Schwestern.

Die Gesellschaft des göttlichen Wortes verwaltet in China 6 Apostolische Vikariate und 4 Apost. Präfekturen, von denen je eine vom einheimischen Klerus und von einem amerikanischen Präfekten geleitet wird. Insgesamt zählt die S. V. D. in China einschließlich der Universität in Peking und der Missionsprokur in Schanghai 7 Bischöfe, 4 Apost. Präfekten, 218 Priester (39 einheimische), 55 Laienbrüder und 241 europäische Schwestern. Die Gebiete zählen zusammen rund 30

Millionen Bewohner. Die Zahl der Katholiken beläuft sich auf 188.884, der Taufbewerber auf 41.739.

Der weitaus größte Teil dieser Ziffern fällt auf die Missionen in Süd-Schantung, die die Missionare 1882 mit 152 Christen übernahmen und heute in 4 Vikariaten und einer Präfektur 157.461 Getaufte und 30.653 Taufbewerber zählt. 1925 wurde das Vikariat geteilt in Yenchowfu und Tsingtao. Yenchowfu wurde wieder geteilt in das Apost. Vikariat Yenchowfu und Tsaochowfu und die Apost. Präfektur Yanku (einheim. Klerus). Im letzten Jahre wurde auch Tsingtao in die Apostolischen Vikariate Tsingtao und Ichowfu geteilt. Die hoffnungsfrohe Entwicklung hat in den letzten Jahren durch die Unruhen, Katastrophen und den Krieg starke Hemmungen erlitten. Im Juni 1938 wurde der junge Missionar P. Alfons Gaertner, erst 4 Jahre Priester, von chinesischen Freischärlern ermordet. Im Mai 1938 fiel der chinesische Priester Matthias Suin, erst ein Jahr Priester, in Pushien (Yanku) mit 20 seiner Christen der Raubgier von Soldaten zum Opfer. Alles bewegliche Kirchengut schleppten die Mörder fort. Die Jahresberichte der Missionsoberen der Südschantung-Missionen lassen die schweren Folgen des Krieges für das deutsche Missionswerk nur ahnen. Eine große Anzahl Stationen liegen in der Kampfzone, andere wurden mit Flugzeugsbomben belegt. Tausende von Flüchtlingen suchten in den Missionsstationen Zuflucht. Die Bewegungsfreiheit der Missionare war stellenweise stark gehemmt. Der neue Bischof von Ichowfu mußte mitten durch die Kriegszone in seine Bischofsstadt reisen. Die Stadt selbst ist außer der Missionsstation ein einziges Trümmerfeld. Erdbeben verwüsteten in Yanku weite Strecken, die Bischofsresidenz von Tsaochowfu wurde durch ein anderes Beben zerstört. Die Dämme des Huangho brachen durch und überschwemmten weite Gebiete, die Präfektur Yanku war vollständig überflutet. Dazu kam noch das Elend des Krieges. Und doch ging die Arbeit weiter. Das Wort, das der deutsche Konsul Dr Siebert bei Gelegenheit der Weihe des Bischofs von Tsaochowfu Msgr. Hoowaarts sagte: „Ich bin stolz, daß die Mission deutsch ist. Ihre Missionare sind würdige Vertreter des deutschen Volkes, die sich durch keine Schwierigkeiten niederkriegen lassen“, findet in dieser Zeit der größten Heimsuchungen seine volle Bestätigung. In den kirchlichen Bezirken Südschantungs wurden allein im Berichtsjahr 1937: 23.937 hl. Taufen gespendet, davon 6656 an Erwachsene. Die karitative Sorge für Flüchtlinge, Verwundete und Heimgesuchte hat ihre Wirkung auf die Seelen nicht verfehlt. Gerade aus den besseren Ständen melden sich viele zum Christentum. — Das Apost. Vikariat Sinyangchow in der Provinz Honan blieb bisher von den Kriegsschrecken bewahrt. Aber Finanznöte und Personalmangel ließen bisher die südlichen Bezirke des Vikariates überhaupt nicht in Angriff nehmen. Das letzte Jahr brachte 2000 Taufen, davon 547 Erwachsene. Das europäische Personal besteht aus 25 Priestern, 11 Brüdern und 18 Schwestern. Unter den 7 Millionen Bewohnern sind erst 9181 Katholiken und 5332 Taufschüler. — Die Apost. Präfektur Sinsiang (errichtet 1936) steht unter amerikanischer Leitung. Unter 2 Millionen Bewohnern sind 10.012 Katholiken. — In der Provinz Kansu erlebte das Vikariat Lanchowfu im letzten Jahre nur drei ruhige Monate. Die Kämpfe zwischen den Truppen der Roten und den Regierungstruppen legten zeitweise alle Arbeit still. Missionare und Schwestern mußten teilweise fliehen. Stationen wurden geplündert und in Brand gesteckt. Für die Pflege der Verwundeten, Soldaten wie Kommunisten, stellten sich Missionare wie Schwestern zur Verfügung. Im Dienste dieser Armen holte sich ein Bruder den Typhus und starb als Opfer christlicher Liebe. Bischof Buddenbrock, der aufrechte und wackere

Kämpfer, singt in seinem letzten Jahresbericht ein Hohes Lied auf den Opfermut seiner Missionare und Schwestern. — Vom Apost. Vikariat Lanchowfu wurde 1937 der südliche Teil als Apost. Präfektur Tsinghai (Sining) abgetrennt. — Nahezu die dreifache Größe Deutschlands mißt die Apost. Präfektur Sinkiang (Chinesisch-Ostturkestan). Nur 2 bis 4 Millionen Menschen, von denen 80% Mohammedaner, 10% Lamaisten und 10% Chinesen sind, bevölkern dieses große Gebiet, das missionarisch keine Aussichten auf große Erfolge bietet. Die Missionare sind hier Grenzposten der Kirche und müssen „in testimonium fidei“ ausharren. Auf 6 Haupt- und 5 Nebenstationen arbeiten 9 Missionare. Die Zahl der Katholiken beträgt 738, während im Gebiet mehrere Tausend Schismatiker leben. 27 Todesfällen stehen 13 Erwachsenen- und 32 Kindertaufen gegenüber. — Die Katholische Universität in Peking hatte im letzten Jahre 1300 Hörer. Am Schluß des 12. akademischen Jahres wurden 124 Studenten zu Bakkalaurei promoviert, von ihnen waren 14 katholisch. Insgesamt sind bis 1938 524 an dieser katholischen Hochschule promoviert, davon 90 Katholiken. Mit dem nächsten Schuljahr wird ein Post Graduate-Course eröffnet, wodurch auch die Verleihung des Magistertitels möglich ist. Für das mikrobiologische Institut wurde ein eigener Neubau errichtet. An einer Expedition in die innere Mongolei zur Erforschung der Reste der nestorianischen Missionen am Ausgang des Mittelalters nimmt auch ein Priester der Universität teil. Die Kunstakademie der Universität legte mit ihrer dritten Ausstellung für christlich-chinesische Kunst einen Leistungsbeweis vor der Öffentlichkeit ab. — In Japan gehen die beiden Apostolischen Präfekturen Nagoya und Niigata nur langsam vorwärts. Beide Bezirke, mit einer Bevölkerung von 10.7 Millionen Bewohnern, zählen nur 2989 Katholiken. Diese Erfolglosigkeit stellt den Eifer der 40 Missionare und 103 Schwestern auf eine harte Probe. Für die nach Nagoya eingewanderten Koreaner wurde ein eigener Missionar angestellt. Von den 3—4000 koreanischen Christen in Japan leben 350 in Nagoya. Die Bekehrung der heidnischen Koreaner dürfte leichter sein als die der Japaner. Unter den 45 Taufen von Koreanern waren 20 Erwachsene. — Über die beiden Apostolischen Vikariate in Neu-Guinea ist in der Rundschau über Ozeanien bereits eingehend berichtet worden, sodaß das jüngste Zahlenbild (Ende 1937) genügt: Apost. Vikariat Ostneuguinea: Bewohner: 250.000, Katholiken 24.443, Erwachsenentaufen 1020, 31 Priester, 41 Brüder, 49 Schwestern; Mittelneuguinea: Bevölkerung: 250.000, Katholiken 18.906, Erwachsenentaufen 1018, 31 Priester, 40 Brüder, 34 Schwestern. — Die Apost. Präfektur Indore (Indien) steht noch in den Anfangsschwierigkeiten. Unter den 6 Millionen Bewohnern sind 14.206 Katholiken. Starkes Gewicht wird auf Caritas und Schulen gelegt. „Ohne Caritas, ohne Schulen ist es schwer, Verbindungen mit der heidnischen Bevölkerung herzustellen.“ Der Missionsstab besteht aus 28 Priestern, 14 Brüdern und 64 Schwestern. — Die Arbeit der Missionare auf den Philippinen erstreckt sich auf Rekatholisierung der Katholiken, Gewinnung der Schismatiker (Aglipayaner) und der Missionierung der heidnischen Stämme im Inneren des Landes. Der Weihbischof von Manila Finneemann S. V. D. übernahm als Apostolischer Präfekt die Leitung der Insel Mindoro. Auf den verschiedenen Arbeitsfeldern der Philippinen arbeiten 65 Priester, 15 Brüder, 18 Schwestern. Die Zahl der betreuten Katholiken erreichte 1937: 167.752. — In der Negermission in den Vereinigten Staaten arbeiten 36 Priester, 9 Brüder und 82 Schwestern auf 16 Stationen und Pfarren, die 20.031 Katholiken zählen (vgl. Rundschau im letzten Heft, S. 547 ff.). Außerdem haben in den Vereinigten Staaten 2 Missionare in San Francisco die Seelsorge und Missionierung der japanischen

Einwanderer übernommen. In 2 Stationen zählen sie 350 Katholiken und 150 Katechumenen. Am Ribeiro (Brasilien), in der Japanersiedlung Registro des Staates Sao Paulo, arbeiten ebenfalls 3 Missionare und 6 Dienerinnen des Heiligen Geistes seit 1928. Von fünf Stellen aus suchen sie die Japaner zu erfassen. Das Taufbuch für das ganze Ribeirotal weist heute 900 Namen auf. Der Erfolg ist hier relativ größer und leichter als in Japan. — Als jüngstes deutsches Arbeitsfeld ist soeben im englischen Teil der Goldküste (Afrika) ein neues Gebiet übernommen worden. So kehren die Missionare vom göttlichen Worte wieder nach Afrika zurück.

Die Priester des heiligsten Herzens haben in ihrem Apostolischen Vikariat Gariep-Aliwal (Südafrika) die missionsärztliche Hilfe vorbildlich ausgebaut. Das Vikariat ist in drei ärztliche Bezirke aufgeteilt, die regelmäßig bereist werden. 3 Spitäler mit 130 Betten und ein Miva-Flugzeug stehen im Dienste der Krankenfürsorge. 25.298 Behandlungen und 22.724 Hüttenbesuche konnten in einem Jahre registriert werden. Die Gründung einer einheimischen Kongregation ermöglicht nun auch den nicht sehr geachteten Mischlingen den Eintritt in den Ordensstand. Aus ihren Reihen erhofft man vor allem Lehrschwestern, da die Regierung für die Schulen der Mischlinge Lehrkräfte gleicher Abkunft fordert. Das Zahlenbild ist folgendes: 19 Priester, 6 Brüder, 178 Schwestern, 40 Schulen mit 2258 Schülern, 7 Hauptstationen mit 3890 Katholiken und 1326 Katechumenen, 1087 Jahres-taufen, davon 392 Erwachsenentaufen.

Die Salvatorianer berichten, daß in ihrer Apostolischen Präfektur Shaowu (China) nach vielen Jahren großer Schwierigkeiten sich seit zwei Jahren eine merkliche Wendung zum Besseren zeige. Während der Jahresbericht 1936 692 Taufen und 2458 Katechumenen ausweist, sprechen die jüngsten Nachrichten allein von 500 Taufen in der Hauptstation Shaowu und ein Missionar berichtet von 10.000 Katechumenen allein in seinem Sprengel. Während in der Hauptstation der Schwerpunkt der Tätigkeit auf der Caritas lag, zeigt sich auf den Nebenposten die Stärke in der Einführung der Katholischen Aktion und Errichtung von kleinen Nebenzellen. Mutig und weitsichtig haben die Missionare die Heranbildung des einheimischen Klerus angepackt. Statistik: 6 Priester, 5 Schwestern, 21 Schulen mit 608 Kindern, zirka 2000 Katholiken.

Die Benediktiner von St. Ottilien haben ihre Arbeitsfelder in Afrika und Korea. In Südafrika liegt das Apost. Vikariat Eshowe. Hier arbeiten 24 Priester (davon 2 einheimische), 39 Brüder, 46 Schwestern (12 einheimische). In 54 Schulen werden 2700 Kinder unterrichtet. Die Zahl der Katholiken unter 380.000 Bewohnern beträgt 8780 und 1862 Katechumenen. Die Benediktiner gründeten in Inkamana die erste katholische Hochschule in Natal. Sie bildet, wenn auch schwaches, Gegengewicht gegenüber den zahlreichen akatholischen Mittelschulen, die vor allem der Heranbildung von Lehrpersonen dienen. An der Spitze dieses Vikariates steht der 73jährige Bischof Thomas Spreiter, der von 1906—1920 als Bischof in Deutsch-Westafrika wirkte. Er feierte vor kurzem sein goldenes Ordensjubiläum. — Im ehemaligen Ostafrika unterstehen den Benediktinern die beiden Abteigebiete Peramiho am Nyassa-See und Ndanda, an der Küste des Indischen Ozeans, die ungleich fruchtbarer sind als Eshowe. Das Missionsgebiet von Ndanda, 53.000 qkm groß, zählt 350.000 Seelen, davon sind 18.000 Katholiken. Das Missionsgebiet Peramiho, 66.000 qkm groß, mit 250.000 bis 300.000 Seelen, zählt 75.000 Katholiken. Beide Gebiete werden von

Abtbischöfen geleitet. Peramiho kommt die Abgeschlossenheit und Freiheit seines Gebietes vom Islam für die Mission sehr zustatten. Ndanda entstehen starke Hemmungen durch die Nähe der Küste und durch das starke Vordringen des Mohammedanismus. Die frohen Hoffnungen der Missionare finden ihre Bestätigung in der starken Zunahme der Christen. Peramiho wies 1937: 8073 Taufen, davon 2446 Erwachsenentaufen aus und Ndanda 1701 Taufen, davon 1021 Erwachsenentaufen. In Peramiho wirken 52 Patres, 71 Brüder, 57 Schwestern, in Ndanda 23 Patres, 35 Brüder und 14 Schwestern. Im September konnte der Bischof in Peramiho dem ersten einheimischen Alumnus die Tonsur erteilen. — In Korea verwalten die Söhne des hl. Benedikt das Apost. Vikariat Wonsan. Zu den 9 Hauptstationen gehören 9007 Katholiken und 1859 Tauffbewerber. Der letzte Jahresbericht zählte 1844 Taufen, davon 727 Erwachsenentaufen. 25 Priester, 30 Brüder und 27 Schwestern (davon 12 einheimische) teilen sich in der apostolischen Arbeit. Als wichtigstes Missionsmittel wirkt hier die Schule. Die Priester unterrichten an 8 staatlich anerkannten Volksschulen, 28 Missions- und Katechismusschulen mit 4500 Schülern. Mangel an Personal und Mitteln hemmen die Arbeit, so daß die Mission mit der fortschreitenden Industrialisierung des Landes nicht Schritt halten kann. Die durch die Armut der Bewohner bedingte Auswanderung und der fortschreitende Kommunismus erschweren nicht unwesentlich die Missionsarbeit. Das römische Meßbuch wurde auch hier zum Volksgebrauch in die koreanische Sprache übersetzt. — Durch Dekret der Propaganda vom 13. April 1937 wurde die Apostolische Präfektur von Yenki (Mandschuko) zum Apost. Vikariat erhoben und Abt Breher zum Apostolischen Vikar ernannt. Die ersten Jahre nach der Abtrennung von Wonsan (1929) waren mit Kreuz und Leid gesegnet. Räuberunruhen, kommunistische Unruhen legten zeitweise die Arbeit lahm. Auswanderung verminderte die Zahl der Gläubigen und das erklärt anfänglich den geringeren zahlenmäßigen Erfolg. Ihr letzter Jahresbericht berichtet: 23 Priester, 16 Brüder, 6 Schwestern, 12.844 Katholiken, 1411 Taufen, davon 538 Erwachsenentaufen.

Die Mariannhiller Missionare haben in Südafrika einen herrlichen Weinberg Christi geschaffen. Das Apost. Vikariat Mariannhill mit seinen 80.000 Katholiken steht an der Spitze der deutschen und nach Basutoland an zweiter Stelle sämtlicher Missionsgebiete Südafrikas. Führend und vorbildlich sind die Mariannhiller in der katholisch-sozialen Bewegung und bilden so ein Bollwerk gegen den immer mehr vordringenden südafrikanischen Bolschewismus. Die jährlichen Kongresse der Katholischen Afrika-Union gehen wie die Gründung selbst auf den Mariannhiller-Pater Huß zurück. Delegiertentagungen und Sonderkurse geben den Eingeborenen das Rüstzeug für den Kampf und schulen sie für ihre Lebensaufgaben auf den einzelnen Stationen. Eine eigene Volksbank erzieht zum Sparen und schützt die Eingeborenen vor Ausbeutung. Eine Eigenheimbewegung schafft menschenwürdige Wohnungen. Der wirtschaftlichen Ausbildung dienen 7 Missionshandwerkerschulen und vor allem die Landwirtschaftsschule. Diese Schulen erklären auch das starke Kontingent von Laienbrüdern (160), denen die theoretische und vor allem die praktische Unterweisung obliegt. 1490 Erwachsenentaufen meldet der letzte Bericht. Die beiden Apostolischen Präfekturen Umtata und Bulawayo wurden am 13. April 1937 zu Apost. Vikariaten erhoben. Umtata, das 1932 von Mariannhill abgezweigt wurde, zählt 20 Priester, 16 Brüder, 108 Schwestern, 6500 Katholiken, 1043 Katechumenen; Bulawayo 13 Priester, 7 Brüder, 73 Schwestern, 5158 Katholiken, davon 3458 Schwarze. Umtata zählt eine Bevölkerung von 1.047.000, und Bulawayo, das nur langsam unter der

aus Betschuanen, Hottentotten und Buschmännern zusammengesetzten Bevölkerung Fuß fassen kann, noch 343.625 Heiden.



Die vorliegende Übersicht zeigt uns die deutschen Missionsorden im Ringen um die Christianisierung der Welt. Es ist nur zu verständlich, daß der überall sich regende Kommunismus seinen Haß gegen sie richtet, weil sie Missionare und Deutsche sind. Wie der Katholizismus überhaupt, so sind auch die katholischen Missionen Bollwerke gegen diesen Menschheitsfeind. Als Deutsche sind sie Vertreter deutscher Kultur und deutschen Volkstums. In ihrer selbstlosen Hingabe an Gott und die Seelen sind sie Ehre und Segen des Volkes. Es bleibt ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Christentums, daß die Not der Nachkriegszeit den Missionssinn des deutschen katholischen Volkes nicht erlahmen ließ, sondern ihn erst voll zur Entfaltung brachte. Dem deutschen Volke galt das Wort des Kardinalstaatssekretärs Pacelli, als er sagte: „Ein Volk, das in unsagbarer schwerer Zeit im Kampf um das tägliche Brot und inmitten des leidvollen Ringens die Seelengröße aufbringt, seinen Anteil an dem göttlichen Werke der Weltmission so freudig und opferbereit zu tragen, ein solches Volk kann gewiß sein, daß des Himmels Gnade als überreicher Segensstrom auf es selbst zurückfließt und Land und Volk befruchtet, von dessen Großmut es seinen Ausgang nahm.“

Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr Josef Massarette, Luxemburg.

1. Vom Tagewerk des Hl. Vaters. Bedeutsame Ansprachen. Um die Katholische Aktion in Italien. Kardinal Serafini †. — 2. Hungaria docet: Nachträgliches zum 34. Eucharistischen Weltkongreß in Budapest. Festlichkeiten der 9. Zentenarfeier des Königs Stephan des Heiligen. — 3. Frankreich: Wiederaufbau der Kathedrale von Reims. Ersprießliche Bemühungen in der Seelsorge. — 4. Auf dem Wege zu enger Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche in Portugal. — 5. Die brasilianische Verfassung und die katholische Kirche.

1. Auch während der Sommermonate war Papst Pius XI. zu Castel Gandolfo in der erfreulichen Lage, mit der gewohnten geistigen Spannkraft und dem alten Arbeitseifer sein reiches Tagewerk zu erledigen, wenn er auch nicht umhin konnte, die körperliche Bewegung möglichst einzuschränken. Msgr. Besson, Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, der im Juni vom greisen Pontifex empfangen wurde, schreibt in einem gedruckten Bericht: „Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Schärfe seines Gedächtnisses haben etwas Wunderbares an sich. Inmitten seiner vielseitigen Tätigkeit, in einer Zeit voll ernstester Gefahren bewahrt er stets eine erstaunliche Heiterkeit des Gemüts, die auf unerschütterliches Gottvertrauen gegründet ist.“ — P. Gemelli O. F. M., Rektor der katholischen Universität in Mailand und Präsident der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, selbst ein hervorragender Arzt, erklärte im Juli einem Vertreter der

römischen „Tribuna“, er habe vor etwa Jahresfrist bei einer Privataudienz den Eindruck erhalten, daß der Heilige Vater noch Jahre leben könne. Das vor einigen Tagen erfolgte Wiedersehen habe diese Ansicht noch verstärkt. Es sei nur außerordentlich selten zu beobachten, wie der Körper eines 80jährigen Greises so wieder gesunde, wie dies beim Papst zutreffe. Das Herz funktioniere wieder regelmäßig; das schmerzliche Leiden, das sich vor anderthalb Jahren an den Beinen zeigte, sei verschwunden; überhaupt habe sich der ganze Gesundheitszustand gründlich gebessert. Wohl sei der Heilige Vater jetzt mager, es handle sich aber um eine gesunde Magerkeit bei hohem Alter. Er arbeite viel und die Arbeit habe seine Gesamtkonstitution durchaus günstig beeinflußt.

Nur wenig sei aus der langen Reihe bedeutsamer Ansprachen des Heiligen Vaters herausgegriffen. Bevor am 8. Juni die Reliquien des am hohen Osterfest kanonisierten polnischen Märtyrers Andreas Bobola S. J. aus der Jesuitenkirche del Gesù in einem wahren Triumphzug zum Bahnhof geführt wurden, um nach Polen gebracht zu werden, beleuchtete der Papst vor einer polnischen Pilgergruppe die Bedeutung der katholischen Religion für das öffentliche Leben. Wenn der Katholizismus blüht und nicht behindert wird, ist er die sicherste Stütze der sozialen Ordnung und der allgemeinen Wohlfahrt, während dort, wo Kirchenverfolgung wütet, auch öffentliche Unordnung und sozialer Ruin zu beklagen sind. Der erhabene Redner schloß mit dem Wunsche, Polen möge stets, seiner alten Devise eingedenk, „Vorkämpferin des Glaubens“ bleiben.

Am 11. Juni empfing der Stellvertreter Christi die Mitglieder des Kapuzinerordens, die in Rom zum Generalkapitel zusammengekommen waren. Der soeben gewählte Ordensgeneral P. Donatus de Welle, ein Belgier, zuletzt Rektor des äthiopischen Kollegs in Rom, stellte sie ihm vor. Nach freundlichen Worten der Belobung und des Segens betonte der Papst eindringlich die Notwendigkeit einer strengen Disziplin für den Ordens- und Weltklerus. Heute, wo die ungesunden Ideen der Disziplinlosigkeit um sich greifen, muß man darüber wachen, daß sie nicht auch in die Reihen der Geistlichen eindringen, denn ohne die Strenge der Disziplin bleibt fast nichts für Gottes Ehre und das Heil der Seelen übrig. Mit besonderem Nachdruck verlangte er Strenge bei der Aufnahme von Postulanten; er selbst hat über diese Notwendigkeit eine lange persönliche Erfahrung. Pius XI. sagte dann wörtlich: „Wenn man den Glanz des Ordenslebens erhalten will, dann ist vor allem in der Frage der Berufungen Strenge nötig; denn Gottes Gnade hilft zwar der menschlichen Natur, zerstört sie aber nicht und so bleibt die Notwendigkeit des Kampfes, der im Ordensstande sogar noch schwerer ist. Darum muß die Ge-

fahr ferngehalten werden, daß ungeeignete Elemente sich in eine Ordensfamilie einschleichen, denn sie werden ihr nicht nur von keinem Nutzen sein, sondern ihr zu einem Hindernis, zu einem Stein des Anstoßes und zu einer Last werden. Es ist nicht Übertreibung, sondern die Erfahrung lehrt, daß auch dort, wo nur wenige beisammen sind, fast unvermeidlich Mängel zutage treten. Deswegen braucht eine Ordensfamilie nicht ihre Mitgliederzahl zu verkleinern; sie soll hingegen darauf bedacht sein, dieselbe zu vermehren, aber so, daß ihre sämtlichen Genossen eine Elite bilden, auserwählte Soldaten sind. Das ist schwer, aber notwendig. In der Tat, wenn viele Menschen sich vereinigen, dann fließen nicht die guten, besonders die erlesenen Eigenschaften, zusammen, sondern jeder behält das Seine; aber die Mängel, die schlechten Eigenschaften summieren sich.“

Mehr als 100 Studenten der Vatikanischen Schule für Paläographie, Diplomatie und Archivkunde und der Schule für Bibliothekswesen wurden am 14. Juni in Castel Gandolfo empfangen. Nach einer Huldigungsansprache des Kardinals Giovanni Mercati, Bibliothekars und Archivars der Heiligen Römischen Kirche, sagte der Papst, er danke Gott dem Herrn dafür, daß es ihm möglich gewesen sei, etwas für jene beiden Lehranstalten zu tun, deren Studienstoff auch zur guten Verwaltung der Kirche gehöre. Was nützen Archive und Bibliotheken, wenn sie nicht für die Forschung ausgewertet werden und durch Dienst an der Wahrheit auch zum Heil der Seelen beitragen? Der Heilige Vater sprach die Hoffnung aus, daß die Ordensoberen und die einzelnen Diözesanbischöfe den Besuch der beiden Schulen ermöglichen, in denen Werkzeuge für eine wirkliche und ersprießliche Apologetik geschaffen werden.

Gemäß einer Weisung des Papstes versammelten sich die Rektoren der sämtlichen Regionalseminare Italiens in Rom, um ihre Erfahrung betreffs Studien, Erziehung, Disziplin und Hygiene auszutauschen. Bei einem Empfang am 21. Juli unterstrich der Papst die hohe Bedeutung einer möglichst gediegenen Ausbildung der künftigen Priester, von denen das Glaubensleben der Laienwelt in so hohem Grade abhängt. Deshalb hüten die Bischöfe diese Institute wie ihren Augapfel. Das gilt erst recht für den Papst, der sich den Vorsitz der Kongregation der Seminare und Universitäten vorbehalten hat, um den Priesterseminaren größte Sorgfalt angedeihen zu lassen. Dieser außerordentliche Entschluß gehe, so bemerkte Pius XI., auf eine besondere und gesegnete Inspiration von oben zurück und er sei nun, nicht weit vom Abschluß seines langen Lebensweges, noch in der Lage, die gute Entwicklung jener Anstalten zu fördern, in denen die Zukunft der Kirche vorbereitet werde. Weiter erinnerte er daran, daß der deutsche Kurienkardinal Reisach auf ein Blatt, das

immer in seinem Brevier lag, geschrieben hatte: „Denke auch heute daran, daß dir die Anliegen der Kirche anvertraut sind.“ Ein passendes Leitwort auch für die Seminarrektoren, die verpflichtet sind, täglich zu Gott für ihre Alumnen zu beten.

Bei verschiedenen Gelegenheiten nahm Pius XI. vor Pilgergruppen Bezug auf die Heimsuchungen und Gefahren, durch die sovieler pflichttreue Katholiken geängstigt werden. So gedachte er am 9. Juli des „teuern Mexiko, das unter den Ländern der Neuen Welt in Schmerz und Leiden und Unglück unbestritten den ersten Platz einnimmt“. In derselben Audienz hatte er Worte des Trostes und besonderen Segens für Spanien, in dem sich die Bedrängnisse und Ruinen gehäuft haben, das aber „reich ist an Glauben und Hoffnung und, man kann wohl sagen, an glorreicher und fruchtbarer Auferstehung“. — Am 16. Juli klagte der Papst gegenüber 35 jugendlichen Vertretern der Kath. Aktion in Laibach, daß es in ihrem großen Land Jugoslawien nicht wenige gebe, „die dem katholischen Leben nicht freundlich gesinnt sind, die es nicht begünstigen, die es vielleicht lieber nicht sehen möchten, die gewiß nichts tun, um es zu fördern, um ihm größere Entfaltung, jene schickliche, vernünftige und ersprießliche Stütze zu gewähren, welche alle Gesetze, Gesetzgebungen, alle Zivil- und Regierungsgewalten dem katholischen Leben bieten müßten. Was befürchtet man wirklich vom katholischen Leben? Nicht vom katholischen Leben braucht man Gefahren zu befürchten, sondern vom Kommunismus, vom Bolschewismus...“

Nachdem eine Gruppe von italienischen Universitätsprofessoren unter dem Protektorat des Propagandaministeriums die faschistische Rassenlehre in 10 Thesen zusammengefaßt hatte, nahm Pius XI. in mehreren Reden dazu Stellung, wie auch zum übertriebenen Nationalismus, den er als verhängnisvoll für die Missionen bezeichnete. Auch beleuchtete er wiederum das erhabene Ziel der Kath. Aktion, die katholisches Leben bedeutet, also Leben der Kirche, des mystischen Leibes Christi, der in ihr lebend, alle Zeiten und Völker belebt. Ein Konflikt mit dem italienischen Regierungschef schien zu drohen. Doch kam rasch eine Einigung zustande auf Grund des Abkommens vom 2. September 1931, wonach die Kath. Aktion sich jeglicher politischer Betätigung enthält und ausschließlich auf religiösem Gebiet die Erziehung und Erholung fördert. Der „Osservatore Romano“ vom 25. August veröffentlichte das diesbezügliche Communiqué mit folgendem Zusatz: „Dieser Information über die bereits seit September 1931 abgeschlossenen Abkommen können wir beifügen, daß durch die soeben abgegebene autoritätsmäßige und ausdrückliche Versicherung auch die anderen gegenwärtig geprüften Punkte über die Beziehungen zwischen der Kath. Aktion und

der Nationalen Faschistischen Partei eine angemessene Klärung erfahren haben. Insbesondere wurde erklärt, daß es keinerlei Begrenzung oder Vorbehalte bezüglich der gleichzeitigen Zugehörigkeit zur Kath. Aktion und zur Nationalen Faschistischen Partei für die leitenden Personen beider Organisationen gibt, sodaß die kürzlich vorgekommenen Fälle, die aus der behaupteten Unvereinbarkeit der doppelten Zugehörigkeit entstanden waren, sofort restlos erledigt wurden.“

In einer am 27. August an Pilger aus Reims und Brescia gerichteten Ansprache spielte Pius XI. auf die „trüben und schwierigen Stunden“ an, welche die Kath. Aktion soeben in Italien erlebt habe. Der Papst bemerkte, da die gesamte Weltpresse dadurch auf die Kath. Aktion aufmerksam gemacht worden sei, halte er auf Richtigstellung gewisser Irrtümer. Er trat dann der Behauptung entgegen, die Kath. Aktion habe sich mit Fragen beschäftigt, die sie nichts angingen. Zum Wesen der Kath. Aktion erklärte er von neuem, sie bedeute offen bekanntes und praktiziertes „katholisches Leben“, er selber habe stets loyal danach getrachtet, sie in den Grenzen des religiösen Lebens zu halten, wie es abgemacht war, und er könne sagen, daß seine Weisung befolgt wurde. Zum Schluß sprach er die vertrauensvolle Hoffnung aus, daß nach den ihm gemachten Versprechungen „zur Ehre aller“ Mißhelligkeiten, wie sie jüngst in der Diözese Bergamo zu beklagen waren, nicht mehr vorkommen werden.

Einer der aktivsten Kurienkardinäle, Giulio Serafini, Präfekt der Konzilskongregation, hat am 16. Juli nach kurzer Krankheit mit 70 Jahren das Zeitliche gesegnet. Am 12. Oktober 1867 zu Bolsena geboren, studierte Serafini in Orvieto und Rom und empfing 1890 die heilige Priesterweihe. Seit 1895 Professor am Priesterseminar zu Orvieto, wurde er 1901 nach Rom berufen, wo Leo XIII. ihm die Leitung des Seminario Pio und den Lehrstuhl der Fundamentaltheologie am Apollinare anvertraute. 1907 ernannte Pius X. ihn zum Bischof von Pescia, beschloß dann aber, ihn an der Spitze des Seminario Pio zu behalten. Als Mitglied der Kommission zur Neuordnung der Priesterseminare visitierte Msgr. Serafini, Titularbischof von Lampsacus, in der Folge die Seminare der Marken wie auch jene in Fano und Fermo. Als der Papst 1913 das Seminario Pio mit dem Seminario Romano lateranense vereinigte, wurde Serafini dort Präfekt der philosophischen und theologischen Studien. 1915 machte er sich auch als Generalassistent des Kath. Frauenverbandes Italiens verdient und wurde um dieselbe Zeit Kanonist der S. Poenitentiaria. Pius XI. übertrug ihm 1923 das wichtige Amt des Sekretärs der Konzilskongregation und zeichnete ihn am 30. Juni 1930 mit dem Purpur aus. Drei Tage später erfolgte die Ernennung des Kardinals Serafini als Präfekt der Konzils-

kongregation. Sein Nachfolger in diesem Amt ist Kardinal Maglione, der frühere Apost. Nuntius in Paris.

2. *Hungaria docet: Nachträgliches vom 34. Eucharistischen Weltkongreß in Budapest. Festlichkeiten der 9. Zentenarfeier des Königs Stephan des Heiligen.* Über den bestens organisierten, in jeder Beziehung hochehrfreulichen Kongreß, der vom 25. bis 29. Mai unter Beteiligung von 15 Kardinälen außer dem päpstlichen Legaten, Kardinal-Staatssekretär Pacelli, 71 Erzbischöfen und 226 Bischöfen eine gewaltige Huldigung von Hunderttausenden für den Eucharistischen Christus war, konnte noch in letzter Stunde für das 3. Heft das Wichtigere, einschließlich der Rundfunk-Botschaft des Heiligen Vaters, mitgeteilt werden. Die Budapester Glaubenskundgebung wird in der langen Reihe dieser internationalen Kongresse immer denkwürdig bleiben wegen der außerordentlich glänzenden Verbindung inneren Lebens mit äußerer Pracht. Man kann sagen, daß die unübersehbar reichen Seelenfrüchte bereits vor der Eröffnung gesichert waren. Alle Volksschichten und Berufsgruppen der ritterlichen Nation, in der der katholische Glaube lebendig geblieben ist, wurden innerhalb eines Jahres durch Triduen, Missionen, Exerzitien auf den Kongreß vorbereitet. Die Teilnahme in allen Kreisen der Bevölkerung von den Mitgliedern der Regierung bis zu den Proletariermassen übertraf die kühnsten Erwartungen. Es steht fest, daß allein in der Hauptstadt 200.000 Erwachsene die zur religiösen Erneuerung gebotenen Gelegenheiten ausnützten und nach Tagen der Sammlung kommunizierten. Der vortrefflichen Vorbereitung entsprach denn auch der herrliche Verlauf des Kongresses. Von den großartigen Veranstaltungen auf dem Heldenplatz war wohl die nächtliche Anbetung mit Glaubensbekenntnis, Erneuerung der Taufgelübde und Vorsätze die ergreifendste und tröstlichste. Um Mitternacht brachte der Kardinal Goma y Tomas, Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, das heilige Meßopfer dar in Anwesenheit von 300.000 Männern; 600 Priester reichten 160.000 Gläubigen den Leib des Herrn. Tiefen Eindruck machte auch die Militärmesse, bei der viele Zehntausende Soldaten mit ihren Generälen und Offizieren zur heiligen Kommunion gingen. Während der am Feste Christi Himmelfahrt vom Pariser Kardinal-Erzbischof Verdier zelebrierten Messe kommunizierten 150.000 Jugendliche; abends war die Donaufahrt mit dem Allerheiligsten ein einzigartiges Schauspiel, reich an unauslöschlichen Eindrücken. Einen lieblichen Anblick bot die Generalkommunion der Kinder; es sollen ihrer über 100.000 gewesen sein. Die Kongreßdevise „Eucharistia vinculum Caritatis“ kam zwischen den Vertretern von mehr als 40 Nationen vollauf zur Geltung; alle waren ein Herz und eine Seele. Die ungarische Jugend begrüßte auf der Straße die Geistlichen und die Fremden mit „Laudetur Jesus

Christus“ und das schlichte Volk bot gern in seiner Sprache diesen frommen Gruß. Was in den großen und den kleineren Versammlungen an Ansprachen geboten wurde, oft von hochgestellten Laien, war, wie versichert wird, durchweg hochwertig. Immer wieder kam die auch vom Kardinallegaten Pacelli betonte Wahrheit zum Ausdruck, daß die katholische Kirche als ordnunggebende geistige Macht alle Nationen mit der gleichen mütterlichen Liebe umfängt, ohne irgendwo politisch Partei zu ergreifen; Weltrettung ist ihre Losung. — Alles in allem hat Ungarn durch den Kongreß wiederum Zeugnis abgelegt für eine religiöse und staatsbürgerliche Lebensfähigkeit, die seinen alten Titel „Treuer Ritter der Christenheit“ rechtfertigt und an den Volksspruch „*Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita*“ erinnert.

In Budapest wurde nachher ein Manifest des Kardinal-Erzbischofs Serédi öffentlich angeschlagen. Der Primas von Ungarn dankte darin der Hauptstadt und der gesamten Bevölkerung wie auch den Zivilbehörden und dem Organisationskomitee für das glänzende Gelingen der Veranstaltungen und sprach die Gewißheit aus, daß die in den herrlichen Tagen bewährte Einigkeit und Zusammenarbeit für das Wohl der Nation und als Richtlinie für die ganze Menschheit fort dauern werden. — Der ungarische Reichsverweser Admiral v. Horthy seinerseits, der mit Gemahlin den Kongreß nach Kräften gefördert hat, übermittelte dem vatikanischen Organ folgendes Schreiben: „Es ist mir eine große Freude, durch Vermittlung des ‚Osservatore Romano‘ vor aller Welt der katholischen Presse meinen innigen Dank zu bezeigen und ich gebe dem Wunsche Ausdruck, daß das vom erhabenen Kardinallegaten so würdig präsi dierte historische Ereignis in der ungarischen Hauptstadt zur Entwicklung besserer Beziehungen zwischen den Nationen, zum gegenseitigen Verständnis und gemeinsamen Verlangen nach Frieden und Gerechtigkeit beitragen möge.“

Anläßlich des Eucharistischen Weltkongresses wurde in Budapest eine internationale Caritas-Ausstellung veranstaltet, nach dem Urteil des „Osservatore Romano“ die eindrucksvollste Schau der christlichen Caritas, die Europa je gesehen. Das Liebeswerk der Kirche an der notleidenden Menschheit von der Katakombenzeit bis in unsere Tage wurde in 17 Sälen aufgezeigt. Den Besuchern wurden die vielfältigen Leistungen der Kirche beim Aufbau der abendländischen Kultur zur Zeit der Völkerwanderung und während des Mittelalters vorgeführt. Von 700 bis 1270 sind in ganz Europa 37.000 Klöster nachweisbar, die in den häufigen Heimsuchungen durch Pest, Hungersnot und Krieg Werke der Barmherzigkeit in weitem Maße ausgeübt haben.

In Budapest soll baldigst mit dem Bau einer prächtigen Kirche zu Ehren des Heiligen Geistes begonnen werden. Darin werden die Fahnen und Wappenschilder aller am Eucharistischen Kongreß beteiligten Nationen zur Erinnerung aufbewahrt bleiben. Als Hauptaltar wird der kostbare Kongreßaltar Verwendung finden, der auf dem Heldenplatz stand und an Berninis Schöpfung über dem Grabe des Apostelfürsten im vatikanischen Petersdom erinnert.

Sofort nach dem Eucharistischen Kongreß entfaltete sich am 30. Mai eine glanzvolle Festfeier zu Ehren des heiligen Königs Stephan, des eigentlichen Begründers des ungarischen Staates, dessen 9. Zentenarfeier als Jubiläumsjahr der ungarischen katholischen Kirche noch lange in der Erinnerung von ungezählten Tausenden weiterleben wird. Nach einem Pontifikalamt, das der Kardinallegat vor dem Parlamentspalast zelebrierte, wurde die unversehrt erhaltene rechte Hand des Heiligen in unvergleichlich farbenprächtiger Prozession nach dem Heldenplatz getragen; hinter der Reliquie schritt Kardinal Pacelli, die Menschenmenge segnend. Es war zugleich ein Triumph des katholischen Glaubens und des berechtigten Patriotismus. Tags darauf fuhr der „Goldene Zug“ mit der „heiligen Rechten“ des großen Königs von Budapest nach Gran, seiner Geburtsstadt. Die vom Zug berührten Bahnstationen waren festlich geschmückt. In Gran, dem Sitz des Primas von Ungarn, fand eine glänzende kirchliche Feier statt. Nachmittags wurde die Königsreliquie nach der Hauptstadt zurückgebracht. Dann konnten im Juni die anderen Städte Ungarns sie verehren, angefangen mit Stuhlweißenburg, dem Regierungssitz des Königs Stephan, der durch Wort und Tat die katholische Lehre verbreitet und zehn Bistümer errichtet hat.

Am 25. Juni wurden in Budapest die Gedenkfestlichkeiten des St.-Stephans-Jubiläumsjahres feierlich eröffnet. Der Kardinal-Primas Serédi pontifizierte in der Krönungskirche in Anwesenheit aller Regierungsmitglieder, der Präsidenten beider Parlamente und zahlreicher Zivil- und Militärbehörden. In der darauf folgenden Festversammlung im Kuppelsaal des Parlamentspalastes feierte zunächst der Reichsverweser N. von Horthy den um Ungarn höchst verdienten Monarchen, von dem er u. a. sagte: „Jene großen Probleme, die über Sein oder Nichtsein der Nation entscheiden, erkannte der heilige König Stephan mit seherischem Auge. Seine Genialität löste dieselben. Mit inbrünstigem Glauben, edlem Beispiel und väterlicher Liebe, aber auch, wenn nötig, mit jeden Widerstand niederringender Kraft schuf er so das christliche ungarische Königreich und führte sein Volk in die Kulturgemeinschaft der westlichen Nationen ein. Die ‚Heilige Rechte‘ Stephans weist heute noch die Richtung auf dem tausend-

jährigen Wege der Nation. Sein Staatsgedanke war jederzeit das Band des Friedens und der Gerechtigkeit in Mitteleuropa, sowie der brüderlichen Eintracht und der Wohlfahrt der unter der Heiligen Krone lebenden Völker. Wohl haben die Stürme der Geschichte den Glanz dieses Staatsgedankens zeitweise verdüstert, doch brach die ihm innewohnende Lebenskraft immer wieder ans Tageslicht.“ — Der Ministerpräsident Bela von Imrédy, der seit einem Vierteljahrhundert wirksamen Anteil am katholischen Leben Ungarns genommen hat, schilderte die innige und tatkräftige Frömmigkeit des Königs Stephan, wie auch die gewaltige Bedeutung des Christentums für die Entwicklung der ungarischen Nation. Es sprachen auch der Minister Homan und der Präsident der Abgeordnetenversammlung.

Als das Abgeordnetenhaus zu dem Plan eines großen Festaktes der Parlamente Stellung nehmen sollte, bekannten sich die Wortführer aller Parteien zu der vom Apostolischen König begründeten Überlieferung, sodaß wiederum kundgetan wurde, daß das ungarische Volk in seiner politisch-nationalen Grundanschauung geeint ist und das 9. Zentenar des Heimgangs des heiligen Stephan als ein Unterpfand einer besseren Zukunft begehrt. Der Abg. Kenéz (Einheitspartei) führte aus, der königliche Glaubensstreiter sei vor allem auch Realpolitiker gewesen und habe rechtzeitig erkannt, daß die nach Osten sich wendenden Nationen ihre Volkspersönlichkeit in der byzantinisch-slawischen Kultur verlieren müßten. Demgemäß habe er das Ungartum der Kultur des lateinischen Westens eingegliedert. Stephan habe den christlichen und nationalen Gedanken vollkommen verkörpert und durch sein verfassungsrechtliches System das vielhundertjährige Bestehen des ungarischen Staates und die führende Stellung des Ungartums im Donaubecken gesichert; daher stehe er der Gegenwart besonders nahe. Abg. Tildy von der Kleinlandwirte-Partei, Protestant, pries den heiligen König als Apostel und Christen im edelsten Sinne des Wortes, der sich bewußt gewesen, daß religiöser Glaube zu den Existenzbedingungen einer Nation gehört. Er habe dem Ungartum seinen nationalen Charakter verliehen und sich in seiner Politik nur durch den christlichen Glauben und die Liebe zu seinem Volke leiten lassen. Deshalb feiere auch die reformierte Kirche zusammen mit den Katholiken und den anderen Christen den König und zolle ihm die gleiche Verehrung wie die Katholiken. Ähnlich redeten die Vertreter der anderen Parteien; die kommunistische ist verboten.

Im „Römischen Martyrologium“ heißt es zum 15. August: „In Stuhlweißenburg in Ungarn der heilige König Stephan von Ungarn; mit hohen Tugenden ausgestattet, hat er als erster sein Volk für den christlichen Glauben gewonnen. Die Allerseligste Jungfrau selbst hat ihn am Feste ihrer Himmelfahrt in den

Himmel aufgenommen. Sein Fest wird jedoch auf Anordnung des Papstes Innozenz XI. am 2. September begangen; denn an diesem Tage wurde die äußerst starke Festung Buda (Ofen) mit sichtbarer Hilfe dieses heiligen Königs durch das christliche Heer nach langwierigem Kampfe zurückerobert (1684)“. — Höhepunkt der St.-Stephans-Zentenarfeier waren die Mitte August veranstalteten Festlichkeiten. Am 14. und 15. fanden solche in Gran statt, wo die zutage geförderten Überreste des Palastes der Herrscher aus dem Hause Arpad in Gegenwart des Reichsverwesers sowie vieler kirchlicher und weltlicher Würdenträger eingeweiht wurden. Vorher hatte der Kardinal-Erzbischof Serédi ein Pontifikalamt gehalten. Die vom Papst Silvester II. dem König Stephan verliehene heilige Krone, mit der er i. J. 1001 zum apostolischen König von Ungarn gekrönt wurde, war am 16. und 17. August in der Ofener Burg ausgestellt. — Am 18. fand in Stuhlweißenburg eine feierliche Sitzung des Reichstages statt; alle Mitglieder beider Parlamente waren erschienen. Man sah den Reichsverweser, alle Minister und zahlreiche hohe Persönlichkeiten. Auf der Tagesordnung stand lediglich der Gesetzentwurf betr. Verewigung des Andenkens Stephans des Heiligen durch Erklärung des 20. August zum Nationalfeiertag. Die Vorlage wurde ohne Debatte einstimmig angenommen und sofort vom Reichsverweser unterzeichnet. — In Budapest entfaltete sich am 20. mit besonderem Glanz die traditionelle Prozession der heiligen Rechten König Stephans. Morgens um 8.30 Uhr verließ der prunkvolle Zug die königliche Burg. Hinter der Reliquie ging der Kardinal-Primas. Der Reichsverweser in Admiralsuniform schritt an der Spitze der Minister, vieler Deputierter und zahlreicher hoher Beamter und Offiziere. Nach einem feierlichen Hochamt in der Krönungskirche wurde die heilige Rechte in Prozession nach der Burg zurückgebracht.

3. *Frankreich: Wiederaufbau der Kathedrale von Reims. Ersprießliche Bemühungen in der Seelsorge.* Ein großes Ereignis für ganz Frankreich, nicht nur für die gläubigen Katholiken, war die am 10. Juli eindrucksvoll verlaufene Festfeier zur Vollendung des in 20jähriger mühsamer Arbeit wohlgelungenen Wiederaufbaues der Kathedrale von Reims. In diesem gotischen Heiligtum hat unglaublich viel Landesgeschichte ihren Hort und ihre Verklärung gefunden. Kardinal-Erzbischof Suhard äußerte vorher in einem Presse-Interview: „Kein Mißton darf das Konzert dieser dem Ruhme der Himmelfahrt der Allerseligsten Jungfrau geweihten ehrwürdigen Steine stören. Vielmehr werden alle sich zusammenfinden, um in diesem Tempel die Schönheit der Ordnung, die Eintracht unserer um die göttliche Weisheit vereinten sozialen Energien, die Harmonie und den Frieden im Staate zu feiern. In dieser unvergleichlichen Kathedrale fühlen

wir alle die großen Erinnerungen unserer Heimat schlagen: Die Taufe Chlodwigs, die Königskrönungen, Ludwig den Heiligen, Jeanne d'Arc. Diese Steine haben so viel französische Geschichte gesehen, diese Gewölbe haben von solchen nationalen Beifallstürmen widergehallt, daß, wenn unser Herz schwiege, Gott selber uns befehlen würde, sie zu verehren und zu lieben“. — Der doppelte Sinn der Festfeier war die Besitznahme des Doms durch die ganze Nation und die Sehnsucht nach geistiger Wiedergeburt der Welt in Eintracht und Frieden. Am 9. Juli, bei der Vorfeier in der Basilika Saint-Remi, wo Kardinal Suhard als päpstlicher Legat begrüßt wurde, ergriff der Oberhirt das Wort, um dem Papst zu huldigen, an die Sendung Frankreichs im kirchlichen Leben zu erinnern und für den Weltfrieden zu beten. Möge die Kathedrale von Reims, so führte er zum Schluß seiner Predigt aus, die verstümmelt wurde und wieder auferstanden ist, ein lebendiger Protest sein gegen jede Zerstörung, jede Verstümmelung und jede Verletzung, die aus einem Kriege herrühren! Möge die Reimser Kathedrale durch das Bild ihrer Schönheit die Ursachen der Konflikte beseitigen, die Europa und die Welt spalten! Möge sie in allen den Wunsch nach Frieden und menschlicher Brüderlichkeit, allgemeiner Brüderlichkeit wecken! Möge man unter ihr in verjüngten Gewölben im Gebete und in der Entfaltung des christlichen Geistes die unerläßlichen Grundlagen für jeden Frieden im Schoße der Nationen und unter den Völkern suchen kommen!

Beim feierlichen Pontifikalamt des päpstlichen Legaten in der Kathedrale vertrat der Präsident der Republik Lebrun, praktizierender Katholik, die französische Nation; anwesend war auch der Fürst von Monaco. Man sah die französischen Kardinäle Verdier, Baudrillart, Gerlier und Liénart und die ausländischen Purpurträger Hinsley (Westminster), van Roey (Mecheln) und Tappouni (Antiochien), sowie etwa 60 Erzbischöfe und Bischöfe; ferner zahlreiche Diplomaten, Mitglieder der Französischen Akademie und viele bekannte Persönlichkeiten. Kardinal Suhard sprach treffende Worte. — Beim Bankett, das die Stadtverwaltung im Rathause gab, wurden Reden gehalten u. a. von Jean Zay, Minister für Nationale Erziehung, dem belgischen Justizminister Pholien, dem englischen Kapitän Mac Euwen, Mitglied des Unterhauses und Präsident der außenpolitischen Kommission der konservativen Partei, und dem Deputierten Marchandau, Bürgermeister von Reims. — Nachmittags füllten sich wiederum die altehrwürdigen, aufs beste erneuerten Hallen des Domes mit Tausenden zur Vesper. P. Gillet, Generalsuperior des Dominikanerordens, hielt eine großzügige Predigt. Nachher wurden in feierlicher Prozession Reliquien der Heiligen Frankreichs um die Kathedrale getragen.

Ungezählte Wohltäter in Frankreich und dem Ausland haben zur Wiederherstellung der Kathedrale beigetragen. Bekanntlich übernahm der Nordamerikaner John D. Rockefeller jun. durch Spendung von 37 Millionen Frs. den Löwenanteil der Kosten. Die sehr befriedigende Lösung der gewaltigen Aufgabe, die prächtige Kathedrale aus ihren Ruinen auferstehen zu lassen, verdankt man dem greisen Architekten Deneux. Er war bereits mit 16 Jahren beim Dombaumeister beschäftigt gewesen und hatte an den vor dem Völkerrriege begonnenen Restaurationsarbeiten teilgenommen. Indem er während langer Jahre seine freie Zeit der Skizzierung von Statuen, Säulen, Rosetten, Wasserspeiern usw. widmete, machte er sich mit allen Geheimnissen des Riesenbaues vertraut. Da keine Abbildungen der meisten Skulpturen bestanden und die alten Baupläne nach der Verwüstung durch Kriegsgewalt verloren waren, kam den Sammelmappen der Deneux'schen Zeichnungen größter Wert zu. Über eine bedeutungsvolle Entdeckung desselben Meisters teilt die Beilage „Christliche Kultur“ der „Neuen Zürcher Nachrichten“ (16. Juli) aus Reims mit: „Auf den Steinen der Kathedrale und auf den Standbildern kamen allerlei kleine Zeichen vor, wie Kreuze, Kelche, Schlüssel und Streifen, die man stets als persönliche Zeichen früherer Bildhauer und Baumeister betrachtet hatte. Deneux fand indessen System in diesen Zeichen. Er konnte nachweisen, daß diese einmal Bauanweisungen gewesen waren, und als er erst deren symbolische Sprache verstand, konnte er auf jedem belangreichen Stein, auf jeder wichtigen Statue, die zwischen den Trümmerhaufen lag, mit Sicherheit ablesen, welches der richtige Platz hierfür wieder sein mußte.“ Selbstverständlich wurden beim Wiederaufbau die modernsten Verfahren angewandt.

Des Reimser Domes Wiedergeburt kann auch gelten als Symbol des religiösen Aufbaues, wie er vielerorts in Frankreich durch ein modernes, tatkräftiges und umsichtiges Seelsorge-Apostolat betrieben wird. Eine einzigartige, herrliche Frucht derselben ist das numerisch bedeutende Kirchenbauwerk des Kardinals Verdier in der Pariser „Bannmeile“. Msgr. Touzé, dem die Leitung dieser überaus erspriesslichen Aktion übertragen ist, gab vor mehreren Monaten in einem an der Sorbonne gehaltenen Vortrag darüber Aufschluß; derselbe liegt unter dem Titel „Hundert neue Kirchen in der Diözese Paris“ gedruckt vor. 1930, bei Verdiere Ernennung als Erzbischof der französischen Hauptstadt, standen in Paris dem Kultus 110 Kirchen, durchschnittlich eine für 26.000 Seelen, und in der Bannmeile 158 Gottesdienstlokale, eines für 12.300 Seelen, zur Verfügung. Der Oberhirt beschloß, jedem Zehntausend Katholiken eine Kirche zu beschaffen, was 100 neue Gotteshäuser bedeutete. Davon mußten 60 möglichst rasch errichtet werden. Nachdem der

Kardinal-Erzbischof zu Weihnachten 1931 in einem ersten Aufruf um Spenden gebeten hatte, konnten bald 53 Bauplätze gekauft oder für 99 Jahre gemietet werden; die Pariser Stadtverwaltung stellte eine Anzahl zur Verfügung. Daß das große Werk auch zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beitragen sollte, gewann ihm rasch die Sympathien der Behörden und der Arbeiterschaft, zumal die Arbeiter ohne Rücksicht auf ihre weltanschaulichen oder politischen Ansichten eingestellt wurden. Die Finanzierung dieses kirchlichen Bauunternehmens von hoher religiöser und sozialer Bedeutung wurde in trefflicher Weise sichergestellt. Eine 1932 aufgelegte Kirchenbau-Anleihe wurde in vier Stunden überzeichnet. Die kirchlichen Sonderkollekten bringen Sonntag für Sonntag rund 80.000 Frs. ein. Durchweg leisten auch die Pfarrangehörigen Beiträge; eine Arbeiterpfarrei hat in drei Jahren 350.000 Frs. für ihr neues Gotteshaus aufgebracht. Bis Juni 1938 wurden 92 Gotteshäuser dem Kultus übergeben; 62 davon sind geräumige Kirchen; die übrigen, meist Kapellen für 4—500 Personen, haben bereits der seelsorglichen Arbeit unschätzbare Hilfe gebracht. In den „Chantiers du Cardinal“ wurden durchwegs täglich 1000 Bauarbeiter beschäftigt. Durch die umfangreiche Aktion wurde auch die Entwicklung der modernen kirchlichen Kunst gefördert und zahlreiche unbeschäftigte Künstler erhielten lohnende Aufträge. — Auf die Frage, welche Früchte das großzügige Kirchenbauprogramm in der Pariser Bannmeile bisher gezeitigt habe, äußerte Kardinal Verdier im Juli gegenüber einem Vertreter des Internationalen katholischen Pressedienstes u. a.: „Unsere Arbeit half in erster Linie den sozialen Frieden festigen. Die Arbeiter sind darüber glücklich, daß wir uns mit ihren Sorgen und Nöten befassen. Darum schicken sie ihre Kinder in unsere Jugendheime. Weiterhin haben die 100 neuen Kirchen eine neue religiöse Strömung geweckt. Durch sie haben wir sicherlich 60.000—80.000 Kinder gewonnen, die nun eine christliche Erziehung genießen. Wir haben von neuem die unvergängliche Lebenskraft des Christentums bewiesen. Auch darf nicht vergessen werden, daß durch unser Kirchenbauprogramm der Blüte der religiösen Kunst neue Triebkräfte zugeleitet wurden.“

Es läßt sich nicht bestreiten, daß immer mehr gebildete Franzosen der religiösen Vergangenheit und den geistigen Werten ihres Vaterlandes wachsende Beachtung schenken. Kirchliche Feiern, an denen viele Zehntausende teilnehmen, werden nicht mehr durch den geringsten Mißton getrübt. Auf die Bitte des Bischofs von Chartres hin gewährte Pius XI. für ganz Frankreich ein Marianisches Jubiläumsjahr anläßlich des 3. Zentenars der Weihe Frankreichs an die Gottesmutter durch den König Ludwig XIII. Diese Vergünstigung wurde allenthalben mit Begeisterung aufgenommen. Die Bischöfe riefen durch

Hirtenschreiben zur Verherrlichung der Himmelskönigin auf und in allen Pfarreien wurden mehrtägige Andachtsfeiern abgehalten. Höhepunkt war der vom 20. bis 24. Juli in Boulogne-sur-Mer glanzvoll verlaufene 4. Marianische Nationalkongreß, dem Kardinal Liénart, Bischof von Lille, als päpstlicher Legat vorstand. Eine gewaltige Kundgebung war die Schlußfeier, als 100.000 katholische Familienväter aus allen Landesteilen, an ihrer Spitze der Führer der Katholischen Nationalliga, General de Castelnau, in Anwesenheit des Kardinallegaten und des gesamten französischen Episkopats folgendes Gelöbniß ablegten: „Wir weihen Dir, o reinste Mutter, die französische Familie, denn unsere christlichen Familien sind der festeste Schutzwall des Katholizismus. Wir vertrauen Dir, o Maria, unsere Kinder an. Mögen sie zahlreich sein und unserm Herd Eintracht und Freude bringen! Wir legen das Geschick unserer ganzen Nation in Deine Hände, o Himmelskönigin. Du hast sie geliebt in der Vergangenheit und wir sagen Dir dafür Dank. Wie ein bevorzugtes Kind hast Du sie behandelt. Doch ein Angstschrei steigt von unseren Lippen auch zu Dir auf. Tödliche Gefahren umringen Frankreich. Wenn es seine Rolle als ‚älteste Tochter der Kirche‘ weiter erfüllen und Soldat des christlichen Ideals bleiben soll, dann bedarf es der außerordentlichen Hilfe des Allerhöchsten.“ — Anfangs August kündigte der Kardinal-Erzbischof Verdier in einem Hirtenschreiben den Schluß des Jubiläums an; dabei teilte er den Wunsch der zu einer Konferenz versammelten französischen Kardinäle und Erzbischöfe mit, daß am 15. August in sämtlichen Pfarreien des Landes das Gelöbniß von Boulogne wiederholt werde.

Seit Jahrzehnten gehen von den Sozialen Wochen fruchtbare Anregungen für das katholische öffentliche Leben in Frankreich aus. Eine solche Studienwoche wird alljährlich in einer Bischofsstadt veranstaltet als eine Art Kongreß der katholischen Akademiker Frankreichs, den man nicht unzutreffend eine „wandernde Universität“ genannt hat. Es ist auch ein Treffpunkt für Prälaten, Politiker, Professoren, Schriftsteller und Studenten, die dort beste Gelegenheit haben, einander kennenzulernen und sich auszusprechen. Gewöhnlich finden sich etwa 2000 Teilnehmer zusammen. Ein Erfolg war wiederum die 30. Soziale Woche, die vom 25. bis 31. Juli in Rouen stattfand, mit dem zeitgemäßen Thema „Die Freiheit im gesellschaftlichen Leben“.

Nicht ohne Selbstgefälligkeit betonen hochgestellte Franzosen bei jeder Gelegenheit, daß die katholische Kirche auf französischem Boden sich vollkommener Freiheit für ihre gesamte Tätigkeit erfreut, da die geistliche und die weltliche Gewalt sich in gegenseitig vertieftem Verständnis für ihre historische Mission glücklich wiedergefunden haben. In diesem Sinne äußerte sich

wiederum am 14. Juli, dem französischen Nationalfeste, der Botschafter beim Heiligen Stuhl, Charles-Roux, bei einem glänzenden Empfang, zu dem viele hohe Persönlichkeiten seiner Einladung gefolgt waren. — Gewiß erfreut der französische Katholizismus sich segensreicher Freiheit, auch auf dem Unterrichtsgebiet. Seine Primärschulen werden von einem Sechstel aller Kinder besucht, aber keine öffentlichen Geldmittel stehen ihnen zur Verfügung. Anderseits werden immer noch die religiösen Gefühle sovieler katholischer Kinder im staatlich-laizistischen Unterricht gröblich verletzt. — Noch sovieles wäre wiedergutzumachen. Die in der „Drac“ zusammengeschlossenen Welt- und Ordensgeistlichen, die als Frontkämpfer ihre Pflicht getan, haben wiederum im Juni auf ihrer 14. Jahresversammlung festgestellt, daß die nationale Union in Frankreich die Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Bürger voraussetzt. In einer Resolution „erinnern sie die verantwortliche Gewalt erneut daran, daß eine Anzahl ihrer Kameraden, ehemalige und vielleicht künftige Frontkämpfer, 20 Jahre nach dem Kriege noch ihrer Versammlungs-, Unterrichts- und Besitzrechte beraubt sind und dies nur wegen ihrer religiösen Überzeugungen; sie erklären, daß eine solche Ungerechtigkeit eines Landes wie Frankreich, das sich in der Welt gerne „als die letzte Heimstätte der alten Freiheit“ vorstellt, unwürdig ist“. Schnellste Beseitigung dieses Unrechtes wird verlangt. Vielfach blüht noch der alte gehässige Antiklerikalismus und wird die gottlose Erziehung mit allen Mitteln von Politikern nach wie vor gefördert, mag auch mal ein Volksfrontminister an einer kirchlichen Festfeier teilnehmen.

4. *Auf dem Wege zu enger Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche in Portugal.* Antonio Oliveira Salazar, der i. J. 1889 einer armen Bauernfamilie entsprossene Erneuerer Portugals, seit 1926 Finanzminister und seit 1933 auch Ministerpräsident ist bekanntlich tief katholisch und geht täglich zur heiligen Kommunion. Nach Empfang der niederen Weihen fühlte er sich mehr vom Rechtsstudium angezogen und vertauschte das Priesterseminar mit der Universität von Coimbra. Die autoritäre Führung dieses von der Vorsehung berufenen Staatsmannes hat dem Vaterlande im Innern Ordnung, sozialen Frieden sowie wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt gesichert. Der neue starke Staat findet seine Grenze an den Gesetzen der Moral, den menschlichen Rechtsgrundsätzen, den berechtigten Garantien und Freiheiten des Einzelnen. Das nationale Regime machte der Kirchenverfolgung und der von früheren Machthabern betriebenen Zerstörung in religiösen Dingen ein Ende. Doch wurde an der Trennung von Kirche und Staat festgehalten und kein Konkordat mit dem Heiligen Stuhl abgeschlossen. Nach Salazars Auffassung entspricht dieser Zustand unter den gegenwärtigen Um-

ständen am besten dem beiderseitigen Interesse. Kluge Zurückhaltung schien ihm durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl geboten. Weshalb sollte er die vielen Ungläubigen, die Patrioten und dem Regime zugetan sind, wieder in eine Opposition bringen. Der politische Katholizismus ist ja nicht immer das einzige Mittel, um die Freiheit der Kirche aufrechtzuerhalten und die religiösen Werke zu schützen. Bereits im November 1932, beim Amtsantritt der Führer der Nationalen Union, betonte Salazar in einer großen Rede: „Ich habe beobachtet, wie schädlich für die Entwicklung und die Reinheit des religiösen Lebens die Einführung der Politik in die Religion ist, die Verschmelzung der geistlichen Interessen mit den materiellen Interessen der Völker, der Kirche mit irgendeiner Organisation, die auf dem Boden der Politik steht und als eine Partei aufgefaßt werden kann, die nach der Regierung strebt oder nicht. Vor allem in einem Land wie dem unserigen mit den alten katholischen Überlieferungen, aber einer wenig gebildeten Religiosität und einer engen Geisteshaltung in den Parteikämpfen schafft die eigentlich politische Tätigkeit der Kirche ihr und ihrem Klerus Schwierigkeiten und ernstes Mißtrauen, was ihrer rein geistlichen Tätigkeit großen Abbruch tut.“

Hauptsache ist, daß während des nationalen Wiederaufstiegs unter dem genialen katholischen Staatsmann die katholische Kirche in der Lage ist, sich in ihren Gliedern selbst zu erneuern, um ihre religiöse und moralische Aufgabe vollauf zu erfüllen. Manches ist zu diesem Zwecke in den letzten Jahren geschehen, doch bleibt noch viel zu tun. Es fehlt in großen Pfarreien des Patriarchats Lissabon und auch anderswo an Seelsorgsgeistlichen. Das Bildungsniveau eines Teiles des Klerus, der sich zu lange dem katholischen Leben Europas ferngehalten, müßte gehoben werden. Glücklicherweise steht an der Spitze der portugiesischen Kirche ein großer Organisator, der hochgebildete und klarsehende, arbeitsfreudige und seeleneifrige Kardinal Gonçalves Cerejeira, Patriarch von Lissabon, der in die Reihen der Kultusdiener einen neuen zeitaufgeschlossenen Geist hineinträgt. Für die religiöse Renaissance Portugals ist von dem erst vor drei Jahren gegründeten Verband der Katholischen Jugend reicher Segen zu erhoffen; derselbe umfaßt die Arbeiterjugend, die ländliche Jugend und die Universitätsjugend. Msgr. de Castro Meireles, Bischof von Oporto, bildete die erste Gruppe katholischer Universitätsstudentinnen, die sich vornehmlich mit der religiösen Volksbildung und der sozialen Frage befassen soll. Im August nahm die erste Landestagung der „Katholischen Jugend Portugals“ einen erhebenden Verlauf. Über 50.000 Kinder aus allen Diözesen des Landes beteiligten sich an einer vom Eucharistischen Kinderkreuzzug veranstalteten Wallfahrt nach dem Marienheiligtum in Fatima.

Daß Portugal der Kirche und des Staates sehr bedarf, das weiß niemand besser als Salazar. Indem der neue Staat zur Sittlichkeit erziehen will, erreicht er gewiß viel durch die eigenen Mittel: den öffentlichen Unterricht, die Korporationen, die Kraft der Gesetze. Aber das Wesentliche kann nur die Kirche dazu beitragen, zumal wenn der Klerus seiner Aufgabe noch besser gewachsen sein wird. Daher müssen Kirche und Staat immer enger zusammenarbeiten, auch wenn einstweilen noch die Trennung bestehen bleibt.

5. *Die brasilianische Verfassung und die katholische Kirche.* Vor fast einem halben Jahrhundert, gegen Ende 1889, wurde mit dem Sturz des Kaisers Pedro II. die Republik der Vereinigten Staaten von Brasilien ausgerufen. Die neuen Machthaber erklärten die Trennung von Kirche und Staat in der Verfassung von 1891, einem typischen Produkt des laizistischen Liberalismus. Indem sie Eheschließung, Unterricht und Caritas verstaatlichten, gaben sie doch die staatliche Einflußnahme auf die Besetzung der hohen hierarchischen Stellen nicht auf. Immerhin erlangte die katholische Kirche eine gewisse Handlungsfreiheit zur Durchführung notwendiger innerkirchlicher Reformen. Die Verfassung von 1934 beseitigte manche für die Kirche unbefriedigende Bestimmungen und bot ihr verschiedene Vorteile. Am 10. November 1937 setzte der Präsident Getulio Vargas durch eine Art Staatsstreich eine neue Verfassung in Kraft. Wie P. A. Messineo S. J. im Heft 2105 der „Civiltà Cattolica“ nachweist, steht sie auf dem Boden der liberalen Grundsätze und des Agnostizismus der Verfassung von 1891, wenn sie auch nicht alle religionsfeindlichen Verordnungen derselben übernommen hat. Im großen ganzen lebt darin der liberale Geist mit seiner traditionellen Indifferenz und seinem Ignorieren des religiösen Faktors wieder auf, wie wenn die Religion für den Frieden, die Einheit und Wohlfahrt des Staates ohne Bedeutung wäre.

Erfreulich ist gewiß die in der Vargas-Verfassung festgelegte Aufhebung der Ehescheidung und Unlösbarkeit des Ehebandes, doch wird im Gegensatz zur vorigen Verfassung die kirchliche Trauung nicht mehr anerkannt. Gemäß dem Naturrecht und der christlichen Ethik werden die Eltern als Träger der Erziehungsautorität in erster Linie, also vor dem Staat erklärt. Daß uneheliche Kinder dieselben Rechte wie die ehelichen genießen, liegt nicht im Interesse der Hebung und Gesundung der Familie. Durch die neue Verfassung ist der Religionsunterricht in den Volks- und Mittelschulen weniger gesichert, als er es seit 1934 war. Die religiösen Genossenschaften durften eigene Friedhöfe haben, während jetzt sämtliche Friedhöfe als weltlich gelten. Obwohl die Bevölkerung Brasiliens zu 90 Prozent katholisch ist, wird der katholischen Kirche staatlicherseits keine Vorzugsbe-

handlung gesichert. Wenn die Verfassung von 1934 ausdrücklich den religiösen Genossenschaften die Möglichkeit, den Charakter der juristischen Persönlichkeit zu erlangen, bot, so hat man solches Entgegenkommen wiederum fallen gelassen. Doch wurde den Ordensgenossen das ihnen vom antiklerikalen Sektierertum verweigerte Recht, sich an den öffentlichen Wahlen zu beteiligen, endlich zugestanden. Trotzdem bleibt der Geist der bestehenden Verfassung von jenem verhängnisvollen Laizismus erfüllt, der seit einem halben Jahrhundert das öffentliche Leben des brasilianischen Staatenbundes beherrscht. Da, wie es in der Einleitung heißt, die politische Entwicklung durch die kommunistische Propaganda bestimmt wurde, der man entgegentreten mußte, so wäre eine weitherzigere Berücksichtigung der religiösen Forderungen allein schon aus diesem Grunde angebracht gewesen. Denn die Krisis, die heute in Brasilien und vielen anderen Ländern den Regierenden zu schaffen macht, ist nicht nur politischer und wirtschaftlicher Art, sondern liegt vor allem auf moralischem und religiösem Gebiet und kann nicht durch nur menschliche Auskunftsmittel und mehr oder weniger gelungene soziale Gesetze behoben werden. Glücklicherweise sind in Brasilien Kräfte am Werke, dank welchen die Mängel der Verfassung sich weniger schädlich auswirken.

Literatur.

A) Eingesandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Schriftleitung zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Schriftleitung zum Inhalte solcher Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Schriftleitung nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

Adam, Karl. *Jesus Christus*. 5. Aufl. 8° (328). Augsburg 1938, Literar. Institut P. Haas u. Grabherr. Geb. RM. 6.80.

Anler, P. Ludwig, O. F. M. *Comes pastoralis confessorii praesertim religiosi*. Für die seelsorgliche Praxis aus Pastoral und Kirchenrecht zusammengestellt. 8. Aufl. Kl. 8° (VIII u. 324). Fulda 1938, Parzeller u. Co., vormals Fuldaer Aktiendruckerei, Fulda. Geb. RM. 5.—.

Anwander, Dr. Anton. *Das Prinzip des Gegensatzes in den Religionen*. (Heft 42 der „Abhandlungen zur Philosophie und Psychologie der Religion“, herausgegeben von DDr Georg Wunderle.) Gr. 8° (VIII u. 95). Würzburg 1937, C. J. Becker, Universitäts-Druckerei. Brosch. RM. 4.—.

Aurelii Augustini Confessionum libri XIII. Cum notis P. H. Wangnereck S. J. Editio octava. In-16, pag. XVI-586. Taurini-Romae 1938, Domus editorialis Marietti. Lib. It. 7.—.

Bachmann, L. G. Bruckner. *Der Roman der Sinfonie*. (480.) Paderborn, Ferdinand Schöningh. Ganzleinen geb. RM. 5.80.

Baur, Dr Johannes. *Die Spendung der Taufe in der Brixener Diözese in der Zeit vor dem Tridentinum.* Eine liturgie-kirchengeschichtliche und volkskundliche Studie. (Schlern-Schriften, herausgegeben von Klebelsberg: Nr. 42.) Gr. 8° (XX u. 169). Innsbruck 1938, Universitäts-Verlag Wagner. RM. 8.60.

Benedetti, Ivo. *Ordo iudicialis processus canonici super nullitate matrimonii instruendi iuxta instructionem a S. Congr. de Sacramentis editam.* Novissima editio. In-8 max., pag. 249. Taurini (Italia) 1938, Ex officina libraria Marietti. Lib. It. 12.—.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Aufruf zum priesterlichen Innenleben.* Nichts suchend als Gott. 4. Aufl. Kl. 8° (105). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. 1.40.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Botschaft vom Vatergott.* 1. Bändchen: Gott unser Vater. Der Vatergott und Leben und Sünde. Kl. 8° (46). RM. —.30. 2. Bändchen: Der Vatergott und die Menschennöte. Kl. 8° (31). RM. —.20. 3. Bändchen: Der Vatergott und Hölle und Tod. Kl. 8° (37). RM. —.20. Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Christi Hochschule.* Betrachtender Gang durch die Exerzitien. Kl. 8° (66). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.45.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Christi Mutter.* Kurzer betrachtender Gang durch die Lauretanische Litanei. Kl. 8° (80). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Kart. RM. —.50.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Christi Opfer.* Betrachtender Gang durch die Liturgie der heiligen Messe. Kl. 8° (37). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.30.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Geduldbüchlein* für Tragende und Leidende, für Krankenstuben und Krankenhäuser. 2. Aufl. Kl. 8° (32). Werl i. W. 1937, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.20.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Gibt's eine Hölle?* 2. Aufl. Kl. 8° (36). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.20.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Gibt's Teufel?* 2., verbesserte Auflage. Kl. 8° (32). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.20.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Muttersegnung.* Die christliche Mutter vor und nach der Geburt des Kindes. Kl. 8° (22). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.15.

Bierbaum, P. Athanasius, O. F. M. *Zwölf Heilige Stunden* in Lesungen, Betrachtungen und Wechselgebeten aus Schrift und Liturgie, nebst Messe vom Gebet Jesu im Ölgarten. 4. Aufl. Kl. 8° (144). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.45.

Bildung zum Christen. Referate der 7. Wiener Seelsorger-Tagung vom 27. bis 30. Dezember 1937, herausgegeben von **Dr Karl Rudolf.** (166.) Wien, I., „Tyrolia“, Abtg. Seelsorger-Verlag. Kart. RM. 2.90.

Blat, Dr P. Fr. Albertus, O. P. *Commentarium Textus Codicis Juris Canonici.* Liber II, partes II et III: *Jus de religiosis et laicis iuxta Codicis ordinem.* Ed. III. 8°, 709 pp. (Institutum Pontificium internationale „Angelicum“ de Urbe.) Romae 1938, Apud „Angelicum“, Salita del Grillo 1.

Bruder Jordan Mai, Franziskaner. *Ein Leben in Gott.* 7. Aufl. Kl. 8° (63). Werl i. W., Franziskus-Druckerei. RM. —.30.

Carbone, Caesar. *Circulus philosophicus seu Obiectionum Cumulata Collectio iuxta methodum scholasticam.* Sex vol. in-8°. Vol. V. Theodicea. pag. VIII-663. Taurini (Italia) 1938, officina libraria Marietti. Lib. It. 25.—.

Chastonay, Paul de. *Die Satzungen des Jesuitenordens.* Werden, Inhalt, Geistesart. (278.) Einsiedeln/Köln 1938, Benziger. Kart. Fr. 6.30, RM. 4.—; Ganzleinen Fr. 7.60, RM. 4.80.

Christliche Besinnung heute, 3. Jg. Nr. 9. Herausgeber: Hermann Herrigel. Frankfurt a. M., „Christliche Besinnung heute“, Bockenheim-Anlage 30.

Costero, F., S. J. *Meditationes de universa Historia Dominicae Passionis*. Editio tertia emendata. In-16°, pag. VII-292. Taurini-Romae 1938, Domus editorialis Marietti. Lib. It. 4.—.

Deininger, Franciscus, O. S. B. *Verantwortung für das kommende Geschlecht*. Kl. 8° (197). Paderborn 1938, Ferd. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). Geb. RM. 3.80.

Dempf, Dr Alois. *Christliche Philosophie*. Der Mensch zwischen Gott und der Welt. Großformat (240), 3 Abbildungen. Bonn, Buchgemeinde. Ganzleinen RM. 5.40.

Der christliche Vater. Ein Büchlein der Überlegung und des Gebetes, gänzlich neu bearbeitet von einem katholischen Vater. 56.—60. Tausend. 12° (160). Dülmen 1938, Laumann. Leinwand RM. 1.10. Kunstdrucker Goldschnitt RM. 1.50, Leder Goldschnitt RM. 2.—.

Die deutsche Thomasausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa theologica. Übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands. Herausgegeben vom Katholischen Akademikerverband. 30. Band: *Das Geheimnis der Eucharistie*. (III, 73—83.) 8° (19 u. 616). Salzburg-Leipzig 1938, Anton Pustet. Einzelbandpreis brosch. RM. 9.—, Leinen RM. 10.—. Bei Bezug der Gesamtausgabe brosch. RM. 8.50, Leinen RM. 9.50.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments übersetzt und erklärt. Herausgegeben von Dr Fr. Feldmann und Dr Heinr. Herkenne. VIII. Bd. 3. Abt. II. Hälfte: *Die zwölf Kleinen Propheten* (Nah., Hab., Soph., Agg., Zach., Mal.) übersetzt und erklärt von Dr H. Junker. Gr. 8° (XIII u. 229). Bonn 1938, Peter Hanstein. Brosch. RM. 7.—, geb. RM. 8.80.

Ein Leben der Liebe. Von einer Unbeschulten Karmelitin aus Köln-Lindenthal. 8 Kunstdruckbilder. 8° (224). Dülmen 1938, Laumann. Kart. RM. 3.—, Leinwand RM. 3.80.

Fels, Heinrich. *Martin Deutinger*. Gestalt und Beurteilung, Lebenswerk, Ernte und Erbe. Mit einem Bildnis Martin Deutingers. 8° (340). (Band 2 der „Gestalten des christlichen Abendlandes“.) München 1938, Kösel-Pustet. Geb. RM. 6.80.

Godecker, Sister Mary Hilda, O. S. B. *Angelus Silesius' personality through his Ecclesiologia* (A Dissertation). 8° (92). Washington, D. C. 1938, The Catholic University of America.

Goldmann, Maria Andrea. *Im Schatten des Kaiserdomes*. Frauenbilder. 8° (218). Limburg a. d. Lahn, Gebr. Steffen. Geb. RM. 4.80.

Grossek, Melchior. *Fromm und froh*. Ein Meßbüchlein für Kinder. Bilder von Schw. Eberhardis. 12° (72). Dülmen 1938, Laumann. Leinwand RM. 1.50.

Gülker, Dr Th. *Entwürfe für Marienpredigten*. 8° (VIII u. 216). Bielefeld 1938, Rennebohm u. Hausknecht. Geb. RM. —.—.

Hämel-Stier, Dr Angela. *Das Seelenleben der heiligen Johanna Franziska von Chantal*. Ein wissenschaftlicher Beitrag zur Psychologie weiblichen Heiligkeitsstrebens. (Heft 41 der „Abhandlungen zur Philosophie und Psychologie der Religion“, herausgegeben von DDr Georg Wunderle.) Gr. 8° (VIII u. 68). Würzburg 1937, C. J. Becker, Universitätsdruckerei. Brosch. RM. 2.40.

Heilige Überlieferung. *Ausschnitte aus der Geschichte des Mönchtums und des heiligen Kultes*. Dem hochwürdigsten Herrn Abte von Maria Laach Dr theol. et iur. h. c. Ildefons Herwegen zum silbernen Abtsjubiläum dargeboten von Freunden, Verehrern, Schülern, und in deren Auftrag gesammelt von Odo Casel O. S. B. (285.) München.

ster 1938, Aschendorff'sche Verlagsbuchhandlung. Kart. RM. 12.50, geb. RM. 14.50.

Henne, P. Dr Eug. u. **Gräff, P.** Osmund, O. M. Cap. *Das Alte Testament*. Heilsweg und Heilskraft in der Gottesoffenbarung des Alten Bundes. Eine Auswahl aus der Ganzausgabe des Alten Testaments. Mit 1 Titelbild. Gr. 8^o (800). Paderborn 1938, F. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). In Ganzleinen RM. 6.—, in Kunstleder (Geschenkausgabe) RM. 8.—.

Hilker, Otto. *Christusgeheimnis*. Die Lehre über Christus und sein Reich in Arbeitsentwürfen. 8^o (48). Paderborn 1938, F. Schöningh. Kart. RM. —.90.

Holzmeister, Urbanus, S. J. *Historia aetatis Novi Testamenti*. Editio altera. Pag. XII-307. Romae 1938, E Pontificio Instituto Biblico. Lib. It. 35.—.

Jellouschek, Dr Carl Joh. *Eine Sinaifahrt*. Bericht über die gemeinsam mit Univ.-Professor Dr Johannes Gabriel im April 1937 unternommene Autoexpedition Jerusalem—Suez—St. Katharinen-Kloster. (Theol. Studien d. Österr. Leogesellschaft: Heft 37.) (71.) Wien 1938, Mayer u. Comp. RM. 2.—.

Jone, P. Dr Heribert, O. M. Cap. *Katholische Moraltheologie*. Unter besonderer Berücksichtigung des Codex Juris Canonici sowie des deutschen, österreichischen und schweizerischen Rechtes. 10. Aufl. Kl. 8^o (688). Paderborn 1938, F. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). Geb. RM. 7.50.

Kalt, Dr Edmund. *Biblisches Reallexikon*. 2., neubearbeitete Auflage. 2. Lieferung (bis K). Paderborn 1938, F. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). Subskriptionspreis RM. 9.—.

Katholische missionsärztliche Fürsorge: 15. Jahresbericht 1938. Herausgegeben von Direktor K. M. Boßlet O. P. 8^o (223). Selbstverlag des Missionsärztlichen Institutes in Würzburg.

Klaus, P. Dr Adalbert, O. F. M. *Ursprung und Verbreitung der Dreifaltigkeitsmesse*. Gr. 8^o (XVI u. 161). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. 5.—.

Koch, Karl. *Kleine deutsche Kirchengeschichte*. Mit einer Karte des Großdeutschen Reiches. (Veröffentlichung des Instituts für neuzeitliche Volksbildungsarbeit.) Kl. 8^o (161). Köln, J. P. Bachem. Kart. RM. 1.50, Ganzleinen RM. 2.50. Günstige Partiepreise.

Kuckhoff, Josef. *Johannes von Ruysbroeck*. Einführung in sein Leben, Auswahl aus seinen Werken. (Gestalten des christlichen Abendlandes, Band 3.) 8^o (319). München 1938, Kösel-Pustet. In Leinen RM. 6.80, Subskriptionspreis RM. 5.60.

Kuckhoff, Josef. *Vater*. 2. Aufl. 5.—9. Tausend. 8^o (144). Dülmen i. W. 1938, Laumann. Kart. RM. 1.30, Leinwand RM. 1.90.

Kümmer, Dr P. Heribert, O. Carm. *Die Gotteserfahrung in der „Summa theologiae mysticae“ des Karmeliten Philippus a ss. Trinitate*. (Heft 45 der „Abhandlungen zur Philosophie und Psychologie der Religion“, herausgegeben von DDr Georg Wunderle.) Gr. 8^o (XIV u. 123). Würzburg 1938, C. J. Becker, Universitäts-Druckerei. RM. 4.50.

Küter, P. Dr Egon, O. F. M. *Die Predigtmärlein* (contes moralisés) des Fr. Nicole Bozon. Ein Beitrag zur anglonormannischen Literatur des 14. Jahrh. („Franziskanische Forschungen“, Heft 5, herausgegeben von P. Dr Philoth. Böhmer O. F. M. und P. Dr Julian Kaup O. F. M. Gr. 8^o (XVI u. 158). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei, Brosch. RM. 6.—.

Lutz, Georg. *Sonntag in der Krankenstube*. Mit 1 Titelbild und 6 Kupferstichen. Kl. 8^o (199). Donauwörth, Ludwig Auer, Buchhandlung. Halbleinwand RM. 1.90.

Meyer, P. Genesius, O. F. M. *Tage mit Gott! Ein Exerzitienbüchlein.* 12^o (420). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. RM. 1.50.

Nar, Johannes. *Vom Caritaswirken der Seelsorge.* Kl. 8^o (80). Freiburg i. Br. 1938, Caritasverlag G. m. b. H. Kart. RM. —.30. Ab 50 Exemplaren RM. —.28, ab 100 Exemplaren RM. —.25.

Neues Staatskirchenrecht. Zweiter Band der Textausgabe staatskirchenrechtlicher Bestimmungen mit Verweisungen und einem Sachverzeichnis sowie mit einleitenden und verbindenden Bemerkungen von Dr Werner Weber, o. Professor der Rechte in Berlin, Mitglied der Akademie für Deutsches Recht. Taschenformat (XI u. 96). München und Berlin 1938, C. H. Beck. Rot kart. RM. 2.—.

Niebecker, Dr theol., H. Mutter Maria Theresia Bonzel, Lehrerin der christlichen Vollkommenheit. Kl. 8^o (86). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. RM. —.75.

Ordo divini officii recitandi sacrique peragendi iuxta Calendarium Ecclesiae Universalis pro Anno Domini MCMXXXIX. In-8^o, pag. 137. Taurini (Italia) 1938, Domus editorialis Marietti. Lib. It. 3.—.

Peil, Dr Rudolf. *Lernet den Christusglauben kennen! Werkbuch der katholischen Religion.* I. Teil. Mit 15 Bildtafeln und einer Übersichtstabelle. Gr. 8^o (272). Freiburg i. Br. 1938, Herder. RM. 3.60, in Leinen RM. 4.80.

Peters, P. Benedikt, O. F. M. Salvator von Horta. Ein Lebensbild des neuen Franziskanerheiligen. Kl. 8^o (32). Werl i. W. 1938, Franziskus-Druckerei. Brosch. RM. —.20.

Petrelli, R. P. Mag. Fr. Nazarenus, O. S. A. Annus Mystico-Augustinianus. Vol. I. a die I Mensis Januarii ad XXX Junii. Editio secunda. In-32, pag. XIX-435. Taurini-Romae 1937, Ex officina libraria Marietti. Duo vol. Lib. It. 8.—, Linteo contexta Lib. It. 12.—.

Pinsk, Johannes. *Die sakramentale Welt.* („Ecclesia orans“, herausgegeben von Dr Ildefons Herwegen: Bd. XXI.) Kl. 8^o (XIV u. 214). Freiburg i. Br. 1938, Herder. Brosch. RM. 2.80, in Leinen RM. 3.80.

Piszter, P. Dr Emericus, S. O. Cist. Chrestomathia Bernardina ex operibus S. Bernardi, Abbatis Claravallensis Doctoris Melliflui, collecta et ad systema quoddam theologiae redacta. Editio secunda. In-8^o, pag. VIII-392. Taurini (Italia) 1938, Ex officina libraria Marietti. Lib. It. 10.—.

Pontificium Athenacum Lateranense. *Commentarium* (1937 bis 1938). 8^o, 286 pp. Romae 1938, Istituto grafico Tiberino.

Przybylski, Fr. Bernardus, O. P. De Mariologia Sancti Irenaei Lugdunensis. Pars dissertationis pro laurea obtinenda facultati theologiae an. 1936 praesentata. (Pontificium Institutum Internatioale „Angelicum“.) In-8^o, pag. XII-116. Romae 1937.

Sallinger, Franz. *Maria Lichtenegger.* Leben und Tugenden eines Jungmädchens. Mit 11 Bildern. 4. Aufl. Kl. 8^o (145). Graz, Buchhandlung „Styria“, Albrechtgasse 5. Brosch. RM. 1.50.

Schmidt, Philipp, S. J. Dämon Aberglaube. Kl. 8^o (79). Saarbrücken 1938, Saarbrücker Druckerei und Verlag. Kart. RM. 1.—.

Schütz, Anton. *Der Mensch und die Ewigkeit.* (395.) München, Kösel-Pustet. Leinen RM. 6.50.

Spindeler, Dr Aloysius. *Cur Verbum caro factum?* Das Motiv der Menschwerdung und das Verhältnis der Erlösung zur Menschwerdung Gottes in den christologischen Glaubenskämpfen des 4. und 5. christlichen Jahrhunderts. (XVIII. Bd., 2. Heft der „Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte“, herausgegeben von Dr A. Ehrhard und Dr J. P. Kirsch.) Gr. 8^o (162). Paderborn 1938, Ferd. Schöningh. Brosch. RM. 8.60.

Spreckelmeyer, Dr Hermann. *Die philosophische Deutung des Sündenfalls bei Franz Baader.* (Heft 43/44 der „Abhandlungen zur

Philosophie und Psychologie der Religion“, herausgegeben von DDr Georg Wunderle.) Gr. 8° (XVI u. 312). Würzburg 1938, C. J. Becker, Universitäts-Druckerei. Brosch. RM. 7.50.

Steffens, Hans. *Jungen am Altare.* Eine Anleitung für Meßbuben. 6 Kunstdruckbilder. (100.) Dülmen 1938, Laumann. Kart. RM. 1.70, Leinwand RM. 2.40.

Steinmetzer, Franz X. *Empfangen vom Heiligen Geiste...* Eine Auseinandersetzung mit der Antike. Gr. 8° (74). Prag-Leipzig 1938, Adolf Otto Czerny. Kart. Kč 32.—, RM. 3.20.

Stolz, Anselm. *Anselm von Canterbury.* Sein Leben, seine Bedeutung, seine Hauptwerke. (Band 1 der „Gestalten des christlichen Abendlandes“.) 8° (336). München 1937, Kösel-Pustet. Geb. RM. 6.80.

Thierry, Karl. *Warum so ängstlich?* Briefe an Friedlose und Ringende. Paderborn 1938, F. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). In Leinen RM. 2.50.

Wagner, Jakob. „*Accipite!*“ Der Herr ist da! Ansprachen zur Einstimmung der Seele auf den Empfang der heiligen Kommunion. Regensburg, Josef Habel. Kart. RM. —.90, in Leinen RM. 1.80.

Weber, DDr H. *Das Wesen der Caritas.* (Caritaswissenschaft, Bd. I.) 8° (XXXII u. 346). Freiburg i. Br., Caritas-Verlag. Kart. RM. 4.30, in Leinen RM. 4.80.

Wenner, DDr Joseph. *Kirchliches Lehrapostolat in Wort und Schrift.* Kl. 8° (119). Paderborn 1938, E. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). Kart. RM. 1.50.

Wessel, Dr theol. Josef. *Bedeutung und Wesen der sexuellen Erziehung in Augustinischer Gottesschau.* Ein Beitrag zur christlichen Erziehung. 8° (157). Kevelaer (Rhld.) 1938, Butzon u. Bercker. Kart. RM. 2.—.

Wessely, Dr theol. Friedrich. *Johannes v. Kreuz, der Lehrer des vollkommenen Lebens.* (Theol. Studien der Österr. Leogesellschaft: Heft 38.) (247.) Wien 1938, Mayer u. Comp.

Wunderle, Dr Georg. *Zur Psychologie der Stigmatisation.* Der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung im Lichte der neuen Religionspsychologie. 8° (95). 1938. Paderborn 1938, F. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). Kart. RM. 2.20.

B) Besprechungen.

Philosophia scholastica secundum „rationem, doctrinam et principia“ S. Thomae Aquinatis ad usum Seminariorum. Auctore *Francisco Xav. Calcagno*, vol. I. Introductio generalis, Dialectica, Critica, Ontologia, Cosmologia. P. VIII. 468, 4. Neapoli. M. d'Auria 1937.

Das Werk ist, was es sein soll: Ein durchaus zweckentsprechendes Manuale der Philosophie, das in aller Kürze und Klarheit in die Prinzipien der Scholastik einführt. Der Autor übersieht auch nicht, auf den praktischen Wert der Prinzipien hinzuweisen; so für die Kunstkritik, für den richtigen Begriff von Wissenschaft u. a. Im continuum sind nach dem Autor die Teile nur in potentia vorhanden. Woher stammt aber dann die wirkliche Ausdehnung? Bei der opinio probabilis scheint er der Schwierigkeit geschickt auszuweichen. Die beiden folgenden Bände: vol. II. Psychologia, Theologia naturalis und vol. III. Ethica lassen nach dem Vorausgegangen das Beste erwarten.

Mautern (Steiermark). Dr P. Georg Pfaffenwimmer C. Cs. R.

Thomas von Aquin. Sein System und seine geistesgeschichtliche Stellung. Von *Dr Hans Meyer*. 8° (XII u. 641). Bonn 1938, Hanstein. Brosch. RM. 16.—, geb. RM. 18.50.

Eine „synthetisch-makroskopische Betrachtung“ (S. 28) des Aquinaten, wie sie der bekannte Würzburger Philosophieprofessor H. Meyer in einem Werk von großen Linien und durchgereifter Systematik vorlegt, hat bisher nicht ihresgleichen. Selbst das namhafte Thomasbuch eines Sertillanges kann bei all seiner zusammenschauenden und stillvollen Kraft eine solche Durchgliederung der Stoffmassen und eine so sichere Führung unter leitenden Grundgedanken nicht aufweisen. Man sehe daraufhin nur die Thematik des Ordo-Gedankens und die Anthropologie bei Meyer an. Die verbreitete monographische Manier, Thomas in historische Abhängigkeitsbeziehungen zu zerstückeln und damit den Blick für den Geist des Ganzen gefährlich einzunengen, ist hier außer Kurs gesetzt. Das soll nicht heißen, Meyer verzichte auf den Beziehungsnachweis, aber er bringt ihn nur gelegentlich und dann am rechten Ort. Was vergleichsweise an Beziehungen zu Augustinus herausgestellt wird, beabsichtigt nicht so sehr eine Konfrontierung als vielmehr das Sichtbarmachen der gegenseitigen Ergänzung der beiden maßgebenden christlichen Gestalter des abendländischen Geistes; es ist geeignet, den streckenweise anders als Thomas Denkenden auf diesen aufmerksam zu machen und zur Wertschätzung zu nötigen. Und auch die Verbindungsfäden zur neueren und neuesten Philosophie sind geknüpft. Mit sachgebundener Kritik an Thomas wird nicht ängstlich zurückgehalten; denn auch Thomas lebt und denkt in seinen Grenzen. Aus der Durcharbeitung der einzelnen Erkenntnisse erwächst dem Autor am Ende dann noch einmal eine zusammenhängende Würdigung landläufiger Einwände gegen Thomas, eine Bewertung des thomasischen philosophischen Weltbildes und eine Darlegung desjenigen zukünftigen Denkens, das den Spuren des Aquinaten nachging. Vor der Achtung gebietenden, großen Arbeitsleistung dieses Thomasbandes lassen wir angemessener die kleinen, bemängelnden Wünsche verstummen. Hätten wir von anderen führenden Köpfen unserer einzigartigen christlich-philosophisch-theologischen Vergangenheit mehr — und nicht erst *Jahre lang nach* einer allenthalben erwachten Ganzheits- und Existenzphilosophie — und ähnlich ansprechende, gegenwärtig nahe, ganzheitliche und existenzielle Betrachtungen wie dieses Meyersche Werk gehabt, wir würden uns wahrscheinlich nicht so manches Mal und schmerzlich in einer Ghettosituation des Wissens und Lebens gefühlt oder gewußt haben.

Bonn.

Dr F. Hohmann.

Das Prinzip des Gegensatzes in den Religionen. Von *Dr Anton Anwander*. (Heft 42 der Abhandlungen zur Philosophie und Psychologie der Religion. Herausgegeben von *Prof. D. Dr Georg Wunderle* in Würzburg.) Gr. 8° (VIII u. 96). Würzburg 1937, Universitätsdruckerei C. J. Becker. Geh. RM. 4.—.

Ein wirklich reiches Buch! — Allseits von Guardinis Schrift über die Gegensätze befruchtet, aber darüber hinausgehend durch die Einbeziehung der außermenschlichen Welt in die Betrachtung. Gelegenheit zu einem Brückenbau in die „physikalische Metaphysik“ der modernen Atomtheorie ist ein Ertrag dieser Erweiterung. Andererseits findet sich aber auch neues Licht für die Beweglichkeit der kirchlichen Wissenschaft des Mittelalters und für ihre Würdigung. Also bei geringem Umfange eine reichliche Gabe.

Heiligenkreuz b. Baden. *Prof. P. Matthäus Kurz Ord. Cist.*

Paulus. Von *Sigismund Waitz*. Bd. 6: Seelsorge in der Gefangenschaft. (406.) Innsbruck 1938, „Tyrolia“. Kart. RM. 4.50, geb. RM. 5.50.

Der eben erschienene Band behandelt die sog. Gefangenschaftsbriefe (Ephes, Phil, Kol und Philemon). Wieder zeigt sich der hohe Verfasser als feiner Paulus-Kenner, der dem Leser diese z. T. gar nicht so leicht verständlichen Briefe wirklich recht nahe bringt. Die Kirchenväter, besonders Chrysostomus, werden gerne herangezogen, um dunkle Stellen aufzuhellen. Bei dem durch Pius X. bekannt gewordenen „*Omnia instaurare in Christo*“ (Ephes 1, 10) wird in dankenswerter Weise auch auf den griechischen Urtext eingegangen, ohne den der eigentliche tiefe Sinn des Verses nie verstanden werden könnte (S. 24). Die aus dem Trauungsrituale bekannte Stelle Ephes 5, 23—32 wird ausgezeichnet paraphrasiert (S. 96—102). Auch das Thema: Frauenemanzipation wird dabei nicht übergangen. Phil 2, 22 gibt dem bischöflichen Verfasser Anlaß, sehr beherzigenswerte Worte über das richtige Verhältnis zwischen dem Bischof und seinen Priestern niederzuschreiben (S. 196 ff.), ein Thema, worüber ja gerade in unserer Zeit klare Begriffe (und auch das Handeln darnach) doppelt notwendig sind... Das Buch wird Priestern und Theologen viel seelische Anregung und Erbauung, aber auch so manchen wertvollen praktischen Wink geben.

Wien.

Joh. Kosnetter.

Volkstümliche Einführung in das Verständnis der Heiligen Schrift. Von *Kanonikus Ernst Benz*. 2. Auflage. Stuttgart 1937, Kepplerhaus-Verlag. Kart. RM. 1.50.

Das sehr praktische Büchlein schlägt eine Brücke von dem wissenschaftlichen Bibelwerke zur lebendigen Seelsorge und bietet für Vorträge in Bibelrunden gute Dienste. Es kann nicht genug getan werden, das gläubige Volk in das richtige Verständnis der Heiligen Schrift einzuführen und ihm die Schwierigkeiten zu lösen, die es besonders bei der Lesung des Alten Testaments findet.

St. Gabriel-Mödling. Dr P. Albert M. Völlmecke S. V. D.

Die katholische Bibelstunde. Leitfaden für Bibelkursleiter und private Bibellesung. Von *Dr Donatus Haugg*. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart 1937, Kepplerhaus-Verlag. Kart. RM. 1.50.

Die günstige Aufnahme des vorliegenden Büchleins hat bewiesen, daß katholische Bibelstunden ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit sind. Der Verfasser zeigt, wie derlei Stunden lebendig werden können, bringt aber auch zahlreiche neuere bibelpädagogische Literaturangaben, für die Geistliche und Laien, die sich mit der Bibel näher befassen, besonders dankbar sein werden.

St. Gabriel-Mödling. Dr P. Albert M. Völlmecke S. V. D.

Der heilige Johannes Bosco. Von *Henri Ghéon*. Übersetzung von *Franz Schmal*. (XVI u. 221.) Freiburg i. Br. 1937, Herder. In Leinen RM. 3.50.

Im Nachwort zu seinem so lebendigen Buch über den Apostel von Turin meint der Verfasser, er habe das Gefühl, seiner Aufgabe nicht gerecht geworden zu sein. Dieses Leben schreie nach einem

Volksfilm, voll von Abenteuern, Spielen, Träumen, Wundern, von Wiesen und Weingärten, Schmutzvierteln und Schauderwohnungen mit all dem Elend der Kinderseelen, die ihrer angeborenen schlechten Veranlagung hilflos preisgegeben sind (S. 220). Sein Buch ist indes von solcher Frische und Erlebnisnähe, daß der liebenswerte Heilige der Straßenjungen einfach vor dem Leser steht. Mit tiefer Bewegung sieht man, was *ein* Mann, erfüllt vom Geiste von Nazareth, im säkularisierten 19. Jahrhundert geleistet hat. Noch ein Dutzend so geschriebener Biographien, und das Vorurteil, das man Heiligenbeschreibungen entgegenbringt, ist niedergebrochen.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Geschichte der katholischen Kirche der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. Gemeinverständlich dargestellt von Dr phil. P. Theodor Schwegler O. S. B., Kapitular des Stiftes Einsiedeln. (288.) Schlieren-Zürich, Verlagsanstalt „Neue Brücke“. Ganzleinen.

Die vorliegende Kirchengeschichte erwuchs aus Vorlesungen an der Theologischen Hausanstalt des Stiftes Einsiedeln und erscheint als Sonderband der „Einsiedler Schriften“. So wie sie heute vorliegt, ist sie keine Ergänzung zur allgemeinen Kirchengeschichte mehr, sondern eine selbständige Arbeit, welche die großen Vorgänge und ihre Rückwirkungen vom Standpunkt der Schweiz aus sieht. In drei Abschnitten (Die Einführung des Christentums, die Vorherrschaft der katholischen Kirche im Gebiete der heutigen Schweiz, die Zeit des Ringens zwischen dem alten und dem neuen Glauben) führt der kundige Verfasser die Darstellung bis zur Gegenwart. Trotz der schwierigen Schweizer Verhältnisse setzt der Bearbeiter nicht ein Nebeneinander von Einzelheiten hin, sondern bringt die Ereignisse im lebendigen Abflusse. Wohlthuend berühren der kritische Sinn, das freimütige Urteil und die lesbare Sprache. Ob es sich um innere Vorgänge (Niklas von der Flüe, der Berner Jetzerhandel, die Besuche des Karl Borromäus in der Schweiz u. s. w.) oder um weitausstrahlende Ereignisse (Basel als Sitz des Humanismus, Zwingli, Calvin u. a.) handelt, nirgends erstarrt die Darstellung zu einer trockenen Aufzählerei der Tatsachen, sondern lebt infolge der genetischen Entwicklung der Ereignisse. Erwünscht wären einige sorgfältig ausgewählte Bildtafeln gewesen. Auch die beigegebene Karte trägt verschiedene Verbesserungen. Das auch für die österreichische Geschichte aufschlußreiche Buch darf ob der genannten Vorzüge und wegen seiner Berücksichtigung der Kultur-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte als gelungenes Beispiel einer gediegenen Landeskirchengeschichte bezeichnet werden.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Um die Seele der heiligen Ikonen. Eine religionspsychologische Betrachtung. Von Georg Wunderle. Mit einer Kunstbeilage. (48.) Würzburg 1937, „Rita“-Verlag und Druckerei. Kart. RM. 2.10.

Aus der Entdeckung Osteuropas zieht auch die Kirchengeschichte Nutzen. Allzulange erblickte der Westen in der russischen Kirche nur Erstarrung, nicht das Anderssein. Erst allmählich enthüllt sich ein starkes, geheimnisvolles Leben, wie bei den Ikonen. Man erinnert sich an den Bilderstreit, an die rauch- und altersgeschwärzten Ikonen des

russischen Hauses, an die Ikonostase der griechischen Kirche. Die heilige Ikone stellt den homo coelestis dar. Nach Theodor Studita gehört die Ikone zum Prototypus wie der Siegelabdruck zum Siegelstempel. Daher ist die Ikone ein „Transparent einer göttlichen Welt“, Ausdruck platonischer Religiosität und Kunstübung. Heft 3 der Reihe „Das östliche Christentum“ vereinigt glücklich die neuen Erkenntnisse über den Osten mit den vertieften Einsichten, die uns verschiedene Bücher über das Menschenantlitz gebracht haben.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Meister, Bürger und Rebell. Das Lebensbild Tilmann Riemen-schneiders. Roman von L. G. Bachmann. 8 Bilder. (405.)

Paderborn 1937, Ferd. Schöningh (Wien, Raimund Förlinger; Zürich, B. Götschmann). Geb. RM. 5.80.

Das Leben des großen Plastikers der Spätgotik mit dem Auge des Künstlers gesehen. Die herrlichen Denkmäler für Rudolf von Scherenberg, Konrad von Schaumberg, Lorenz von Bibra, die Altäre von Rothenburg, Creglingen, Würzburg und Maidbronn, die Figuren für die Würzburger Marienkapelle u. s. w. ziehen an unserem Auge vorüber. Freilich erleben wir auch Tetzels Ablasspredigt und die große Bauernerhebung von 1525, den Sturm auf den Frauenberg, das Blutgericht über die Aufrührer und die Folterung Riemenschneiders. Unerklärliches liegt über dem Leben dieses Meisters, der solche Wunderwerke geschaffen hat. Bachmann läßt uns Zeit und Menschen dieser großen Wende miterleben.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Augustins Verhältnis zur Mystik. Eine patristische Untersuchung.

Von P. Dr Ephräm Hendrikx O. E. S. A. Gr. 8^o (204). Würzburg 1936, „Rita“-Verlag und Druckerei. Kart. RM. 5.—.

Der Band eröffnet die Sammlung wissenschaftlicher Forschungen „Cassiciacum“ und kommt zu dem Ergebnis, daß es erkenntnis-theoretisch und theologisch-metaphysisch im geschlossenen System der augustinischen Anschauungen für eine mystische Gotteserkenntnis im eigentlichen Sinne keinen Platz gibt. Der Verfasser, der ursprünglich der gegenteiligen Ansicht zuneigte, gelangte durch das einläßliche Studium des augustinischen Schrifttums und durch sorgfältiges Abwägen der einschlägigen Termini zu diesem Ergebnis. Die kritisch gearbeitete und klar gegliederte Schrift ist ein beachtlicher Beitrag zur Geschichte der Mystik.

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Die Kirche und die Welt. Beiträge zur christlichen Besinnung in der Gegenwart. Von Erich Kleineidam und Otto Kuß. (275.)

Salzburg-Leipzig, Anton Pustet. Leinen RM. 7.20.

Die Herausgeber des bekannten Werkes „Die Kirche in der Zeitenwende“ lassen nun diesen Band folgen. Sie sprechen von einem Versuch, der Arbeit der Truppe gleichend, die sich im Gelände orientiert. Die verschiedenen Verfasser begegnen sich in der Überzeugung, daß die Gegenwart den Christen zwingt, in die letzten Tiefen der Offenbarung einzudringen. Zeitnähe, verinnerlichte Frömmigkeit und Tiefe zeichnen alle Beiträge aus. Die Themen lauten: Die Verwandlung der Welt (Massen), Der heilige Gottesdienst der Kirche (Kahlefeld), Die Heilige Schrift (Kuß), Der Geist der Märtyrerkirche

(Schlütz), Die Kirche in der Auflösung der antiken Kultur (Bernhart), Die Grundgedanken des christlichen Mittelalters (Kleineidam), Abendländische Einheit und Säkularisation (Smolka), Die Kirche und die Wirklichkeit (Pribilla), Der Sinn des Bekenntnisses (Lang), Kirche und Volkstum (Koren), Durchgnadete Menschlichkeit (Feuling), Die neue Christenheit (Zangerle). Geist und Wahrheit leuchten aus diesen Überlegungen, manche Erkenntnisse berühren des Lesers Herz zuinnerst. Man staunt über die Weltweite unseres Glaubens und über die Treffsicherheit, mit der die neue Christenheit gezeichnet ist. Von diesem Buch gehen außerordentliche Anregungen aus. Es beunruhigt, um zu beruhigen. Solche Bücher haben wir bisher nicht gehabt. Es sagt in der Vorbemerkung zutreffend von sich: „Dieses Buch ist ein hoffendes Buch, denn es ist ein christliches Buch.“

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

Gott, die Ur-Tatsache, der Ur-Grund, das Ur-Geheimnis. Von Dr Conrad Gröber, Erzbischof von Freiburg i. Br. (71.) Freiburg i. Br. 1937, Herder u. Co. Kart. RM. —40.

Heute tobt der Kampf gegen Gott, den wir Christen als das höchste, überweltliche Wesen anbeten und in absoluter Hingabe verehren, auf allen Linien. Bei dieser Sachlage kommt der vorliegenden kleinen Schrift des um die Abwehr der heutigen Glaubensgefahren hochverdienten Freiburger Oberhirten einem wahren Bedürfnis entgegen. In schlichter, klarer Form, die sich nicht nur an den Verstand, sondern auch an das Herz wendet, wird das Dasein eines persönlichen, überweltlichen, über alle Rassen erhabenen Gottes, ferner Welt und Mensch im Lichte des wahren Gottesglaubens und die Unbegreiflichkeit Gottes behandelt. Das Büchlein verdient Massenverbreitung.

Unser Glaube. Christliche Wirklichkeit in der heutigen Welt. Von Anton Antweiler. (212.) München 1938, Kösel u. Pustet. Kart. RM. 3.50, geb. RM. 4.50.

Das christliche Glaubensgut wieder an den heutigen Menschen heranzubringen, ist das große Anliegen unserer Zeit. Diesem Ziele dient auch das vorliegende Buch Dr Antweilers, der bereits durch sein Werk „Großstadt für Christus“, das in derselben Ebene liegt, bekannt geworden ist. Aus dem Buche spricht ein tiefes Verständnis für die geistige Situation des modernen Menschen, der vielfach deshalb an Gott und Kirche irre geworden ist, weil das Leben der Christen oft so wenig mit den Forderungen des Glaubens übereinstimmt. Das Christentum in der heutigen Zeit als Einheit von Glauben und Leben erkenntlich zu machen, darum ringt der Verfasser in ehrlicher Auseinandersetzung. Es sind die alten Wahrheiten, die in neuer Form und edler Sprache vor die suchenden und zweifelnden Menschen unserer Zeit hingestellt werden. Aber auch der christus- und kirchentreu Leser wird aus der Lektüre des Buches reichen Gewinn ziehen.

Maria aller Gnaden Mittlerin? Von Albert Ailingner S. J. (31.) Kirnach-Villingen 1938, Verlag der Schulbrüder. Kart. RM. —25.

Der Verfasser vorliegender Broschüre tritt mit großer Wärme für die Annahme einer allgemeinen Gnadenvermittlung durch Maria ein und will die Gründe, die dafür sprechen, auch weiteren Kreisen bekannt machen. Er beruft sich auf Äußerungen von Vätern, Theologen, Päpsten und auf die Liturgie. Auch innere Gründe werden angeführt. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis: „Über die Tatsache der

allgemeinen Gnadenvermittlung durch Maria dürfte demnach kein Zweifel mehr bestehen. Die Frage der Art und Weise allerdings, das geben wir gerne zu, bedarf noch der Klärung durch die Theologen, was bekanntlich auch von manch anderer Frage gilt, uns aber nicht hindert, die Tatsache selbst freudig zu bejahen“ (S. 26).

Linz a. D.

Dr. Joh. Obernhumer.

Heilig ist euer Leib. Von P. Peter Schmitz S. V. D. (102.) Wien 1937, „Tyrolia“. Kart. RM. 1.40.

Das Buch ist geschrieben gegen die modernen Irrtümer vom „Recht auf den eigenen Körper“, die besonders unter der heranreifenden Jugend und in der Ehe soviel Unheil anrichten. Es entstand aus der Niederschrift eines Kurses, den P. Schmitz für Jugendführer und -führerinnen, Ärzte und Ärztinnen, Lehrer und Lehrerinnen, Fürsorger und Fürsorgerinnen in Wien gehalten hat. Viele Fragen wurden schriftlich vorgelegt und sind in der Arbeit berücksichtigt, die deshalb stark kasuistisch und lebensnah geworden ist. Der Verfasser geht schwierigen Fragen der Praxis nicht im Bogen aus dem Wege, sondern gibt beherzte Lösungen. Allenthalben wird die katholische Wahrheit herausgearbeitet, einleuchtend und theologisch korrekt begründet, die sittlichen Forderungen sind durchwegs klug und vernünftig abgewogen. Ist die Kirche leibfeindlich? — Wem gehört der Leib des Christen? — Das Recht über Leib und Leben. — Hier werden die Verfehlungen gegen das 5. Gebot, besonders eindringlich die gegen das Leben der Ungeborenen und durch Unfruchtbarmachung behandelt. Ein Glanzpunkt des Büchleins ist dann die „Christliche Sexuallehre“, wo die Verfehlungen gegen das 6. Gebot behandelt werden. Klar wird die Bedeutung von Scham und Schamgefühl gegen die Nacktkultur dargetan und über Mode und Gemeinschaftsbad ernst geredet. Die Grundsätze des sexuellen Verhaltens werden unanfechtbar begründet und sichere Normen zur Beurteilung des Flirtens, des Kusses, der Zärtlichkeiten, der Freiheit des Blickes u. a. abgeleitet. Eingehend wird gehandelt über den rechtmäßigen Gebrauch und den Mißbrauch der Ehe. Zuletzt noch über die christliche Leibespflge, u. a. sehr gut über das Sportwesen. — Die Arbeit ist auch in allen Unterabschnitten klar disponiert, so daß sie an Hand der glücklich verwerteten Literatur unschwer für Vorträge ausgenützt werden kann. Das ausgezeichnete Werk kann allen Jugendbildnern, Eltern, aber auch heranreifenden jungen Menschen nicht genug empfohlen werden; es bietet mehr als manches umfangreiche Buch auf diesem Gebiete.

Bei aller Hochschätzung des durch die sakramentale Ehe gedadelten Geschlechtslebens scheint es doch zu weit zu gehen, wenn in manchen neueren Schriften diesem eine besondere Heiligkeit beigelegt wird; so z. B. auch im vorliegenden Werk S. 66: „... Das eheliche Sexualleben hat durch das heilige Sakrament der Ehe eine besondere Weihe empfangen. Auch der eheliche Sexualverkehr vollzieht sich im mystischen Leibe des Herrn, er ist deshalb eine Tat Christi . . . Es ist also Christus, in dem sich die Eheleute gegenseitig diesen höchsten Beweis der Liebe erbringen und *es ist schließlich auch Christus, der durch die Gatten ein neues Menschenleben zeugt.* (Vom Ref. gesperrt.) So ist der intime Verkehr innerhalb der Ehe eine sakrale Tat.“ — Dem wäre entgegenzuhalten, daß durch solche Gedankengänge einst versucht wurde darzutun, daß die Taufe von Kindern christlicher Eltern nicht notwendig sei. Es muß beim Worte des Apostels (Eph 2, 3) bleiben, daß wir „von Natur Kinder des Zornes“ sind und daß durch das Werk der Natur immer nur die verwundete Menschen-

natur weitergegeben wird, die *Wiedergeburt in Christus* zu einer nova creatura aber erst durch die Taufe erfolgt. Ferner, daß nur der Akt der Eheschließung das Sakrament ist, nicht aber das weiterbestehende Eheband. Vgl. Pohle, Dogmatik III⁷, 540 f. Durch den zur sakramentalen Würde erhobenen Kontrakt geben und empfangen die Eheleute das Recht zu den Akten des natürlichen geschlechtlichen Lebens und erhalten ein Anrecht auf die notwendigen Standesgnaden. — S. 100 A. 80 muß es heißen CJC c. 1081, § 2.

Redemptoristenkolleg Maria Schnee bei Reichenau an der Maltsch (Böhmen).
Dr P. Anton Schön C. Ss. R.

Volk und Volkstum im Lichte der Religion. Eine grundsätzliche Studie zur Gegenwartslage. Von Dr Theodor Grentrop. Gr. 8^o (VIII u. 195). Freiburg i. Br. 1937, Herder. Leinen RM. 3.60.

Über Inhalt, Aufgabe und damit auch Wert dieses Werkes können wir zur Empfehlung nichts Besseres sagen als das, was der Verfasser im Vorwort mitteilt: „Kein Volk kann sich auf die Dauer mit dem wirtschaftlichen Alltag begnügen. Das Suchen nach ewigen Werten liegt jedem Volke im Blut. Wahrhaft unvergängliche Güter aber werden nur in der Gemeinschaft mit dem Göttlichen gefunden. Darum bestimmt das Verhältnis zum ewigen Gott das tiefste und letzte Schicksal eines Volkes. Auch die Gegenwart des deutschen Volkes ist von einem ungeheuren Ringen um das Ewige und Göttliche erfüllt. Allerdings anders als in früheren Zeiten. Jahrhundert hindurch war es selbstverständlich, daß das Christentum allein imstande sei, das Streben des deutschen Volkstums nach letzter Vollendung zu gewährleisten. Heute scheint dies vielen fragwürdig geworden zu sein. Von Evangelium und Kirche wird erneut der Beweis verlangt, daß sie die schätzenswerte Eigenart der volkhafte Fruchtbarkeit nicht nur nicht antasten, sondern ihr die höchste Weihe verleihen. Zur Klärung und Lösung dieser Zeitfrage möchte das vorliegende Buch einen Beitrag liefern. Auf dem Boden der Tatsachen und der natürlichen Erkenntnis stehend, erstrebt der Verfasser eine Verständigung über das Verhältnis von Christentum und Volkstum. Auf Einzelheiten kommt es wenig an, es geht um ein grundsätzliches Verstehen. Das deutsche Volkstum soll an seinen natürlichen und geschichtlichen Werten nichts verlieren, aber auch die Wahrheit des Christentums soll in keinem Punkte geschmälert werden.“ Unter diesen Gesichtspunkten behandelt der Verfasser in drei Abschnitten: 1. Die allgemeinen Grundlagen von Volk und Volkstum; 2. Das Verhältnis von Volk und Religion im allgemeinen; und 3. Das Verhältnis von Volk und Christentum im besonderen. Wir können das Werk den Seelsorgern, besonders den neugeweihten Priestern, aber auch den gebildeten Laien bestens empfehlen. Bei einer Neuauflage würden wir eine tiefere und eingehendere Behandlung der aristotelisch-thomistischen These vom homo, ens natura sua sociale, sehr begrüßen. Diese grundlegendste These hat bis heute noch keine entsprechend gründliche und moderne Behandlung gefunden.

Rom.

Dr P. M. Quatember S. O. Cist.

Kirche und Volkstum im deutschen Raum. Von E. Fuhrmann und A. Schneider. (220.) Paderborn 1936, Ferd. Schöningh. Brosch. RM. 3.—, geb. RM. 4.50.

Die beiden Verfasserinnen, die uns im Vorjahr schon ein Buch: „Stätten deutscher Heiligkeit“ geschenkt haben, bieten uns hier vor

allem für die Zwecke des Unterrichts eine gute, auf tüchtigen Vorstudien bester Quellen aufgebaute Zusammenstellung von deutschem Brauchtum. Naturgemäß ist die Zusammenstellung nicht vollständig; wir vermissen sogar sehr wichtige Tage wie Mariä Verkündigung, St. Anna u. s. w., aber was das Buch bietet, ist gediegen, wofür schon der Name von Prof. Dr. Georg Schreiber (Münster W.) bürgt, der seine schirmende Hand über die Veröffentlichung gehalten hat. Der Text liest sich gut, ist nicht bloß ein Sammelsurium der verschiedensten Angaben; die Bilder sind teilweise erstmalige Veröffentlichungen. Besonderen Dank darf man den Verfasserinnen dafür wissen, daß sie den Einfluß der Kirche, der heute in derartigen Büchern bewußt übergangen wird, furchtlos und geschickt herausgestellt haben.

St. Ottilien (Oberbayern).

P. Beda Danzer O. S. B.

Einführung in die Caritas. Von Konstantin Noppel S. J. (151.)
Freiburg i. Br. 1938, Caritasverlag. RM. 1.80.

Das unscheinbare Büchlein enthält in gedrängter Kürze einen vollständigen Aufriß der Caritas. Das Wirken des Verfassers auf dem Gebiet der Caritas reicht bis in die Zeit vor dem Weltkrieg zurück, umfaßt mehr als 25 Jahre Tätigkeit in der Caritas und wissenschaftlicher Formung der Caritasarbeit. Auf Grund dieser langjährigen Erfahrung bringt das Büchlein, was man vom Verfasser erwartet: eine allseitige, gründliche und zugleich höchst zeitgemäße Einführung in das weite Gebiet der Caritas. Klar aufgezeigt sind Wesen, Gegenstand und Verpflichtung der christlichen Caritas, ebenso klar die Begriffs- und Tatverschiedenheiten von Caritas und Barmherzigkeit, Almosen, Fürsorge und allgemeiner, freier und staatlicher Wohlfahrtspflege. Ein besonderer Vorzug, der auch in Noppels vor Jahresfrist erschienenem Buch „Aedificatio corporis Christi“ hervortritt, ist der Umstand, daß Verfasser es versteht, seine grundlegenden Ausführungen stets in der Heiligen Schrift, dem Dogma und den neuesten kirchlichen Weisungen zu verankern. Sehr aufschlußreich sind die Darlegungen über die Organisation der Caritas und ihre positive Eingliederung in die übrigen Wohlfahrtseinrichtungen des gegenwärtigen Staates und besonders der NSV. Wir erfahren, daß der freien und konfessionellen Wohlfahrtspflege ein weites Arbeitsfeld überlassen bleibt (S. 73). Praktisch wirkt sich die Caritasarbeit zumeist in der einzelnen Gemeinde aus. Planmäßige Weckung und Verbreitung des echten Caritasgeistes und gründliche Schulung der Karitashelfer sind die Grundlagen für die Arbeit in der Pfarrei, an der alle Pfarrkinder in ihrer Weise mithelfen müssen. Die ideelle Leitung der Caritas legt das Kirchenrecht in die Hände des Pfarrers (S. 41), wodurch die enge Verbundenheit zwischen Caritas und Seelsorge klar zutage tritt. Das Büchlein erschöpft sich nicht mit einer einmaligen Lektüre. Es ist ein Wegweiser, den man ständig zur Hand haben wird und für den wir gerade heute dankbar sein müssen. Ein Wegweiser ist auch die Zusammenstellung der wichtigsten Caritasliteratur und der bestehenden katholischen karitativen Vereinigungen am Schluß des Buches. Das Bestreben des Verfassers, die innige Verbindung von Caritas und besonders der Caritasorganisation mit der Pfarrgemeinde als Opfergemeinschaft zu offenbaren, wird durch diese Schrift, die dem Studium jedes Seelsorgers und jedes Caritasapostels im Laien- oder im Ordenskleid wärmstens empfohlen sei, sicher gefördert werden.

Salzburg.

Dr. Karl Berg.

Compendium Iuris Canonici. Von *P. Matthäus Conte A Coronata* O. M. C. Volumen I u. II. Erschienen bei Marietti, Torino, Via Legnano 23. Je Lire 35.—. 1. Band 1937, 2. Band 1938.

Der gelehrte Professor des Kirchenrechtes zu Genua hat im Laufe von 16 Jahren eine stattliche Reihe kleiner Bändchen über einzelne Traktate des neuen kan. Rechtes herausgegeben. Nunmehr liegen sie in neuester Auflage, zusammengefaßt in 2 Bänden zu je zirka 650 Seiten vor und geben eine vollständige Darstellung des gesamten Kodex, ausgenommen den 1. Teil des 3. Buches *De Sacramentis*. Übersicht, Gründlichkeit im Theoretischen und Vielseitigkeit im Praktischen waren seit jeher die Vorzüge Coronatas. Sowohl zum systematischen Studium wie als Nachschlagewerk für die Praxis kann das *Compendium* bestens empfohlen werden. Schade, daß der Traktat *De Sacramentis* fehlt.

Linz a. D.

Dr Josef Fließner.

Az ítélet végrehajtásával kapcsolatos főbb kérdések. (Die hauptsächlichsten Fragen in Beziehung mit der Vollstreckung des Urteils.) Von *Dr Michael Móra*. Budapest, Pallas Nyomda.

Durch gründliche Kenntnis der Fachliteratur gibt der Verfasser eine juristisch und historisch klare Darstellung seines im Titel schon deutlich umschriebenen Themas. Die Studie (66 Seiten stark) ist in der Reihe der Veröffentlichungen des kirchenrechtlichen Seminars der Budapester Universität erschienen und das verbürgt allein für sich den Wert der Broschüre.

Linz a. D.

Dr T. Rejöd.

Seelsorge am Seelsorger. Von *P. Albert Schulte S. V. D.* (179.) Innsbruck, „Tyrolia“. In Leinwand geb. RM. 3.60.

Das Buch habe ich bis zu Ende gelesen und mit dem Gefühl aufrichtigen Dankes weggelegt. So merkwürdig es scheinen mag, es ist doch so, daß niemand für einen guten Rat dankbarer ist, als der Priester, der selbst so vielen zu raten hat. Doppelt dankbar werden solche Ratschläge entgegengenommen, wenn sie gründlich unterbaut sind, wenn sie die genaue Kenntnis der Priesterseele verraten wie die Vertrautheit mit ihren Schwierigkeiten, vor allem wenn sie in echt brüderlicher Gesinnung, die nicht verletzen, nur helfen will, geboten werden. Diese Vorzüge gelten in hervorragendem Maße von der vorliegenden Schrift. In vornehmer und unaufdringlicher Art, doch ohne ein wichtiges Gebiet oder eine besondere Gefahr unberührt zu lassen, tritt der Verfasser vor seine Priesterkollegen hin, die sich ihrerseits den lebensnahen Gedanken kaum verschließen können. Äußerst wohlthuend wird empfunden, daß der Verfasser fern von Experimenten und Problemstellungen auf die Gnaden- und Kraftquellen hinweist, deren heiligende und beglückende Wirkung über jeden Zweifel erhaben ist, wie Betrachtung, Exerzitien, öftere heilige Beichte, Herz-Jesu-Andacht, Marienverehrung mit besonderer Betonung des Rosenkranzgebetes u. a.; äußerst maßvoll bei aller Begeisterung ist die Abhandlung über des Priesters Einstellung zur Liturgie. Aber als ganz besonderer Vorzug, der allein schon dem Werk hohen Wert verleiht, sei gebucht, daß der Verfasser im Gegensatz zu fast allen Schriftwerken dieser Art seine Forderungen aus der einzigartig hohen Priesterwürde ableitet. — Einige kleine Druckfehler stören nicht. — Ein feines Tyrolia-Buch. Jeder nach Vollkommenheit strebende Priester wird es gern und bedächtig lesen und wieder lesen.

Wien-Lainz.

P. Alois Bogsrucker S. J.

Elternsendung und Priesteraufgabe. Herausgegeben durch die bischöfliche Hauptarbeitsstelle von *Peter Heuser* und *Klaus Mund*. 8° (152). Düsseldorf 1937, Beratungsstelle für pfarrgemeindliche Arbeit. Brosch. RM. 2.80.

Dieses „religiöse Werkbuch für elterliche Erziehungsaufgaben“ bietet dem Klerus reiches, vorzügliches Material zur Pflege der christlichen Familie, für Elternbildung und Familienseelsorge. Es sind Aufsätze verschiedener Autoren über alle wichtigen Einzelfragen, über Familie und Elternsendung, Erziehung zur Mündigkeit, zu Glaubensgeist, Gebetsleben und sakramentalem Leben, zur Reinheit, zu Ehe und Familie, Zusammenarbeit von Seelsorger und Eltern u. s. w. Wertvoll sind die Zusammenstellungen des Schrifttums für die Heimbücherei einer katholischen Familie, wie zu Ehe, Familie und Erziehungsfragen. Das Werkbuch ist allen Seelsorgern wärmstens zu empfehlen.

Wien.

Josef Lachmair S. J.

Die christliche Familie in der Pfarrgemeinschaft. Im Auftrage der Katholischen Aktion herausgegeben von *Alois Gfall*. 8° (118). Innsbruck-Wien-München 1937, „Tyrolia“. Kart. RM. 2.40.

Die Katholische Aktion für Tirol veranstaltete Ende August 1936 in Innsbruck eine Klerustagung. Die ausgezeichneten Referate, die dabei von anerkannten Fachmännern gehalten wurden, liegen nun in der Broschüre vor. Sie sind in drei Gruppen geteilt: 1. *Die christliche Familie im Werden*: Die Schulung der Eltern und ihre Aufgaben hinsichtlich der Vorbereitung ihrer Kinder auf die Ehe (Univ.-Prof. Michael Gatterer S. J.), die Erfassung und relig.-sittl. Erziehung der weiblichen Jugend in der Reifezeit durch die Kirche (Univ.-Prof. Franz Mitzka S. J.), die Vorbereitung der reiferen Jugend auf die Ehe (Alois Gfall). 2. *Die Erhaltung und Stärkung der christlichen Familie*: Das religiöse Leben in der Familie (Eugen Bischof), die Pflege der Freude in der Familie (Prof. Dr. Heinrich Huber), Familie und Sonntag (Alois Budamaier), die Pfarrfamilie (Prof. Dr. Heinrich Heidegger). 3. *Die Wiedergewinnung der religiös kalten und abgeirrten Familien. Die Mithilfe zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen der Familie*: Die Bedrohung der Familie auf biologischem Gebiet (Univ.-Prof. Albert Schmitt S. J.), praktische Maßnahmen zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen der Familie (Dr. Adolf Platzgummer). Mit aufrichtiger Freude liest man die schönen, gehaltvollen Referate, aber auch eine gewisse Wehmut beschleicht den eifrigen Seelsorger, der sein Volk liebt. „So sollte es sein in den Familien und wie weit sind wir von diesem Ideal abgewichen!“

Mautern (Steiermark).

Dr P. Jos. Patsch C. Ss. R.

Die Liturgie als Quelle östlicher Frömmigkeit. Von *Julius Tyciak*. Freiburg i. Br. 1937, Herder.

Das Büchlein ist in der Schriftenreihe der „Ecclesia orans“ erschienen, die uns tiefer einführen will in den Geist der Liturgie. Weil im Orient jedoch das theologische und religiöse Denken und Leben weitgehend von der Liturgie bestimmt wird, so muß eine Einführung in den Geist der orientalischen Liturgie uns notwendig bekannt machen mit der Gedankenwelt des Ostens überhaupt. Dem Verfasser ist es gelungen, die uns Abendländern nicht so verständliche Art des östlichen Denkens mit den Auswirkungen im kultischen und religiösen Leben näherzubringen.

In verschiedenen Kapiteln zeigt der Verfasser, wie die Liturgie ganz beherrscht wird von der frohen Tatsache der Auferstehung. Des nähern wird dieses aufgezeigt an den Gebeten der Meßliturgie, des Offiziums und der Sakramente. Die Durchführung mit dem Auferstehungsgedanken gibt der Liturgie etwas ungemein Freudiges. Der Orientale fühlt es gleichsam, wie er vom Göttlichen umgeben, mitten im Gnadenstrom steht. Das Göttliche zieht ihn so sehr an, daß er das Irdische dabei nahezu vergißt oder doch wenigstens nur im höheren göttlichen Lichte schaut. Bei seinem streng konservativen Wesen hat der Orientale an dieser Einstellung festgehalten von den Tagen der Urkirche an bis auf den heutigen Tag. In einem eigenen Abschnitt wird des Bilderdienstes gedacht, der ganz im Dienste der Liturgie steht. In den Ikonen findet die Theologie und das liturgische Geschehen ergreifenden Ausdruck.

Wer sich über den Geist der morgenländischen Liturgie und über die dem Orientalen eigene Gedankenwelt kurz orientieren will, der greife zu diesem anregend geschriebenen Büchlein. Er wird dabei bestimmt auf seine Rechnung kommen.

Immakulatakolleg, Hennef/Sieg.

P. Ludw. Hick C. Ss. R.

Der Ritus der Brechung und Mischung nach dem Missale Romanum. Von P. Leo Haberstroh S. V. D. Mödling bei Wien 1937, Missionsdruckerei St. Gabriel.

Vorstehende Schrift ist erschienen in den „Sankt Gabrierler Studien“, die von der philosophisch-theologischen Lehranstalt St. Gabriel herausgegeben werden. Es ist nur aufrichtig zu begrüßen, wenn die tiefen Gedanken, die in der Liturgie verborgen liegen, von berufener Seite gehoben und zum Gemeingut interessierter Kreise gemacht werden. Dieses Ziel verfolgt der Verfasser mit seiner Monographie über den Ritus der Brechung und Mischung. Die Schrift verrät große Vertrautheit mit den Quellen, die immer wieder zu Wort kommen. Mit kritischem Blick betrachtet der Verfasser das vorhandene Quellenmaterial und kommt so unrichtigen Angaben in den Quellenwerken auf die Spur. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür findet sich S. 81.

Im einzelnen ließen sich hie und da auch andere Ansichten vertreten. So z. B. hat die Auffassung viel für sich, die eucharistische Feier im Abendmahlsale habe nach dem vollendeten Paschamable stattgefunden. Dausch steht mit dieser Ansicht nicht allein da. Meines Erachtens kommt als eucharistischer Kelch einer der vier rituellen Becher wohl nicht in Frage. Denn das Rituale der jüdischen Paschafeier war streng verpflichtend und man sieht nicht recht ein, warum Jesus hier davon abweichen sollte, während er doch sonst treu am Gesetze festhielt. Auch die Erklärung des Mischungsritus in Verbindung mit der eigenartigen Formel: *haec commixtio et consecratio u. s. w.* bietet ihre Schwierigkeiten. Für die Formel in sich wird eine gute, annehmbare Erklärung gegeben. Wie man aber diese Formel mit dem Vermischungsritus in Verbindung bringen konnte, zu dem sie eigentlich nicht paßt, bleibt trotz allem schwer verständlich. In Ermangelung besserer Erklärungen muß man sich jedoch bescheiden. Liturgisch interessierten Kreisen kann die verdienstvolle Studie nur wärmstens empfohlen werden.

Immakulatakolleg, Hennef-Sieg.

P. Ludw. Hick C. Ss. R.

Ursprung und Verbreitung der Dreifaltigkeitsmesse. Von Dr P. Adalbert Klaus O. F. M. (161.) Werl (Westf.) 1938, Franziskusdruckerei. Brosch. RM. 5.—.

Es war ein glücklicher Gedanke, einmal der geschichtlichen Entwicklung und Verbreitung wenigstens einer der Wochenvotivmessen entsprechend nachzugehen. Der Verfasser der vorliegenden Dissertation hat sich wirklich gründlich in der einschlägigen Literatur umgesehen und beherrscht sie. In drei umfassenden Kapiteln behandelt er den trinitarischen Gehalt der frühmittelalterlichen Meßliturgien, dann die kompulatorische Betätigung Alkuins hinsichtlich unserer Messe und endlich die Verbreitung der Dreifaltigkeitsmesse, wobei auch ein guter Überblick über die Geschichte des Dreifaltigkeitsfestes gegeben wird. Messe und Fest sind eine Gabe der germanischen Kirche an die römische, bezw. Gesamtkirche. Die Messe ist gegen Ende des 8. Jahrhunderts im Martinuskloster zu Tours entstanden. Das Fest ist vor dem 10. Jahrhundert nicht nachweisbar. Für die in Aussicht gestellte Bearbeitung des Dreifaltigkeitsoffiziums wäre vielleicht eine farbige Übersichtskarte wünschenswert, wie sie die Schule Georg Schreibers in ihren Arbeiten über die Patrozinien so glücklich verwendet hat.

St. Ottilien (Oberbayern).

P. Beda Danzer O. S. B.

Franz von Sales als Vorbild und Lehrer. Von *P. Ferdinand Ehrenborg* S. J. 8^o (256). Paderborn 1937, Ferdinand Schöningh. In Leinen M. 4.80.

Eine überaus fruchtbare geistliche Lesung für Priester und Kandidaten des Priestertums. Das Buch will keine Biographie bieten, bringt nur eine kurze Lebensskizze auf wenigen Seiten. Der Hauptteil des Buches gilt dem Heiligen als Vorbild und Lehrer. Systematisch geordnet und aus seinem Leben und Schrifttum schöpfend, zeigt es den heiligen Priester im persönlichen geistlichen Leben, wie in allen Zweigen und Tätigkeiten der Seelsorge. Man hat an jeder Seite des Buches seine helle Freude und großen Nutzen. Wärmstens zu empfehlen.

Wien.

Josef Lachmair S. J.

Von der Betrachtung zur Beschauung unter dem Schutze Mariens. Von *P. Venantius van Roeselare* F. M. Cap. 8^o (237). Paderborn 1937, Ferdinand Schöningh (Wien, Raimund Fürlinger; Zürich, B. Götschmann). M. 3.30.

Aus dem Leben, für das Leben! Kommt vom Herzen, geht zum Herzen! Eigene Arbeit; also kein Breittreten von strittigen Fragen, keine übertriebene Behandlung des Kapitels der Täuschungen, wie sich derartiges in den allzu zahlreichen Übersetzungen so unangenehm auswirkt. Ein Hauch germanischer Echtheit beglückt den Leser. Möge das Buch recht viel Freunde finden!

Verständnis und Wertung der Mystik im neueren Protestantismus. Von *Hanfried Krüger*. Lex. 8^o (109). München 1938, Ernst Reinhardt. Brosch. RM. 3.50.

Eine mühsame Arbeit; für den Fachmann unentbehrlich. Ein Ehrenzeugnis für das unermüdliche, ehrliche Streben unserer protestantischen Brüder, aber auch für die beispiellos zersetzende Wirkung einer irrigen Glaubensregel auf ein so erhabenes Gebiet, wie es die Mystik eben ist. Daher auch für Nichtfachmänner aufschlußreich!

Heiligenkreuz.

Prof. P. Matthäus Kurz.

Christus das Leben der Seele. Von *Abt D. Columba Marmion O. S. B.*; übertragen von *M. Benedikta v. Spiegel O. S. B.* Mit einem Geleitwort von *Prälat Dr M. Grabmann*. 6. Auflage. 8^o (648). Paderborn, Ferd. Schöningh (Wien, Raimund Füllinger; Zürich, B. Götschmann). Geb. RM. 6.—.

Der Zweck des Inhaltes: daß Jesus als Vorbild-Ursache, als Wirkursache und als Sühn- und Verdienstursache unseres Lebens uns in sich umgestalte. Das Werk ist also den Exerzitienbüchern verwandt. — Vergleichen wir! Im asketischen Teile verwendet Marmion für den Reinigungsweg ein Siebtel, St. Ignatius ein Achtel, de Cisneros ein Fünftel des Umfanges; Marmion hält sich also — wenn eine solche Folgerung erlaubt ist — mit seinen Ansprüchen an die Anfänger in der Mitte. Umgekehrt widmet de Cisneros der Beschauung zwei Fünftel, St. Ignatius begnügt sich mit einigen, freilich sehr vielsagenden Bemerkungen; Marmion verzichtet darauf, dies Gebiet zu berühren; sein Zweck verlangt dies nicht direkt. Dagegen hat er dem asketischen Teile eine mächtige Vorhalle vorgebaut, indem er die Hälfte des Buches der Dogmatik und der Moral widmet. Er rechnet dabei offensichtlich auf Leser, die von einem asketischen Werke auch die sorgfältige Pflege der wissenschaftlichen Seite des Stoffes erwarten; zugleich soll die hohe stilistische Vollendung jene Seelen befriedigen, welche die Schönheit und den Reiz der Darstellung nicht als bloßen Schmuck des Inhaltes betrachten, sondern als einen ehrfürchtigen, heiligen Tribut für die ewige und ungeschaffene Schönheit Gottes. Das mag wohl stark dazu beigetragen haben, daß das Werk die sechste Auflage erleben konnte. Möge es seine Lebenskraft weiterhin segensreich zeigen!

Heiligenkreuz.

Prof. P. Matthäus Kurz.

Verborgene Gottheit. Begegnung von Gott und Seele. Von *Dr E. Stakemeier*. (117.) Paderborn, Bonifatiusdruckerei. Kartonierte RM. 1.60, geb. RM. 2.80.

Es gibt zwei Richtungen in der Mystik: *Poulain*, „*Handbuch der Mystik*“, geht mehr von den gegebenen Tatsachen aus und sieht ungefähr so: Das übernatürliche Gnadenleben, das durch die Taufe ins Herz gesenkt und im christlichen Leben gesteigert wird, kann nie aus sich allein mystische Höhe erreichen. Es ist vielmehr eine besondere Gnade, Gott neigt sich herab, überrascht gleichsam die nach Vollkommenheit strebende Seele, denn plötzlich tritt er spürbar in die Seele, hebt sie zum mystischen Erlebnis und tritt wieder zurück. Mystik ist also etwas Neues, so daß das gewöhnliche Gnadenleben nichts mystisches in diesem Sinne an sich hat.

Garrigou-Lagrange und andere gehen nicht vom thomistischen System aus und sehen ungefähr so: Mystik ist das Ziel der Gnadenentwicklung; sie ist in der Gottesliebe verwurzelt, die immer mehr gesteigert wird, gleichsam zur Weißglut, wodurch die Seele in das unmittelbare Erleben Gottes hineingezogen wird. Mystik ist hier nichts neues, sondern es liegt in der Entwicklungslinie, ja, jedes gewöhnliche Gnadenleben ist irgendwie mystisch, weil jedes das eigentlich Mystische keimhaft in sich trägt.

Stakemeier schließt sich voll und ganz der zweiten Richtung an, ohne die erste zu erwähnen, außer indirekt; Mystik ist ihm nur die feinste Blüte des normalen christlichen Gnadenlebens; der heilige Thomas wird hierfür gleichsam Symbol: denn Thomas ist Theologe und Mystiker zugleich, „das gibt seiner theologischen Sprache jene heim-

liche Glut der Andacht, die unter der scheinbaren Kühle seiner Darstellung verborgen ist (45). . . . Mystik ist gelebte Dogmatik, sie ist eine Erfahrung göttlicher Dinge, die eine übernatürliche Vereinigung der Seele mit Gott voraussetzt“ (46). So wird an Hand des heiligen Thomas die Mystik entwickelt.

Dann geht der Verfasser über zu den deutschen Mystikern; denn „aus den Tiefen der deutschen Seele erwacht immer wieder der alte metaphysische Drang, zum Urgrund aller Dinge sich emporzuschwingen“. Also Meister Eckhart, Seuse, Tauber, Ruysbrock, Nikolaus Cusanus, Angelus Silesius, in denen die mehr verhaltene Glut der thomistischen Gotteslehre zur mächtig auflodernden Flamme wird. Schließlich werden noch einige nichtdeutsche Mystiker angeführt wie der Engländer Walter Hilton, Angela v. Foligno, Johannes vom Kreuz.

Das Schriftchen ist also sehr interessant; die ausgewählten Stellen der Mystiker sehr schön, aber als populäres Schriftchen finden wir es nicht klar genug.

Linz a. D.

P. Jos. Heinzel S. J.

Die Miterzieher des Elternhauses. Von *Dr Elisabeth Kötter.* (64.)

Dülmen i. W. 1936, Laumann. Brosch. RM. —.60.

Sache der Eltern ist es, die miterziehenden Faktoren, die einen guten Einfluß haben, in die Erziehung miteinzubeziehen und gegen die Faktoren, die einen schlechten Einfluß haben könnten, das Kind zu schützen. So werden die Eltern wirkliche Führer des Kindes. Im Hause nehmen Einfluß auf die Erziehung die Großeltern, Hausangestellte, von außen her Handwerker, Geschäftsleute, der Briefträger, die Waschfrau u. s. w., die alle richtige Miterzieher werden können, wobei die Eltern zu wachen haben, daß die richtige Erziehung nicht aus falscher Weichheit durchkreuzt werde. Was über die Zusammenwirkung von Schule und Eltern gesagt wird, sollten alle Erzieher und Eltern beherzigen. Ebenso lebenswahr ist die Einflußnahme des Milieus dargestellt bei der heranwachsenden Jugend für Stadt und Land, der Einfluß der Vereine, der Freunde und Freundinnen, wobei es die ganze Klugheit des Erziehers braucht, um den jungen Menschen vor Irreführung und Verführung zu schützen, zumal sich in diesen Jahren die Familienverbundenheit zu lockern beginnt. Das Büchlein ist mit großer Sachkenntnis geschrieben und atmet heilige Liebe zur Religion.

Der Väter Erbe in der Eltern Hut. Von *Klara Wirtz.* (24.) Dül-

men i. W. 1936, Laumann. Brosch. RM. —.35.

Jedes Kind erlebt auf seine Weise die Welt und antwortet auf die Eindrücke von außen, wie es seiner Art entspricht. Es ist nun Sache der Eltern und Erzieher, in den Jahren der Entwicklung dem Kinde die richtigen Eindrücke vor die Seele zu führen, dadurch die reichen Kräfte der Kindesseele aufzurufen und ins Leben zu stellen. Im Schriftchen wird gezeigt, nach welchen Grundsätzen Eltern und Erzieher handeln müssen, damit ihre Kinder im Leben für Volk und Vaterland später ihren Platz ausfüllen und zugleich auch zum ewigen Ziele gelangen.

Die Erziehungsaufgabe der christlichen Familie. Von *Edmund*

Kroneberger. (40.) Dülmen i. W. 1936, Laumann. Brosch. RM. —.45.

Die große Aufgabe der Familie, die ihr niemand nehmen und niemand abnehmen kann, ist die Erziehungsaufgabe. Am Beispiele der

Eltern und im Familienverbande auch der älteren Geschwister wächst das Kind. So ist es Gottes Ordnung. Die Schulbildung ist eine Mithilfe in der Erziehung des Kindes, wofür die Eltern dankbar sind. Zwischen Schul- und Familienerziehung muß ständige Harmonie herrschen. Religiöse Fundierung ist nötig, damit die heranwachsende Jugend ein Gesundquell des Volkes werde.

St. Georgen a. d. Gusen.

L. Rechberger.

Homiletisches Handbuch. Von Anton Koch S. J. I. Abt.: Homiletisches Quellenwerk. II. Band, 3. Teil: Die Lehre vom Gottesreich der Kirche. 4. Teil: Die Lehre vom Gottesleben der Gnade. Gr. 8° (500). Freiburg i. Br., Herder. Brosch. RM. 9.20, geb. RM. 11.40.

Der zweite Band des großen homiletischen Handbuches von P. Koch S. J. enthält in zwei Abteilungen homiletischen Stoff über das Gottesreich der Kirche Christi auf Erden (91 Titel) und über das Geheimnis der Gotteskindschaft in der Menschenseele, Grundlegung, Ausbau und Vollendung des Gnadenlebens (90 Titel). Über die Idee des Werkes, die Stoffgliederung, und äußere Anordnung vgl. die Besprechung des 1. Bandes in dieser Zeitschrift 1938 (I.) S. 203 f. Das dort gegebene Werturteil konnte inzwischen von Tausenden in der praktischen Verwendung des ersten Bandes nachgeprüft werden. Ich bin überzeugt, kein Homilet und Seelsorger, der selbständig zu arbeiten gewohnt ist, wurde vom ersten Band enttäuscht. Noch mehr wird der zweite Band befriedigen. Er bringt homiletisches Gedankengut erster Güte in reichster Fülle: über die Kirche, ihre Eigenschaften und Merkmale, ihr inneres Leben, ihre Verfassung und ihre Schicksale; über das Werden und Reifen der Gotteskindschaft, über das heilige Opfer und die heiligen Sakramente, über Priestertum und Ehe, über den Tod und die letzten Dinge: also über Gegenstände, die für die Predigt und seelsorgliche Unterweisung von heute obenanstehen. Möge dem bedeutsamen Werke rascher Fortschritt und glückliche Vollendung beschieden sein!

Linz a. D.

Dr W. Grosam.

Katechismusantworten auf brennende Gegenwartsfragen. 1. Teil. Zeitpredigten über die Katechismuswahrheiten. Von Georg Ströbele. 8° (69). Rottenburg a. N. 1937, Badersche Verlagsbuchhandlung. Kart. RM. 1.20.

Es handelt sich um Predigten, die vor einer Großstadtgemeinde gehalten worden sind und denen die Katechismuswahrheiten zugrunde gelegt werden, welche die deutschen Bischöfe dem katholischen Volk in die Hand gelegt haben zur Abwehr der schweren Angriffe, denen der christliche Glaube von Seite der sogenannten deutschen Glaubensbewegung gegenwärtig ausgesetzt ist. Elf dieser Glaubenswahrheiten werden in überzeugender Form und begeisterter Art behandelt. Unstrittig sind diese Predigten zeitnahe und ihr Erscheinen in Buchform ist im höchsten Grade verdienstvoll, helfen sie doch mit die Grundlagen des Christentums verteidigen, um die es in diesem Glaubenskampf geht. Wo immer dieser Kampf seine Wellen hinwirft, werden die Hüter des christlichen Glaubensgutes, und das sind wohl in erster Linie die katholischen Priester auf der Kanzel, in diesem Buch eine wertvolle Hilfe haben.

Linz a. D.

Gottfried Bayr.

Fünf Minuten Christenlehre. Von *Leo Wolpert*. Drei Reihen Katechismuslesungen. Regensburg 1936/37, Friedrich Pustet.
 1 Bd. (zum I. Hauptst.) (166). Kart. RM. 2.10, geb. RM. 2.80;
 2. Bd. (zum II. Hauptst.) (180). Kart. RM. 2.30, geb. RM. 3.—;
 3. Bd. (zum III. Hauptst.) (203). Kart. RM. 2.60, geb. RM. 3.40.

Den Sonntagen des Jahres entsprechend, bringen die drei Bände in je 52 Stücken zu drei bis fünf Seiten nova et vetera zu den wichtigeren Katechismuswahrheiten in der bekannt ansprechenden Darstellungsweise des Autors. Diese Lesungen sind wohl an sich für den Laien bestimmt, dessen religiöse Kenntnisse sie erweitern, auffrischen und vertiefen wollen; doch liest man sie auch als Geistlicher wegen ihrer Diktion und ihres reichlichen Gehaltes an Aussprüchen von Heiligen und Gelehrten, von Episoden aus der Welt- und Kirchengeschichte mit Genuß. Insofern sind sie sogar ein ergiebiger Behelf für Schule und Kanzel.

Linz a. D.

Rud. Fattinger.

Sonn- und Feiertagspredigten. Herausgegeben von *Prof. Franz Kraus*. 8° (208). Jägerndorf 1936, Verlagsanstalt „Das Volk“. Geb. Kč 28.—.

Die 65 vorliegenden Kurzpredigten behandeln je ein Thema zu den Sonntagen des Kirchenjahres, zu den Festen des Herrn und Mariens, zu Peter und Paul, Allerheiligen, Cyrill und Method, Stephanus sowie zu verschiedenen Anlässen, z. B. Neujahr, Herz-Jesu-Fest, Rosenkranzfest, Muttertag, Kirchweih und Silvester. Die Predigten sind auf die Gegenwartsfragen eingestellt, gehaltvoll, im Ausdruck wohlgefeilt. Bei aller Kürze — auf die einzelne Predigt kommen zirka drei Druckseiten — sind die Gedanken reichlich anschaulich und eingehend ausgeführt sowie mit manchem Beispiel illustriert, so daß ein hoher Spannungs-koeffizient zustande kommt. Der Autor hat sich mit seinem wertvollen praktischen Buch einen Platz in den vorderen Reihen gesichert.

Linz a. D.

Rud. Fattinger.

Lebensweisheit aus Apostelmund. Christliche Lebensregeln im Spiegel des 1. Petrus- und des Jakobusbriefes. Von *Prof. G. Lenhart*, Domkapitular. (246). Saarbrücken 1937, Saarbrücker Druckerei und Verlag. Kart. RM. 3.80.

Der als Homilet hochgeschätzte Verfasser hat in den letzten Jahren diese Predigten in der Kathedrale von Mainz gehalten. Es sind Erklärungen ganzer Bücher aus der Heiligen Schrift, wie sie das Tridentinum (Sess. V. de ref. c. 1, vgl. can. 400, § 1) vom Canonicus theologus verlangt. In 30 Homilien wird der I. Petrusbrief und in 42 Homilien der Jakobusbrief erklärt. Die mannigfaltigsten Gegenstände des öffentlichen und persönlichen Lebens werden dem reichen Inhalt der beiden apostolischen Mahnschreiben entsprechend berührt. Die heutigen Zeitschäden und Gefahren werden offen genannt. Die sittlichen Forderungen, die Lenhart daraufhin stellt, sind biblisch begründet und können darum mit besonderer Kraft erhoben werden. Die einzelnen Homilien sind kurz, durchschnittlich dreieinhalb Seiten, gut eingeteilt, in allgemein verständlicher Sprache. Bei der praktischen Verwendung wird der Prediger aus Eigenem öfter ein Beispiel aus der Geschichte der Kirche oder der Heiligen hinzu-

geben. Etwas hinderlich scheint für das Auge der viele Sperrdruck. Vorliegendes Werk bildet eine dankenswerte Bereicherung der homiletischen Literatur.

Maria Schnee, Südböhmen. *Dr P. Anton Schön C. Ss. R.*

Heiland der Welt. Homilien über das Leben und die Lehre des Gottmenschen. Von *Dekan Tiberius Burger*, 1. u. 2. Band je 340 Seiten. Regensburg, Pustet. Kart. RM. 4.80, geb. RM. 5.80.

Im ersten Band wird das Leben Jesu behandelt vom ersten öffentlichen Auftreten bis zum Schluß der Bergpredigt; der zweite Band stellt das Leben Jesu dar bis zum Tempelweihfest. Ein dritter Band, der erst in einem oder zwei Jahren folgen soll, wird den letzten Abschnitt des öffentlichen Wirkens Jesu enthalten; dann wäre das Ganze abgeschlossen als dreibändiges Werk, weil die Passion nicht behandelt wird.

Die Grundlage für die einzelnen Vorträge bildet die Evangelienharmonie von Lohmann. Der Autor, der aus dem Predigtwerk „Heilige Saat“ bekannt ist, will auf solider exegetischer Grundlage eine brauchbare Vorlage für Schriftpredigten bieten. Dieses Ziel ist in den beiden vorliegenden Bänden voll und ganz erreicht, so daß es sehr begreiflich erscheint, was der Verfasser im Vorwort des ersten Bandes sagt: Diese Homilien hätten in seiner ländlichen Pfarrgemeinde immer besondere Aufmerksamkeit gefunden.

Wegen ihrer Einfachheit und Klarheit könnte man die beiden Bände auch Laien, gleich ob gebildet oder nicht, als religiöse Lesung in die Hand geben. Das würde viel Nutzen stiften, da die gottmenschliche Gestalt Jesu vor dem stillbeschaulichen Auge aufleuchtet und der Geist des Christentums, des Welterlösers ins Menschenherz gesenkt und vertieft wird.

Linz a. D.

P. Jos. Heinzl S. J.

Vom heiligen Sakramente der Ehe. Von *Emil Muhler*. (153.) Freiburg i. Br. 1936, Herder. Kart. RM. 2.—.

Der als Prediger und Soziologe weithin bekannte Münchener Stadtpfarrer von St. Andreas legt uns hier zehn Predigten über einen der wichtigsten Gegenstände der Gegenwart vor. Der Verfasser hat tief hineingesehen in das moderne Elend der Menschheit und darum stellt er sich auch vollbewußt auf den Boden der gegebenen Wirklichkeiten bei aller Wahrung der religiösen Interessen. Hierin liegt die Stärke dieser Predigten, die auch für den Beichtstuhl und Brautunterricht sich ausgezeichnet verwenden lassen eben wegen dieser Natürlichkeit, die gleichwohl das Ideal nicht aus dem Auge läßt. Die gut gegliederten, sprachlich leicht verständlichen, dogmatisch, rechtlich und statistisch (vgl. S. 67. Jeder fünfte Katholik geht eine Mischehe ein!) stark unterbauten Predigten handeln vom Wesen, Zweck, den Eigenschaften der katholischen Ehe, von der kirchlichen Ehegesetzgebung (drei Predigten), von den Sünden gegen die Ehe, der Vorbereitung auf die Ehe (ungemein praktisch und lebenswahr) und von der Liturgie der Ehe (leider ein bisher recht unbeachtet gebliebenes und doch so wichtiges Kapitel).

St. Ottilien (Oberbayern).

P. Beda Danzer O. S. B.

Selig seid ihr! Gedanken zur Bergpredigt. Von *Josef Thomè*. (92.) Regensburg 1937, Pustet. Kart. M. 1.60, geb. M. 2.20.

Ein kleines, aber feines Büchlein. Tiefe Gedanken mit einer vielfach neu anmutenden Deutung der acht Seligkeiten. Das Gottes-

reich in seiner Kraft und Seligkeit schon im gegenwärtigen Leben. Das Büchlein ist nicht zum flüchtigen Lesen, sondern zum Durchdenken. Dann bietet es reichste Anregung.

Religiöse Ansprachen zur christlichen Vertiefung unseres katholischen Landvolkes. Von *Dr Anton Konrads*. 8° (VIII u. 98).

Münster i. W. 1937, Regensberg'sche Verlagsbuchhandlung. Kart. M. 1.50.

An guten Standesansprachen für das Landvolk haben wir keinen Überfluß. Vorliegendes Büchlein kommt recht gelegen, zumal man heute die Bedeutung der Einkehrtage auch für das Landvolk mehr zu schätzen beginnt. Die Ansprachen von Konrads sind zwar auch für Sonntagspredigten zu verwenden, in erster Linie aber für Einkehrtage berechnet. Die 15 Vorträge sind auf drei Einkehrtage aufgeteilt und unschwer den örtlichen Bedürfnissen anzupassen. Recht begrüßenswert sind die beigelegten praktischen Winke für die Abhaltung von Landeinkehrtagen, die Bauerngebete und die in guter Übersetzung gebotenen kirchlichen Segnungen über Haus, Stall, Saat, Frucht und Scheune. Landseelsorgern recht zu empfehlen.

Das Jahr des Herrn in der Zeit. Sonntagserwägungen. Von *Ludger Augsten*. 8° (222). Berlin 1937, Buchverlag „Germania“.

Brosch. M. 3.—, in Ganzleinen M. 4.—.

„Erwägungen“ nennt der Verfasser sein Buch und hat es damit richtig bezeichnet. Es sind nicht Predigten und nicht einfach fromme Lesungen. Die Perikopen der Sonntage und die Gesamtliturgie, in der sie stehen, erstehen in ihrer überzeitlichen Bedeutung und zugleich innigst verbunden mit den Fragen und Sorgen der Zeit, vor allem dem Deutschland von heute. Auch außerhalb Deutschlands ist das Buch für jeden gebildeten Katholiken ein ausgezeichnetes Behelf, das „Jahr des Herrn“ mitzuleben als Erneuerung in Christus. Der Priester aber wird, wenn er diese Erwägungen besinnlich auf sich wirken läßt, viel Anregung zu fruchtbarer, liturgie- und zeitnaher Predigt daraus schöpfen.

Wien.

Josef Lachmair S. J.

Wo die Gottesmutter lebte. Von *Dr P. Bernhard Ernst Krahl* O. Cist. (140.) Warnsdorf 1936, Ambros Opitz. Broschiert Kč 12.—.

Der Verfasser, der persönlich all die Stätten besuchte, an denen die Gottesmutter lebte und wirkte, bietet uns hier 31 Maipredigten, die er im Vorjahr im Dom zu Leitmeritz gehalten hatte. In origineller Weise werden die Predigten, wie der Titel besagt, an die Orte angeknüpft, an denen Maria lebte. Wie von einem Jünger aus St. Bernhards Schule nicht anders zu erwarten ist, sind diese Predigten von warmer Marienminne durchglüht und bieten reichen Stoff zur Betrachtung und Belehrung.

St. Ottilien (Oberbayern).

P. Beda Danzer O. S. B.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Die Professoren der phil-theol. Diözesanlehranstalt in Linz a. d. D. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr Ferdinand Spiesberger, Linz, Harrachstraße 7. — Druck: NS-Druckerei Oberdonau, Ges. m. b. H., Linz, Landstraße 41.

Einladung zur Bestellung

des 92. Jahrganges (1939) der „Theologisch-praktischen Quartalschrift“.

Mit diesem Hefte ist der 91. Jahrgang der „Theol.-prakt. Quartalschrift“ abgeschlossen. Er umfaßt 774 Textseiten nebst Titelblatt und Register.

Schriftleitung und Verwaltung schließen den Jahrgang mit *Dank* gegen Gott, der ihre Arbeit sichtlich gesegnet hat. Wir danken aber auch unseren verehrten Mitarbeitern im In- und Auslande, die Wissen und Erfahrung in den Dienst der „Quartalschrift“ und damit der hochwürdigen Mitbrüder gestellt haben, ferner allen Abnehmern, Lesern und Freunden, die auch in diesem Jahre unserer Zeitschrift treu geblieben sind. Nicht vergessen sei der Dank an jene Abnehmer im Altreich, die nach Freiwerden des Zahlungsverkehrs bereitwillig noch ausstehende Bezugspreise einsandten und so die finanzielle Lage der „Quartalschrift“ stärkten.

Wir laden nun zur Bestellung auf den 92. Jahrgang (1939) ein.

Die *Zielsetzung* bleibt dieselbe wie bisher. Die „Quartalschrift“ will der aszetischen, wissenschaftlichen und praktischen Fortbildung der Priester auf dem gesamten Arbeitsfeld der Seelsorge dienen. Die Schriftleitung ist dankbar für jede Anregung, ersucht die bisherigen Mitarbeiter um weitere Mithilfe, begrüßt aber auch neue Mitarbeiter, namentlich auf dem Gebiete der praktischen Seelsorge.

Die Bezugsbedingungen für den neuen Jahrgang 1939 sind auf der vierten Umschlagseite dieses Heftes angegeben. Die *Bezugspreise* sind in Anbetracht des großen Umfanges der Zeitschrift sehr niedrig gehalten, um möglichst vielen Priestern den Bezug zu ermöglichen. Diese niederen Ansätze können aber nur beibehalten werden,

wenn der Bezugspreis möglichst bald, am besten noch im Jahre 1938, für den Jahrgang 1939 eingezahlt wird und noch ausstehende Beträge umgehend beglichen werden. Wir bitten dringend, uns auf diese Weise die finanzielle Führung und den Ausbau der Zeitschrift zu erleichtern.

Unsere Abnehmer im Altreich laden wir ein, die „Quartalschrift“ wieder direkt bei der Verwaltung, Linz an der Donau, zu bestellen. Es ist zwar auch der Bezug durch das Zeitungspostamt möglich, doch erfahren wir dann den Namen des Beziehers nicht. Um die Bestellung zu erleichtern, gehen früheren und bisherigen Abnehmern im Altreich eigene Briefe mit Bestellkarten zu.

Schriftleitung und Verwaltung der „Theol.-prakt. Quartalschrift“, Linz a. d. D. (Deutsches Reich),
Priesterseminar, Harrachstraße 7.

